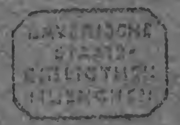
QUER DURCH DIE GEGENWART

Albrecht Wirth





Quer durch die Gegenwart

von
Dr. Albrecht Wirth

Deutscher Volksverlag München

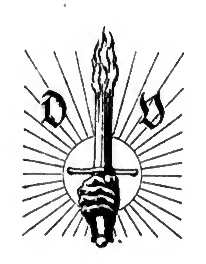
Untenstehende Preise sind Grundpreise und entsprechen ungefähr dem Goldmarkwert. Sie werden mit einer veränderlichen Teuerungszahl multipliziert, die im Oktober 1922 110 betrug.

Quer durch die Gegenwart

Druck von L. Schnitzler & Co., München.

Quer durch die Gegenwart

Von Dr. Albrecht Wirth



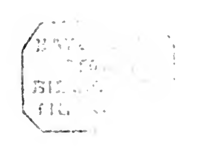
Deutscher Volksverlag Dr. E. Boepple
München

(1922)



Inhalts-Verzeichnis

1. Die Stunde drängt 5
2. Die Weltmächte 8
3. Luftpanik 18
4. Kriegsflotten 21
5. Alljudentum 22
6. Geld 39
7. Die Kurie 51
8. Onkel Sam 58
9. Mexiko 70
10. Die englische Riesenspinne 74
11. Napoleonische Politik 90
12. Am Mittelmeer 103
13. Italien 107
14. Auf dem Balkan 111
15. Die Randstaaten des ehemaligen Zarenreiches . 133
16. Einige Zahlen 137
17. Wandlungen des Sowjets 139
18. Angora 168
19. Die Weltölpolitik 186
20. Die schwarze Gefahr 188
21. Deutsche Möglichkeiten 193
22. Freiheit 206



1. Die Stunde drängt.

Die Auseinandersetzung zwischen dem von Juden angestifteten und geleiteten Bolschewismus und den Mächten der Ordnung hat begonnen. Amerika, England und Frankreich sind jetzt geschlossen gegen den Sowjet. Wir haben in Rapallo wieder auf das falsche Pferd gesetzt. Norddeutschland droht den vaterlandslosen Linksradikalen zu verfallen. München ist jetzt schon das Deutsche Reich. Der Kampf tobt zwischen dem Einheitsbrei und dem Stammestum, zwischen geisttötendem Unitarismus und berechtigtem Partikularismus, zwischen Zentralisierung und Föderativsystem. Noch mehr! Es geht um die Lebensfrage: Beharren, Aufsteigen oder Anarchie und Untergang.

Die Zusammenkünfte von Genua, Paris und London im Jahre 1922 waren die Ouvertüre zu der großen Oper, die da betitelt ist: Bruch zwischen Frankreich und England. An der Ruhr, in Bayern, in Warschau und Moskau, in Belgrad und Angora, überall stoßen die Briten auf französische Umtriebe, auf eine Wiederkehr napoleonischer Eroberungslust. Die Politik der Franzosen am Rhein, ihre geflissentliche Unterdrückung jeder Volksregung, ihre kleinlichen Quälereien, ihre satanische Verwendung von Schwarzen, all das löst nicht nur bei Briten, sondern auch bei Yankees und Buren und Skandinaviern den heftigsten Widerwillen aus. Das offenkundige Bestreben der Pariser Finanzkreise, ganz Europa und Vorderasien zu vergewaltigen, schürt die Erbitterung.

Die wirtschaftliche Lage ist unhaltbar geworden. Überall auf der Erde herrscht Not und Teuerung. Überall sind Arbeiterausstände an der Tagesordnung. Überall wird die Last der Staatsschulden immer drückender. Die deutsche Mark ist auf $^1/_{500}$, die österreichische Krone auf $^1/_{3000}$, der russische Rubel auf $^1/_{40000}$ des Friedenswertes gesunken. Der Mittelstand wird zerrieben. Auf der Erde gibt es jetzt zehn Millionen Arbeitslose. Die Länder des ehemaligen Vielverbandes müssen mehr für Arbeitslose an Unterstützung bezahlen, als sie jemals durch Reparationen wieder einholen können. Um die Kriegsentschädigung zu leisten, fördert Deutschland mit allen seinen Kräften die Industrie; die Ausfuhr unserer Industriewaren drückt jedoch auf den Weltmarkt und erzwingt dadurch die Stilllegung fremder Fabriken, vermindert die Ausfuhr der Siegerstaaten. Deshalb fällt Lloyd George den unersättlichen Parisern in die Arme.

Inzwischen wächst, durch die Blüte oder Scheinblüte der Industrie angestachelt, die Begehrlichkeit der Arbeiter. Sie wurde zwar von den anderen Staaten bisher niedergehalten. Im Transvaal wurde ein Arbeiteraufruhr blutig unterdrückt; weder in den Vereinigten Staaten noch in England gaben die Industriemagnaten den Forderungen der Eisenbahn-, Kohlen- und Metallarbeiter nach, und in Italien werden die Sozialisten durch den wütenden Nationalismus der Faszisten im Zaum gehalten. In Berlin dagegen, in Gotha, Magdeburg und Halle, an der Ruhr und in Hamburg führen die Unabhängigen und ihre kommunistischen Gesinnungsgenossen noch immer das große und größte Wort; sie werden nicht ruhen, bis sie neue Wirrsale und Zerstörungen ins Werk setzen.

Die Schwarze Frage ist brennend geworden. Neger und Marokkaner sahen die Schwäche der Weißen aus nächster Nähe. Sie lernten von den Europäern die neuzeitliche Kriegsführung. Sie glauben, daß sie wieder einen Toussaint oder gar einen Napoleon hervorbringen können. Sie wollen nicht mehr Sklaven sein; sie wollen die Herren spielen. Sie werden unverschämt gegen die Weißen. Sie fangen an, Frankreich und die Rheinlande mit farbigem Blute zu durchdringen. Ähnlich ist Rußland der Vergewaltigung durch Juden, Chinesen und Letten ausgesetzt. Die Stunde drängt. Wenn man der greulichen Bastardierung nicht Einhalt tut, so wird die Bevölkerung Europas schon in zwei Menschenaltern ein ganz anderes Gesicht bekommen.

Der Bolschewismus, Vorhut und Stoßtrupp des Alljudentums, ist inzwischen nicht müßig. Schon setzt er den weiten Orient in Flammen. Er verbreitet sich in Mittel-, West- und Südeuropa; er beeinflußt Irland und Rumänien, das ebenso wie die Tschechei und das Baltikum die Großgüter enteignet hat; er wühlt in Amerika, Asien und Afrika. Mit äußerster Heftigkeit wirkt er in Norddeutschland. In Frankreich gibt es bereits 800 000 Syndikalisten, etwa das Fünffache der jetzt eingeschriebenen Mitglieder der Sowjetpartei im ehemaligen Zarenreiche.

Die Bolschewiki haben ihre Sendboten nach dem Nil, nach Angora, nach Kabul und Delhi, nach Java und China entsandt. Im Orient aber hat sich der Bolschewismus in Nationalismus umgewandelt. Überall ist das Rassenbewußtsein zu deutlicher Stärke und Angriffslust erwacht. Man kämpft gegen die weiße Gefahr. Die Türkei, Vormacht des Islams, möchte alle Europäer aus Vorderasien vertreiben. China wehrt sich gegen die Einmischungsgelüste des amerikanischen Großkapitals. Die Ägypter wollen die Selbstbestimmung der Völker in verfassungsmäßige Tat umsetzen. Die Inder wollen die britische Herrschaft mit Haut und Haar abschütteln. Die Afghanen haben sie bereits abgeschüttelt und die Engländer aufs Haupt geschlagen. Der chinesische Nationalismus hat im Mai 1922 einen Krieg geführt, der das Vorspiel eines gewaltigen Ringens um

den Stillen Ozean sein wird. Turkestan und Kirgisistan sind von Rußland abgefallen, das nie wieder seine alte Macht erreichen wird. Es brodelt und gärt im ganzen Orient. Die Stunde drängt auch für die Angelsachsen und ihre Stellung im Osten.

In Deutschland wähnt man, die Zeit arbeite für uns. Ein großer Irrtum! Auch im Weltkriege hegte man den gleichen Wahn; zuletzt aber erdrückte uns die lange Dauer des Krieges. Nein, die Zeit arbeitet nicht für uns! Wirtschaftlich gehen wir zugrunde, finanziell gehen wir österreichischen Zuständen entgegen. Mit der Abschließung wichtiger Außenmärkte für unsere Industriewaren hat es begonnen. Mit der Aussperrung von Arbeitern aus deutschen Werken ist es weitergegangen. Mit dem Schwinden der einheimischen Kaufkraft hat sich die Krisis verschlimmert, mit dem völligen Zusammenbruche wird sie enden. Auch hier heißt es, die Stunde drängt. Der Druck der Reparationen und Besatzungslasten wird so groß, daß wir entweder von ihm erdrückt werden oder zum entscheidenden Gegenstoß uns aufraffen. Mittlerweile aber sinkt die Widerstandsfähigkeit gegen Not und Druck. Es sinkt nicht minder die Kriegstüchtigkeit, es schwindet die Überlieferung und Erfahrung, die sich unsere Feldgrauen 1914 bis 1918 erwarben.

In Rußland sind durch den Bolschewismus 50 Millionen Menschen zugrunde gegangen. Ein leerer Raum entstand in Osteuropa. Nun lehrt die Physik, daß ein Vakuum nie lange sich behaupten kann. Luft und Wasser drängen nach. Unvermeidlich sind daher neue Erschütterungen in Osteuropa, und sie werden auf Mitteleuropa verhängnisvoll zurückwirken. Wir aber warten zu. Die Feinde dagegen wissen nichts vom Warten. Ihr Wahlspruch heißt: Handeln! Auf daß nicht Deutschland seinen Überfluß nach Osten abströmen lasse und in Osteuropa eine beherrschende Stelle erlange, wollen die Franzosen uns durch einen Querriegel, der von Danzig bis Jugoslawien, von der Ostsee bis zur Adria reicht, territoriell abschließen und wollen womöglich noch ganz Ostdeutschland, Sachsen inbegriffen, an Polen und Tschechen ausliefern.

Weltbritannien ist seit Herbst 1922 immer offener und immer entschiedener gegen Frankreich. Zugleich kündigt sich bei uns ein Umschwung der Geister an. Der Tanz ums goldene Kalb dauert zwar noch fort, allein die Tänzer machen ihre letzten Sprünge. Das brennende Gefühl der Schmach wird heftiger als die Habsucht. 60000 Ankläger des Schmachfriedens von Versailles versammelten sich am 28. Juni und 80000 Ankläger der Berliner Sowjetfreunde am 16. August auf dem Münchner Königsplatz. Das Bewußtsein unserer Gefahr, das Bewußtsein, daß es um Sein oder Nichtsein gehe, wird lebhafter und empfindlicher. Alle Bedenken werden übertäubt durch die Sorge um die verlorene Ehre.

---

2. Die Weltmächte.

Augustus legte sich den Titel eines Pontifex Maximus bei. Hinfort war jeder Kaiser in Rom auch oberster Priester. Genau wie das der Kalif in der Islamischen Welt noch heute ist. Jenen Titel übernahm der Papst. Er fühlte sich aber gleichzeitig als der weltliche Nachfolger der Cäsaren. In der Tat ist das Papsttum nichts anders, als eine Fortsetzung des alten Imperiums mit neuen Mitteln. Der Papst ward nicht nur der geistliche, sondern in mancher Beziehung auch der weltliche Herr der Christenheit. Er besaß den Kirchenstaat, er gab Fürsten und Königen ganze Länder und Reiche zu Lehen; im 13. Jahrhundert erhob er den Anspruch, die Quelle aller Territorialgewalt auf Erden zu sein; um 1500 verteilte er durch einen Schiedsspruch, gegen den keine Berufung eingelegt würde, Amerika und die neuen Entdeckungen im Osten zwischen Spanien und Portugal.

Auch heute ist der Heilige Stuhl eine Weltmacht. Er verfügt zwar, abgesehen vom Vatikan und einer Burg in den Albanerbergen, über kein Territorium mehr; sein Einfluß fällt jedoch sehr in die Wagschale, wo immer es sich darum handelt, Territorien zu vergeben. Die Kurie hat die stärksten Trümpfe in dem Spiel, das einen Zusammenschluß zwischen der Ukraine, Rumänien, Ungarn und Bayern herstellen und dadurch eine Brücke von dem Don bis nach Graubünden bauen möchte, so die Verbindung mit dem Katholizismus in Italien und Frankreich vollendend. Das eigentliche Ziel, das dem Nachfolger Petri und der Cäsaren vorschwebt, ist aber noch höher. Es ist nicht weniger als eine Verschmelzung der Griechischen mit der Römischen Kirche, wodurch der Römischen Kirche ganz von selbst der Vorrang und die Leitung zufiele. Kaum minder bedeutend ist der Anteil, den der Papst an irischen, karlistischen, südslawischen, mexikanischen, peruanischen und sogar indischen Verwicklungen und Kämpfen nimmt. Dabei verfügt die Kurie über eine bunte Fülle wirksamer Mittel, um ihre Absichten durchzusetzen. Vor allen Dingen spielt sie meisterhaft die Völker gegen die Herrscher, wie das in Preußen geschah, und die einzelnen Dynasten gegeneinander aus. So ist sie besonders den Bourbonen wohlgeneigt. Sie bedient sich mit Vorliebe der Frauen, der Fürstinnen wie der Bürgerinnen und Bäurinnen. Sie hat empfindliche Strafen gegen Widerspenstige in Bereitschaft. Sie hat es in ihrer Macht, einzelne wie ganze Staaten zu boykottieren. Freilich, das Interdikt, das sie früher über Könige, Grafen und Länder verhing, ist nicht mehr so zugkräftig, so zermalmend wie einst; dafür gibt es andere Mittel und Wege, um dem Willen Roms Geltung zu verschaffen. Unbekümmert um die öffentliche Meinung, geht das Papsttum seinen Weg. Das erhellt schon daraus, daß es seit Jahrhunderten nur noch aus Italienern sich rekrutiert. Im Grunde geht das durchaus gegen den Geist der Katho-

lischen, das heißt der Allumfassenden Kirche. Trotzdem nichts zu machen. An Einspruch hat es gewiß nicht gefehlt. Aber es kommen keine Deutsche auf, so wenig wie Polen, Franzosen, Ungarn, Iren und Spanier, welch letztere mehr als einmal nahe daran waren, die Tiara an sich zu reißen und die denn auch Staatssekretäre, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, bei der Kurie wurden. Auch in Deutschland ist man sich vollkommen klar darüber, daß es ein Unding für die deutschen Katholiken ist, beständig von Italienern regiert zu werden: indes, alle Stimmungen und Einwände haben gar nichts genutzt. Rom ist über sie zur Tagesordnung übergegangen. Die altkatholische Bewegung, die zum Teil solchen Stimmungen entsprang, hat es in Deutschland niemals, außer in den ersten Jahren ihres Bestehens, zu nennenswertem Einfluß gebracht.

Die katholische Religion ist etwas Schönes, Feierliches, Gemütvolles. Ihr muß auch in dem deutschen Gemüt etwas entgegenkommen, etwas wahlverwandt sein, da doch 35 Millionen Deutsche sich zu ihr bekennen. Niemals ist jedoch eine katholische ecclesia germanicana entstanden. So klafft auch hier, genau wie bei jedem Staate, den Burckhardt als das Böse an sich auffaßte, die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit. Der Lehre nach ist die Kirche eine geistige, eine ideale Einrichtung. In Wirklichkeit ist auch sie eine auf Grundbesitz, Geld und Staatskunst begründete weltliche Macht.

Durch die Greuel des Bolschewismus geschreckt, suchen Europäer und Amerikaner nach einer Zuflucht, nach einem Hort. Den Fels in der Brandung heutigen Lebens glauben viele in dem Felsen Petri zu finden. Daher hat ohne Zweifel das Papsttum in den letzten Jahren an Einfluß gewonnen. Der Gewinn kam schon während des Krieges. Die erhöhte Stellung des Heiligen Stuhles drückte sich dadurch aus, daß England nach sehr langer Unterbrechung die Beziehung wieder aufnahm und 1915 einen Gesandten beim Vatikan bestellte; darin, daß der Deutsche Kaiser und andere Potentaten den Papst um Friedensvermittlungen angingen; darin, daß sowohl der Sultan als auch die Zionisten den Papst anriefen, um ihn für ihre Absichten günstig zu stimmen.

Nur einem Feinde zeigte sich die katholische Kirche nicht gewachsen: den Juden.

Bewies schon die Kurie, daß sie eine Weltmacht sein könne, ohne Territorien ihr Eigen zu nennen, so haben in noch höherem Grade die Juden es verstanden, ohne staatliche Gewalt dennoch zur Herrschaft zu gelangen. Die Juden sind heutzutage die größte Weltmacht. Sie sind noch universaler als das Papsttum, da sich ihre offenen und verborgenen Einwirkungen nicht nur auf die Christenheit, sondern auch auf die Moslimenheit und bereits, mit tastenden Versuchen, auf die Welt des Buddhismus und Hinduismus erstrecken. Die Juden sind die Träger des Kosmopolitismus. Sie sind zugleich die Träger der Geldwirtschaft, auf der die heutigen Imperien beruhen.

Schon oft hat das englische Weltreich in allen Fugen gekracht. Noch jedesmal aber war das Krachen nur das Vorzeichen für erneuten, noch größeren Aufschwung. So zieht auch jetzt eine ganze Wolke von Unheil über das Eiland John Bulls, und es fehlt nicht an Zeichendeutern, die das Ende Britanniens prophezeien; tatsächlich aber ist einstweilen nur ein neues, gewaltiges Wachstum des Riesenreiches wahrzunehmen.

Unglück verkündet der Aufruhr in Irland. Er ist nicht deshalb gefährlich, weil Weltbritannien mit den drei Millionen Iren auf der Insel — der Rest sind Angelsachsen und Schotten — nicht fertig würde, sondern weil die 14 Millionen Iren Amerikas ihren Brüdern helfen. Unglück brütet ferner der Orient. Der Islam reckt sich wie eine züngelnde Schlange gegen den Angreifer. In Albion erblicken die Mohammedaner ihren Urfeind, den Feind ihrer Religion, den Feind ihres Kalifen. Es schwankt die Herrschaft Englands auf dem europäischen Festland, wo sie durch ein Bündnis Frankreichs mit Osteuropa bedroht wird. Sie schwankt in Südafrika, wo die Buren immer selbstbewußter auftreten. Sie ist endlich in Australien, Kanada und Jamaica der Vergrößerungssucht der Yankees ausgesetzt. Dazu kommen die schweren, unaufhörlichen Erschütterungen in der britischen Arbeiterschaft. Die Industrie leidet darunter.

So scheint der Himmel schwarz für England. Trotzdem hat das Pfund Sterling, dessen Weltgeltung erschüttert war, seinen früheren Stand zurückgewonnen. Wiederum glauben die Völker an die Bank von England, fast noch brünstiger als die Katholiken an die Hostie. Durch den Weltkrieg haben die Engländer beiläufig 4 Millionen qkm erobert. Sie besitzen jetzt beinahe ein Viertel der Erde. Sie haben zeitweilig Persien, dauernd Mesopotamien, einen Teil Syriens, Deutsch-Ostafrika, Südwest und einen Teil Kameruns eingesteckt. Das ist das $7^1/_2$fache von dem alten Deutschland. Der Gewinn ist unvergleichlich größer als der von Frankreich oder Italien, von Amerika ganz zu schweigen, das überhaupt keine Territorialerwerbungen gemacht hat. Außerdem haben die Briten die Aussicht, bei dem wirtschaftlichen Zusammenbruch des Sowjet durch wirtschaftliche Maßregeln die Ölstadt Baku und die Herrschaft über den Kaspisee, die sie 1919/20 schon ausgeübt, wieder zurückzugewinnen. Dazu kommt die ungemeine Ausdehnung ihres diplomatischen und kommerziellen Einflusses, der gelegentlich durch Flottendemonstrationen unterstrichen wird, in allen an die Ostsee angrenzenden Ländern, in Griechenland und Konstantinopel. Endlich ist von der Herrschaft über das Schwarze Meer das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Es ist durchaus nicht menschenunmöglich, gegen Weltbritannien mit Erfolg anzugehen. Es hat von dem holländischen Admiral De Ruyter die empfindlichste Demütigung eingesteckt. Es hat 1780 Yankees und Russen, hat der bewaffneten Neutralität Katharinas wei-

chen müssen. Sein Widerstand hat nicht verhindert, daß Napoleon von 1805 bis 1812 der Gebieter Festlandeuropas wurde. Es hat in der Alabama-Sache gegen die Union nachgegeben. Es war nicht minder im Weltkrieg mehrmals, besonders im Frühsommer 1918, daran, auf die Knie zu sinken, wie dies ausdrücklich der amerikanische Admiral Sims und der englische Minister Winston Churchill eingestanden haben. Weltpolitische Umsicht, Glück und gute Nerven haben jedoch Altengland wieder hochgebracht.

Die Briten denken in Erdteilen. Sie haben weltpolitischen Sinn und die größte weltpolitische Erfahrung. Von den Normannen haben sie nicht nur stürmischen Wikingergeist, sondern auch List, Treulosigkeit und rücksichtslose Grausamkeit geerbt. Sie verstehen sich meisterhaft auf das „Teile und herrsche".

Man glaubt bei uns gern, die Franzosen hätten sich bei dem Kriege verblutet. Es ist richtig, daß sie einen Aderlaß weit empfindlicher spüren als wir und daß sie seit 1875 in ihrer Bevölkerung stehen blieben und nur ein scheinbares Wachstum durch Einwanderer erzielten, daß sie den beträchtlichen Kriegsverlust nicht so rasch ersetzen können, wie dies die überquellende Kraft der Deutschen bereits getan hat. Sie haben 1914 bis 1922 um drei Millionen abgenommen. Es ist ferner richtig, daß die Franzosen, denen der Krieg 160 Milliarden Franken kostete, schwere Lasten auf sich geladen haben und daß sie sich in finanzieller Abhängigkeit von Washington und von London befinden. Man darf jedoch darüber den ungeheuren Aufschwung nicht vergessen, den die nach Ruhm dürstende Volksseele und der durch neue, gewinnbringende Aufgaben gelockte Unternehmungsgeist in Frankreich genommen hat.

Das Zweikindersystem ist die Einrichtung gesättigter, auf ihren Lorbeeren ruhender, stillstehender Staaten. Die Bevölkerung hört sofort auf, an der Einrichtung Gefallen zu finden, wenn der Staat wieder wächst, wenn er sich frische Lorbeeren errungen hat und nach weiteren lüstern ist. Über See hat die Einrichtung niemals bestanden. Bei den französischen Kanadiern bringen es manche auf 22 Kinder. Bei den Algeriern sind 6—7 nicht ungewöhnlich. Marokko wird vollends ein Jugendbrunnen für das französische Volkstum werden. Marokko hat ein viel besseres Klima, außer an der Küste, als Tunis und Algerien, und es ist weit reicher an Hilfsmitteln, um eine weiße Millionenbevölkerung zu ernähren.

Für den französischen Imperialismus kommt aber fast ebenso sehr das Gedeihen und Wachstum unterworfener Völker wie des Herrenvolkes in Betracht. An den farbigen Stämmen Afrikas haben die Franzosen das beste Soldatenreservoir. Im Weltkrieg haben Senegaler, Berber und Madegassen die Schlachten Frankreichs geschlagen und werden auch später für Paris fechten. Es war eine der auffallendsten Kurzsichtigkeiten des Auswärtigen Amtes, besonders

Kiderlens, daß es den Wert dieser militärischen Bezugsquelle nicht erkannt hat; aber freilich, was hat es denn überhaupt erkannt?

Wir sind wieder daran, uns in gefährliche Irrtümer einzuwiegen. Wir glauben, unsere Nachbarn im Westen seien bankrott. Mit nichten! Frankreich hat die zerstörten Gebiete halb wieder aufgebaut, und das dort erzeugte Korn hat von der Ernte des ganzen Landes, schon von der besonders guten von 1920, völlig $^1/_6$ ausgemacht. Es hat sich neue Betätigungsmöglichkeiten, Konzessions- und Handelsaussichten in Südosteuropa und Vorderasien verschafft, es ist eifrig daran, sein afrikanisches Gebiet weiter zu erschließen und besser auszubeuten. Einzig und allein die Entdeckung der Phosphatlager östlich von Kasablanka rechtfertigt die Hoffnung, die in Paris ausgesprochen wurde, damit einen stattlichen Teil der gesamten Kriegskosten zu bezahlen, denn die Lager werden von den bescheidensten Beurteilern auf 50 Milliarden Franken veranschlagt, während die begeistertste Schätzung bis zu tausend Milliarden geht.

Politisch ist Marianne gegenwärtig die Herrin Festlandeuropas; in gewisser Hinsicht steht sie mächtiger da als selbst unter Bonaparte, denn er ist nur bis Akkon, aber nicht bis Damaskus gekommen, und er hat nie Truppen nach der Krim oder nach Archangelsk oder gar nach Ostsibirien entsandt. Die Franzosen haben Deutschland in eine böse Schraube, in eine zwiefache Umklammerung gezwängt. Sie haben einen Wall im Osten gegen uns aufgetürmt, einen Wall, der sich von Polen bis zum Kaukasus hinzieht. Sie besitzen eine beherrschende Stellung am Rhein.

Je näher freilich am Gipfel, um so näher am Abstieg. Je kühner sich Frankreich zur Macht emporreckt, um so mehr schwillt die Eifersucht und der Zorn Englands. Die Franzosen haben denn auch bereits an Vorsichtsmaßregeln gedacht. Vor allem betreiben sie große Rüstungen in Flugzeugen und Tauchbooten. Sie suchen ein Bündnis mit Japan und ein engeres Zusammengehen mit den Vereinigten Staaten von Amerika.

Auf der zehnten internationalen Konferenz, der von Washington, haben sich die Vereinigten Staaten von Amerika, weil sie sich durch die französisch-japanische Annäherung bedroht fühlten, halbwegs von Paris losgesagt. Von der elften, zwölften und dreizehnten Konferenz, der von Genua, Paris und London, haben sie sich ferngehalten oder doch wenigstens amtlich kaum daran teilgenommen. Im geheimen haben sie aber wieder mit Frankreich angeknüpft, besonders auf ölpolitischem Gebiet. Das störende Problem Japan bleibt einstweilen in der Schwebe.

Auch die nordamerikanische Union hat ihr Hochziel. Sie will dem Erdenrund den rechten Begriff von Menschenwürde und Freiheit beibringen. Sie kann es sich gar nicht vorstellen, daß in der Schöpfung es etwas Erhabeneres geben könne als den Yankee.

Alles, was in Amerika lebt und ragt, ist das beste, schönste und feinste, das größte und gewaltigste, das rekordschlagendste in der Welt: Die Verfassung, der Verkehr, die Himmelskratzer, der Brand der Chikagoer Ausstellung, der Kraftwagenbetrieb, die Öl- und Metallerzeugung, die Hochschulen, die Männer und die Frauen und vor allen Dingen Heer und Flotte. Einen Abglanz dieser Herrlichkeit will man auch anderen Staaten zukommen lassen, will den ganzen Globus mit amerikanischer Gesinnung und Kultur erfüllen.

Von den führenden Männern der Union, Politikern, Generälen, Admirälen, Professoren, Richtern und Rechtsanwälten, Großgrundbesitzern sind 90 v. H. englischer Herkunft. Daher die unverbrüchliche, halb sentimentale Freundschaft für England. Es ist Anhänglichkeit an die alte Heimat. Trotzdem ziehen die Vereinigten Staaten durchaus nicht an demselben Strang wie die Briten. Das hat verschiedene Gründe.

Der Hauptgrund ist der, daß die Geldleute, nicht überwiegend, nicht einmal zur Hälfte englischen Blutes sind. Die Rufer im Streite von Wallstreet sind die Juden. Andere Börsen- und Finanzgrößen sind holländischer, irischer, deutscher und romanischer Herkunft. Der zweite Grund ist in der Haltung der Iren zu finden, die während des Krieges in den Schatten rückten, die aber doch in der inneren Politik Amerikas zu viel zu sagen haben, um sich auf die Dauer ausschalten zu lassen. Nachdem die allgemeinen Fragen des Weltkrieges gelöst sind, tritt das irische Leid wieder in den Vordergrund. Der dritte Grund ist der, daß der Staat in erster Linie Territorialherr ist. Die Interessen der neuen Welt können aber niemals mit der alten zusammengehen. Im Kampfe vollends um die Weltherrschaft muß Nordamerika auf England stoßen, muß mit ihm in Reibung, Wettbewerb, Zwistigkeit und endlich Kampf geraten. Auf die zwei offenen Kriege, die Onkel Jonathan bereits mit John Bull geführt hat, um 1780 und 1812, und einen dritten, verhüllten, der durch die britische Unterstützung der Südstaaten in den 1860er Jahren entstand, kann noch ein vierter Krieg folgen.

Einstweilen tobt der Kampf auf wirtschaftlichem Gebiete. Sehr wichtig ist da der Wettbewerb um das Öl, der schon zu scharfen Noten Washingtons im Oktober 1920 und Mai 1922 geführt hat. Die Washingtoner behaupten nämlich, daß die Londoner alle erreichbaren Quellen allein für sich ergattern wollen und zu dem Ende eigenmächtig Ölfelder an sich reißen, wie in Vorderasien und in Ostrußland, zu deren Ausbeutung eine Bewilligung des Völkerbundes erforderlich sei. Demgegenüber erklärten die Engländer, sie besäßen nur $2^1/_2$ Prozent der Erdöllager unseres Planeten! Tatsache ist, daß Pierson und andere britische Ölmagnaten, und daß die zwar holländische, aber unter britischem Einfluß stehende Shell-Gesellschaft schon 1913 gewaltige Eroberungen in Mexiko, dem zweiten

Ollande der Erde, namentlich bei Tampico gemacht hatten, weshalb schon damals ein offener Bruch mit Washington drohte, daß ferner die Engländer jetzt nordarabische, anatolische, syrische, kaukasische und uralische Öllager zu erwerben suchen, daß sie jedenfalls schon dreimal Baku, den wichtigsten Ölplatz der Alten Welt, besetzt haben und hoffen, es ein viertes Mal und dann für ewig in Besitz zu nehmen. Die Union ist allerdings das größte Olland der Welt. Man muß jedoch berücksichtigen, daß an den Ölgruben der Union, besonders an den sehr ergiebigen in Kalifornien, auch die Engländer stark beteiligt sind. Der Streit um das kostbare Öl, dessen Ausbeute von 60 Millionen Faß auf der Erde vor zwanzig Jahren auf eine Milliarde stieg, ist deshalb so belangreich, weil er auf militärisches Gebiet übergreift. Die Kriegsschiffe sind nämlich fast ausschließlich zur Ölheizung übergegangen; ebenso einigermaßen — nach dem Muster Kaukasiens und Turkestans — die Eisenbahnen, von denen allein die amerikanischen an 50 Millionen Faß verspeisen.

Gerade über die Kriegsschiffe und fast noch mehr über die Handelsschiffe hat schon eine bedeutsame Verstimmung zwischen London und Washington Platz gegriffen. Die Yankees erheben nämlich den Anspruch auf den Vorrang zur See. Zu dem Ende wollen sie die stärkste Kriegs- und Handelsflotte bauen, die je auf dem Ozean geschwommen hat. Das kann sich England nicht bieten lassen, das bisher sogar die Forderung aufstellte, daß die britische Kriegsflotte zwei anderen, jeweils größten gewachsen oder überlegen sein müsse.

In der Washingtoner Konferenz hat sich England, Ende 1921, den Vereinigten Staaten wiederum beträchtlich genähert und hat sich von Japan gelöst.

Schauplatz: ein Lagerfeuer bei Gaitscheng in der Südmandschurei. Zeit der Handlung: Frühjahr 1895 nach den großen Siegen über die fünffach stärkeren Heere der Chinesen. Einzige Person: Ein junger Student der Hochschule von Tokio, der das Schwertlied singt. Ihn umstehen, froh vom Siegesfest, Soldaten, gewöhnliche Kuli und Offiziere. Das Schwert wird kunstvoll geschwungen, und die Sitte will es, daß dabei Verse improvisiert werden. Der Student hob an: „Ich blicke nach Norden, nach dem breitströmenden Amur, wo die Dampfer der Russen schwimmen. Ich blicke nach Süden, nach Hongkong, wo die Kriegsschiffe der Briten anbrausen. Ich schaue nach Norden und schaue nach Süden und entbiete Kampf, Kampf den Russen und den Briten, Kampf um die Weltherrschaft."

Dieser Auftritt hat sich mir lebhaft eingeprägt. Die Worte des begeisterten Studenten (meines Begleiters und Dolmetschers) waren um so erstaunlicher ,als damals „das Reich der zehntausend Inseln" eben erst aus dem Schlummer eines Vierteljahrtausends erwacht war, als es noch die kleinste unter den Mächten darstellte. Seine Kriegsflotte war schwächer als die Italiens. Und noch zwei Jahre darauf

äußerte der Premierminister Okuma in einer öffentlichen Rede: Wir besitzen nur ein 50tel des Reichtums von Amerika.

Heute ist Japan mit an vorderster Stelle. Es gehört zu den vier oder fünf Weltmächten, die den Erdball beherrschen. Die hellseherischen Worte des Studenten haben sich erfüllt.

Noch einmal führte Europa dem östlichen Inselreiche seine Kleinheit zu Gemüt. Es zwang es bei Schimonoseki, auf die Südmandschurei zu verzichten. Allein kurz darauf erklärte bereits Fürst Konoye, ein Verwandter des Mikados, der in Bonn und Straßburg studiert hatte, Japan für die Vormacht nicht nur des fernen Ostens, sondern ganz Asiens. Der Ruf erscholl: „Asien für die Asiaten!" Und wieder einige Jahre, da begannen die Hindu, ihre Söhne auf japanische Hochschulen zu schicken, und schauten sogar die Mohammedaner nach Tokio, von dort Hilfe gegen europäische Unterdrückung und Rache für erlittene Unbill erhoffend. Der Gedanke wagte sich hervor, daß Japan der Schutzherr der buddhistischen Welt wie auch des Islams werden müsse. Für das Jahr 1903 beraumte Kyoto ein ökumenisches Religionskonzil an. Wiederum einige Jahre später, da erhielten Barakatullah, der Inder, und der Sohn von Raschid Ibrahim, dem obersten Ulema Sibiriens, Lehrstühle zu Tokio und zu Waseda (der Privatuniversität Okumas) für Islamkunde. Vorstellungen der Engländer weichend, mußten die beiden Professoren das Land wieder verlassen. Ähnlich wurde ein nationalistischer Vortrag, den Rabindranath Tagore während des Krieges in Tokio hielt, von der englischen Presse totgeschwiegen. Übrigens hat Tagore damals auch nicht den Beifall der Japaner errungen. Man zollte ihm, dem Vertreter des Orientalismus, in anständigen Formen Verehrung; allein man erklärte, seine müde Weisheit zieme sich nur für ein besiegtes, unterworfenes Volk wie die Hindu, nicht für kriegerische Samurai.

Die Japaner, die schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten als kühne Seeräuber Schrecken verbreitet hatten, gingen davon aus, eine Seemacht zu gründen und unablässig zu verstärken. Dafür, wie auch um die Kosten für das Landheer und sonstige Rüstungen aufzubringen, bedurften sie einer wachsenden Industrie. Dadurch ist Dai Nippon, das sich einst stolz das Land der Götter nannte, in den Strudel des Industrialismus geraten und hat jetzt, wie das Abendland mit aufreibenden Gesellschaftssorgen, mit Sozialismus und Kapitalismus zu tun.

Die Seemacht richtete sich zunächst gegen China, gegen das sie sich nur gerade zur Not behauptete. Die Hauptschlacht zu Wasser, das Gefecht am Jalu, war durchaus kein Sieg für die Schiffe des Mikado. Nur weil die Chinesen fälschlich sich geschlagen glaubten und daher sich zurückzogen, behaupteten die Japaner die feuchte Walstatt. Gar bald jedoch erstarkte die kleine Seemacht. Sie richtete sich

gegen Rußland und errang einen glänzenden, ganz mühelosen Sieg bei Tsushima. Dann erst drehte sie ihre Spitze gegen Amerika und in letzter Linie gegen das vorsichtige England.

Der Entschluß zur Macht entsprang für die Mannen des Mikado eigentlich aus der Not, sich verteidigen zu müssen. Wie ein Mensch nur deshalb den ungeheuren, viele Zentner schweren Druck der Außenluft ertragen kann, weil er in seinem Leib auch Luft aufgenommen, so erkannten die um Okubo und Ito mit politischem Scharfblick, daß sie nur dann dem schier unaufhaltsamen Vordringen der Westmächte Widerstand leisten könnten, wenn sie dem Westen seine Waffen des Krieges, der Wissenschaft und besonders der Technik entlehnten. Gar bald indessen wandelte sich die Verteidigung zum Angriff. Der japanische Imperialismus begnügte sich nicht damit, die Heimat stark zu wahren, sondern er ging schon 27 Jahre nach der Restauration dazu über, fremde Gebiete zu erobern. Formosa wurde 1895 einverleibt und Korea nach und nach verschluckt. Jetzt wandte sich die Angriffslust Dai Nippons schon größeren Aufgaben zu. Sie warf ihre Augen nach den Eilanden der Südsee, die nach dem Spruche Inagaki Manjiros, des verstorbenen Gesandten in Bankok, „die gütige Natur selbst für die Kinder des Morgensonnenlandes auf der Meeresflur ausstreute", nach den Eilanden, die eine so bequeme Brücke nach Australien, Java und Indien bilden. Ferner nach Kalifornien, Kanada und Mexiko, wie sogar nach Ostafrika. Vor allen Dingen aber nach China und der Mongolei. Es ist ein empfindlicher Nachteil für die Feinde Japans, daß sie nie wissen, nach welcher Richtung hin sich der Tatendrang der Mikadoleute entladen wird. Und in Tokio versteht man es, die Karten so zu mischen, daß die Absicht des Spielers vollkommen verdeckt bleibt. Niemand kann erraten, ob der heißeste Wunsch der Japaner augenblicklich sei, in Sibirien oder Siam einzurücken, die Holländer oder die Australier zu befehden, oder aber den so lange schon erwarteten Bruch mit Washington zu vollziehen.

Nicht reiner Übermut, nicht zügellose Eroberungssucht treibt die Kinder der Morgenröte zur Ausdehnung. Die Heimat ist ihnen wirklich zu eng geworden. Kleiner als Italien, selbst wenn Formosa eingerechnet wird, muß Japan 58 Millionen Einwohner ernähren. Die jährliche Volksvermehrung hält zwischen Großbritannien und Deutschland die Mitte. So ist es gekommen, daß das östliche Inselreich, das mit dem schwach bevölkerten Formosa, indes ohne andere Kolonien, noch nicht die Hälfte des Flächeninhalts besitzt, die das Deutschland Bismarcks besaß, sechs Siebentel von dessen Einwohnerschaft zu erhalten hat. Auch für den fernen Osten hat sich der feindliche Zwiespalt eröffnet, Menschen oder Waren zu exportieren. Die weitblickenden Staatsmänner des Mikado erachten es für ihre Pflicht, den unheilvollen Wirkungen einer Überschwemmung des Industrialis-

mus entgegenzuarbeiten. Wohin aber mit dem Überschuß der Geburten? Da ist keine andere Rettung, als neues Land zu erwerben.

Zwei politische Richtungen machen sich in Japan die Herrschaft streitig, eine industrielle und eine agrarische. Die Schlotbarone, die Kohlenmagnaten, die Reeder wünschen die Eisenerze, Kohlenlager und Eisenhütten sowie den Handel Chinas in ihre Hand zu bekommen. Sie wünschen eine industrielle Stärkung des Reiches. Umgekehrt geht das Streben der Agrarier dahin, Bauernkolonien über See anzulegen und so die Gefahr einer Überindustrialisierung abzuwenden. Gegenwärtig haben die Industriekapitäne das Übergewicht. Sie möchten einen Weltenbrand verhindern oder doch möglichst lange hinausschieben, auf daß sie in Ruhe ihre Schafe scheren und Reichtümer sammeln können. Daher ist neuerdings die japanische Diplomatie auch in Vorderasien, in der Krim und in Rumänien tätig. Dort ist für Ausdehnung nichts zu erwarten; wohl aber sind am Kaukasus, in Südrußland und an der Donau Konzessionen zu holen und sind lockende Aussichten für den Handel gegeben.

Stärker jedoch als die Habsucht der Industriekapitäne wird sich letzten Endes die Notwendigkeit bäuerlicher Ansiedlung erweisen. Und zwar ist das gegebene Siedlungsland die Mandschurei, die Mongolei und Sibirien. Dort kann zugleich der Japaner die seit mehr als einem Jahrtausend abgebrochene Verbindung mit seinen altaiischen Verwandten wieder aufnehmen, kann die Tungusen, Mongolen, Tibeter und Türken, kann die weite Finnenwelt in den Bannkreis allaltaiischer Gedanken bringen.

Es gibt auch schlafende Weltmächte. Der Löwe, der einmal Blut geleckt, wird ein Mannfresser, sagen die Afrikaner. Wer einmal den Honig des Ruhmes aß, wird sich immer nach dieser süßen Speise sehnen. Völker, die einst ihre Nachbarn unterjochten, die groß und gefürchtet in der Welt waren, wollen die Tage verklungener Herrschaft wieder heraufführen. So geht es den Arabern, die auf eine Geschichte von fünf Jahrtausenden zurückblicken, so geht es den Italienern, die von einer Erneuerung des Imperium romanum träumen, so geht es den Chinesen und Deutschen.

Es ist undenkbar, daß ein Volk von 350 oder noch mehr Millionen für unabsehbare Zeit sich mit untergeordneter Stellung begnügen soll. Auch die Chinesen werden wieder zu tatkräftigem Leben erwachen, auch sie werden wieder den Lorbeer pflücken. Das gleiche gilt von den Deutschen. Ein Volk von 88 Millionen wird sich politisch durchsetzen. Jahrzehnte spielen da keine Rolle. Es wird sich um so mehr und um so eher durchsetzen, je kümmerlicher und zerfahrener seine Nachbarn sind oder werden.

---

3. Luftpanik*).

Im April 1922 wies Feldmarschall Wilson, der im Juni ermordet wurde, darauf hin, daß England seit Kriegsende seine Armee so reduziert hat, daß es heute militärisch ungleich schwächer dastehe, als 1914, und daß trotzdem seine militärischen Engagements heute viel größer seien als damals. In zwei lehrreichen „Times"-Artikeln zeigte ein erster Sachverständiger, Brigadegeneral Groves, daß England heute in der Luft, verglichen mit seinem schwergerüsteten nächsten Nachbarn, noch viel ohnmächtiger ist als auf dem Lande, und daß das von viel größerer Bedeutung ist, da heute und hinfort die Flotte nicht länger seine „erste Verteidigungslinie" ist, sondern die Luftmacht.

England besitzt heute zwölf Geschwader Flugmaschinen. „Hinter diesen Geschwadern haben wir so gut wie kein ziviles Flugwesen, und, was noch schlimmer ist, nur die Reste einer Flugzeugindustrie."

England müßte verrückt sein, wenn es den Franzosen das Geld schenkte, das sie ihm schulden, nur damit sie noch mehr Flugmaschinen und Unterseeboote bauen. Der Vollzugsausschuß des parlamentarischen Luftkomitees entwarf kürzlich in einer Denkschrift an den Premierminister folgende Schilderung über die zukünftigen Luftkämpfe.

England habe seit 1918 auf seinen Lorbeeren ausgeruht: „Aber seitdem hat die Größe der Flugzeuge und die Pferdekraft ihrer Maschinen erneut zugenommen. Erst letzten Monat sahen einige von uns dem Probeflug einer 1000-Pferdekräfte-Maschine zu, und noch größere sind im Bau. Die Maschinen können nun lautlos gemacht werden, und eine neue Erfindung ermöglicht, die Flugzeuge beinahe unsichtbar zu machen. Die Bomben, die im letzten Krieg auf London abgeworfen wurden, waren im Durchschnitt unter hundert Pfund schwer. Jetzt werden Bomben oder Torpedos mit einem Gewicht von 4000 Pfund mitgeführt, und man kann sich ausmalen, was ein Dutzend solcher Bomben, auf London abgeworfen, anrichten würden. Man kann sie nicht nur mit hochexplosiven Stoffen, sondern auch mit konzentrierten Giftgasen und Mikroben füllen.

Es ist nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß im Kriegsfall Geschwader, ja Flotten von Flugmaschinen, die in einer Höhe von 20 000 Fuß und mehr mit einer Schnelligkeit von 150 englischen Meilen (230 qm) die Stunde mit lautlosen Maschinen und nachts jedenfalls ganz unsichtbar flögen, in England einbrechen und London und andere Städte zerstören würden. Abwehrgeschütze wären gegen einen solchen Angriff so gut wie nutzlos."

*) Hann. Kurier 18. 6. 22; Münchener N. N. 3. 8. 22.

Die Denkschrift prophezeit weiter, daß alle großen Kriege der Zukunft mit schrecklichen Kämpfen in der Luft beginnen werden und daß der Sieger in dieser ersten Luftschlacht dann in wenigen Tagen die Häfen, die Eisenbahnknotenpunkte, die Munitionsfabriken und die Hauptstadt des Gegners zerstören wird, so daß sich diese erste Luftschlacht leicht als entscheidend für den ganzen Krieg erweisen kann. England ist heute nicht in der Lage, einen solchen Luftangriff erfolgreich abzuwehren.

Der Ausschuß für die Reichsverteidigung, an dessen Spitze der erste Minister steht, empfing Ende Juli nicht weniger als je drei Deputationen, welche das Luftkomitee, das Flottenkomitee und das Armeekomitee des Unterhauses vertraten, und die ihm alle die Notwendigkeit einzuprägen suchten, die Luftverteidigung Englands schleunigst in einen besseren Zustand zu bringen.

Es bestehen recht tiefgehende Differenzen zwischen dem Luftministerium und der Admiralität. Jenes macht kaum ein Geheimnis aus der Ansicht, daß in Zukunft die Luftwaffe als Englands erste Verteidigungslinie zu gelten habe, daß ihr gegenüber Flotte und Heer eine nur sekundäre Bedeutung haben, und daß es Torheit sei, weitere Millionen in Dreadnoughts zu stecken, die zum mindesten in Europa keinen Wert mehr hätten. Die Admiralität bekämpft solche Ansichten natürlich als schlimmste Ketzerei und beansprucht die Kontrolle über die Luftflotte, soweit sie mit der Wasserflotte zusammenarbeiten soll.

Frankreich besitzt heute 126 Luftgeschwader mit 2520 Militärflugzeugen und 598 nichtmilitärischen in Reserve. England besitzt $31^1/_2$ Geschwader mit 378 Militärflugzeugen und 97 nichtmilitärischen. Deutschland besitzt überhaupt kein Militärflugzeug und nur 255 nichtmilitärische. Bei Ausgang des Krieges verfügte England über 22 000 Flugzeuge, Frankreich über 20 000 und Deutschland über 18 000.

Das Komitee für die Verteidigung des Britischen Reiches hat beschlossen, 15 bis 20 neue Luftgeschwader zu verlangen.

Während der Washingtoner Konferenz stellte ein Unterausschuß Übersichten her, die die Stärke der Luftgeschwader der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Japans zeigen. Diese Angaben wurden seinerzeit nicht veröffentlicht, sind aber jetzt in einer amerikanischen Fachzeitschrift erschienen. Sie sind in verschiedener Hinsicht unvollständig.

Die Zahlen geben die Stärke der Luftgeschwader der genannten fünf Länder am 1. Oktober 1921 an und schließen die im aktiven Dienst stehenden sowohl wie die in der ersten Reserve befindlichen Maschinen ein; die gegenwärtig in den Ausbildungsschulen zum Unterricht benutzten Maschinen sind ebenfalls mitgerechnet.

	Kampfflugzeuge	Bomben- und Torpedo-Flugzeuge
Vereinigte Staaten	120	106
Großbritannien	117	397
Frankreich	303	521
Italien	207	53
Japan	195	48

	Beobachtungsflugzeuge	Erkundigungsflugzeuge für große Entfernungen
Vereinigte Staaten	280	31
Großbritannien	394	140
Frankreich	898	—
Italien	186	48
Japan	294	—

Das macht, alle Arten von Luftzeugen zusammengerechnet, für die

Vereinigten Staaten	537
Großbritannien	1048
Frankreich	1722
Italien	494
Japan	537

An Flugzeugbesatzungen hatten die genannten Mächte am 1. Oktober 1921:

	Offiziere (Flugzeugführer)	Unteroffiziere und Mannschaften
Vereinigte Staaten	1 043	11 400
Großbritannien	2 385	26 585
Frankreich	28 400	—
Italien	480	5 580
Japan	275	250

Bei einigen Ländern lassen sich die Zahlen der Mannschaften nicht genau berechnen, weil sie teilweise in der Flotte und dem Heer dienen. Es sind hier nur die angegeben, die ausdrücklich zum Luftdienst gehören.

Im letzten Jahre wurden für den Luftdienst in den verschiedenen Ländern ausgegeben:

Vereinigte Staaten 6 000 000 Pfund Sterling.
Frankreich 9 900 000 Pfund Sterling.
Großbritannien 14 760 000 Pfund Sterling.
Japan 4 160 000 Pfund Sterling.
Italien unbekannt.

Hierzu sei eine unterhaltliche Geschichte erzählt, die da zeigt, für was alles ein Luftdienst gut sein kann. Während des Weltkrieges schlug ein findiger Kopf vor, man solle französische Banknoten in größtem Maßstabe fälschen — die Druckerei dafür habe er bereit —

und solle Milliarden von Fünf- und Hundert-Francs-Noten durch einen Zeppelin oder eine Anzahl von Flugzeugen nach Frankreich bringen und über Paris niederwerfen. Jedermann werde diesen unerwarteten Segen vom Himmel zu erhaschen suchen. Was aber würde die Folge sein? Eine ganz ungeheuerliche Panik, ein Mordskrach der Finanzen und ein Stocken aller Kriegslieferungen. Wenn dergestalt die Wirtschaft Frankreichs den Erwartungen gemäß vollkommen zerrüttet sei, so könne man dasselbe Experiment bei anderen Feindesstaaten wiederholen. Zur Belohnung für diese aussichtsreiche Kriegslist, die ebenso weit über die Propaganda eines Northcliffe geht, wie sich die Schöpferkraft eines Deutschen von der eines englischen Juden unterscheidet, wurde dieser geniale Erfinder in ein Irrenhaus gesteckt.

4. Kriegsflotten.

Nach einem von der englischen Regierung am 27. Juli veröffentlichten Weißbuch über die Stärke der Kriegsflotten der Welt stehen der Zahl der Linienschiffe nach an erster Stelle die Vereinigten Staaten mit 31, von denen 13 auf Grund der Washingtoner Verträge abzurüsten sind, während gleichzeitig 9 neue im Bau sind. Es folgen Großbritannien mit 23 Linienschiffen, von denen 4 ausscheiden, Neubauten keine; Italien mit 12 Schiffen; Japan mit 11, von denen 5 ausscheiden, bei zwei Neubauten; Frankreich mit 10; Rußland mit 9, von denen zum wenigsten 5 keinen Kampfwert haben, und Deutschland mit 8 Linienschiffen. Die Vereinigten Staaten haben 6 Panzerkreuzer in Bau, von denen zwei Flugzeuge mitführen; England verfügt über 8 und Japan über 7 Panzerkreuzer, ersteres muß 4, letzteres 3 außer Dienst stellen; Rußland soll 4 Kreuzer in Bau haben. An gewöhnlichen Kreuzern verfügen die Vereinigten Staaten über 10, Frankreich über 7, Rußland über 5, Italien über 4 und Großbritannien über 3. Letzteres hat 51 leichte (kleine) Kreuzer gebaut und weitere 8 sind im Bau begriffen; Japan 12, wozu nach ihrer Fertigstellung 13 weitere kommen werden; die Vereinigten Staaten haben 9 leichte Kreuzer fertiggestellt (im Bau 10); Frankreich 5 (im Bau 3); Italien 10; Deutschland 3 (1 geplant oder im Bau); Rußland 1, während 2 im Bau sind und die Arbeit an 5 weiteren eingestellt worden ist. Über die größte U-Bootflotte verfügen wiederum die Vereinigten Staaten mit 104 Booten (weitere 38 sind im Bau); England gebietet über 93 (im Bau 8), Frankreich über 50 (im Bau 12); Japan über 24 (im Bau 32) und Italien über 19 U-Boote. Die Zahlen für Torpedobootszerstörer sind: Vereinigte Staaten 315, Großbritannien 184, Japan 58, Frankreich 53, Italien 58.

5. Alljudentum.

Ich kann mit einer ganzen Reihe von Japanern befreundet sein, ich kann die Inselleute des fernen Ostens sogar als Volk schätzen und lieben. Wenn sie jedoch zu Zehn- oder gar Hunderttausenden Deutschland überfluteten, so würde ich notwendig ein Feind der Japaner werden. Diese Betrachtung gilt auch für die Juden. Für sie gilt aber noch ein Zweites. Während die Japaner ein Ehrgefühl und ritterliche Ideale zeigen, wie sie deutschem Empfinden gemäß sind, während sie 1904/05 es ausdrücklich verschmähten, obwohl es ihnen nahegelegt wurde, eine revolutionäre Bewegung in Rußland zu unterstützen, und erklärten: wir bekämpfen unsere Feinde offen und mit dem Schwert, nicht mit Worten und mit hinterhältlicher Tücke: — ist das ganze Gebaren und sind die Methoden der Juden derartig, daß sie dem indogermanischen Gefühle von Grund aus widerstreben. Dazu kommt ein Drittes. Dauernde Freundschaft ist nicht nur zwischen arischen Völkern, sondern auch zwischen Angehörigen der arischen und der turanischen Rassen möglich. Die Juden dagegen sind keines Volkes Freund. Sie schließen nur zeitweilige Bündnisse mit den Gojim, aber sind ewig deren geschworene Feinde.

Von den Weltmächten der Gegenwart ist das Alljudentum die bedeutendste, zum mindesten die ausgedehnteste. Weltbritannien erstreckt sich gegenwärtig auf annähernd 34 Mill. qkm, mithin schon fast auf ein Viertel der trockenen Oberfläche unseres Planeten (144 Mill. qkm), erstreckt sich, wenn man die durchaus menschenleeren Polargegenden und die menschenarmen Wüsten der Sahara und Gobi ausscheidet, nahezu auf ein Drittel der trockenen Erde; außerdem „kontrolliert" es gut die Hälfte der Ozeane. Das ist das größte Machtgebilde, das je unser Wandelstern gesehen hat. Es ist aber doch der Judenheit unterlegen. Das Volk Israels hat seine Fühlfäden auf dem ganzen Globus, auch Ostasien nicht ganz ausgeschlossen. Wenn England oder allgemeiner das Angelsachsentum der Welt gebietet, so gebietet Israel den Engländern. Eingestandenermaßen erhebt zudem das Alljudentum den Anspruch, die ganze Erde allein für sich auszubeuten. Die Kinder Abrahams erklären selbst, sie seien als Herrenvolk geboren, die Deutschen dagegen seien zu Untertanen bestimmt: das lehre der Augenschein von heute. Man könnte deshalb versucht sein, dem auserwählten Volke eine sonderbarliche Kraft und hohe Herrschertugenden zuzubilligen. Kraft wohl, jedoch welcher Art? Unzählige Male ist ein Ausspruch von Professor Gans angeführt worden. „Taufe und sogar Kreuzung nützen gar nichts. Wir bleiben auch in der hundertsten Generation Juden wie vor 3000 Jahren. Wir verlieren den Geruch unserer Rasse nicht, auch in zehnfacher Kreuzung. In jeglicher Beiwohnung mit jeglichem Weib ist unsere Rasse dominierend; es werden junge Juden daraus." Das scheint ja wirklich auf eine unbestreitbare Überlegen-

heit hinzudeuten. Wie verhält es sich damit? Ich schütte in ein Faß, das zur Hälfte mit edelstem Rheinwein gefüllt ist, einen Kübel Erdöl. Wenn ich dann aus dem Gemisch nur eine Flasche einem anderen Fasse Wein beigieße, so wird das edle Naß ungenießbar: es schmeckt nach Petroleum. Und wenn ich diese Art des Mischens zehnmal fortsetze, so bleibt doch der Erdölgeruch an dem verdorbenen Schlußergebnis haften.

Wes Ursprungs sind die Juden? Es gilt da, zwei Irrtümer zu bekämpfen. Der eine lautet: die Juden haben mit eifernder Ausschließlichkeit ihr Blut immer rein gehalten. Die andere Falschlehre, die sich auf die Vielgestaltigkeit des Aussehens bei den Kindern Abrahams stützt, will einen arischen Bestandteil bei ihnen feststellen und beruft sich auf indogermanisches Blut im alten Palästina. Es ist notwendig, die Sache genauer zu untersuchen.

Daß von reiner Rasse keine Rede sein könne, lehrt schon das Neue Testament. Christus wirft den Pharisäern vor: Ihr durchsucht alle Länder und Meere, um einen Proselyten zu machen! Aber auch das Alte Testament bietet eine ganze Reihe von Stellen, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß schon ein Jahrtausend vor Christi Geburt, und noch früher, eine weitgehende Mischung der erobernden Chabiri, der Hebräer, mit anderen Rassen stattgefunden hat. Denn die Hetiter behaupteten sich nach der jüdischen Besetzung Palästinas zu Hebron. Die Enakiter wurden überall ausgetilgt, außer zu Asdod; also blieben viele am Leben *.

„Die Jebusiter wohneten bei den Kindern Benjamins zu Jerusalem bis zu diesem Tag." Unter Anführung von Einzelbeispielen wird dann weiter erzählt: Die Kanaaniter beharreten, zu wohnen in demselben Lande. Da aber Israel mächtig ward, machte es die Kanaaniter zinsbar und vertrieb sie nicht. Asser vertrieb die Einwohner aus Akko nicht, noch die Einwohner zu Sidon (und in fünf anderen Orten), sondern die Asseriter wohneten unter den Kanaanitern." Die Fremdvölker behaupteten sich nicht nur, sondern sie erlangten recht oft wiederum die Überhand. Mit vollkommener Deutlichkeit belehrt uns das Buch der Richter: „Da nun das Volk Israel also wohnete unter den Kanaanitern, Hetitern, Amoritern, Pheresitern, Hevitern und Jesuitern, nahmen sie jener Töchter zu Weibern und gaben ihre Töchter jener Söhnen und dieneten jener Göttern." Nicht minder gab es Berührungen mit den Philistern, die namentlich durch David in Israel Einlaß fanden **).

Wo es möglich war, wurden die Einheimischen versklavt; die Obersten schlugen vor: „Laßt sie leben, daß sie Holzhauer und Wasserträger seien der ganzen Gemeinde." Nun ist es eine alte Erfahrung, daß die Herren mit den Sklavinnen Umgang pflegen. Gelegentlich

*) Josua 11, 19.—. 22. Richter 2, 14. Richter 8, 5.

**) Ausführliches über die ganze Frage in meinem Buche „Rasse und Volk" 1913 Halle, Niemeyer.

wurden die fremden Weiber einfach geraubt. Häufig werden im Alten Testament Einzelheiraten mit solchen berichtet. Das Ergebnis war stets das gleiche: Trübung der ursprünglichen Eigenart, Mischung.

Zu dem gleichen Schluß kommt man durch den leiblichen Befund. Die Chabiri oder Habiri, die Ahnen der Hebräer, die um 1400 v. Chr. im Ostjordanland auftauchen, sind laut Hommel südarabischen Stammes gewesen. Heutzutage kann man aber kaum noch arabische Züge bei den Hebräern wahrnehmen. Das einheimische, das kanaanitische Blut hat gesiegt. Von besonderer Durchschlagskraft müssen die Hetiter gewesen sein. Wir besitzen Bildhauerarbeiten, die eine Reihe von Hetiterköpfen darstellen. Diese Köpfe ähneln auffallend heutigen Juden. Sie tragen eine Kopfbedeckung, die an den Zylinder der Gegenwart erinnert. Er ist der Lieblingshut des auserwählten Volkes. Es hat ihn sogar in Ostsibirien eingeführt, für dessen Bärenkälte er so ungeeignet wie möglich ist.

Wer sind die Hetiter? Die Frage ist um so wichtiger, als in einer Geschlechterfolge Christus auf das Weib eines Hetiters, des Uria, zurückgeführt wird. Wir sind durch neueste Funde, namentlich durch solche von Bogasköi, in der Lage, darüber einigermaßen Auskunft zu geben. Die Hetiter errichteten im zweiten Jahrtausend ein Reich, das den Norden Vorderasiens und mehrere Jahrhunderte durch auch Mesopotamien umfaßte. Rassenverwandte von ihnen waren vermutlich die Hyksos, die Ägypten eroberten. Ein König der Hyksos hieß Selatis und ein Gott der Hetiter Schelardis. Nun tauchen bei den Hetitern seit der Mitte des zweiten Jahrtausends arische Namen auf. Diese finden sich von Mesopotamien bis nach Syrien. Gleichermaßen arische Götter, nämlich bei den Harri. Auf Grund dieser Namen hat man eine starke Arisierung Palästinas angenommen. Die Horiter, die Urbewohner Jerusalems, sollten jene Harri sein. Man muß sich nun vorstellen, was bedeutet das Vorkommen vereinzelter Namen? Sie können bloß auf Könige und Führer zielen. Die Masse wird in Geschichtsbüchern nicht erwähnt, am wenigsten in denen des Altertums. Auf dem Balkan herrschen heute Könige aus germanischem Stamme, Deutsche in Rumänien und Bulgarien, ein dänisch-deutsches Haus in Griechenland. Diese haben wohl einige Dutzende deutscher Begleiter nach sich gezogen, allein auf das Volk, das sie beherrschen, hat das so gut wie keinen Einfluß ausgeübt. Selbst von den 4000 Bayern, die mit König Otto nach Hellas gingen, findet man kaum noch eine Spur; sie sind zurückgewandert oder sonst verschollen. Oder man nehme das Beispiel Indiens! Dort lebt eine Drittelmilliarde von Einheimischen; unter ihnen walten 300 000 britische Soldaten und Beamten. Also noch nicht ein Weißer auf tausend Farbige! Und die Engländer gehen

ausnahmslos in ihre Heimat zurück. Gewiß, aus Verbindungen mit farbigen Frauen entsproßten die Eurasier, allein ihre Zahl ist nur gering (etwa 140 000). Außerdem folgen sie der ärgeren Hand; sie tauchen in das farbige Meer zurück. Dazu ist die Möglichkeit vorhanden, daß nach einigen Geschlechtern die Bastarde ganz aussterben. Das Ergebnis würde sein, daß indogermanisches Blut nur in verschwindendem Maße nach dem alten Palästina gekommen wäre. Viel ernster ist dagegen der Einwand, daß die Hetiter selbst eine indogermanische Sprache geredet hätten. Hüsing und andere Orientalisten weisen Hetitisch allerdings den kaukasischen Sprachen zu, die Mehrzahl der Forscher ist jedoch geneigt, es für arisch zu halten.

Trombetti, der große Bologneser Gelehrte, betritt einen Mittelweg; er meint, daß die alten Laute Kleinasiens zwischen arischen und kaukasischen eine Zwischenstellung einnehmen. Sei dem, wie ihm sei, das arische Element würde jedenfalls für den kleinen Kreis der Herren gelten, also ähnlich zu beurteilen sein, wie die englische Regierungssprache in Italien. Der Augenschein ist zu deutlich. „Die große Rasse", wie Banse nicht nur die Urmenschen, sondern auch den Hauptstock der jetzigen Bevölkerung des nördlichen Vorderasiens nennt, ist ganz offenbar aus Kaukasusstämmen zusammengesetzt. Deren Wirksamkeit beweisen die Ortsnamen. Ebenso sind die inschriftlich erhaltenen Sprachen der Lyker und anderer alter Völker Anatoliens kaukasischer Art. Zum Überfluß sagt Strabo ausdrücklich, daß die Kleinasiaten den Kolchern verwandt seien und ihre Mundarten dem kolchischen (mithin tscherkessischen).

Nun aber haben sich die Kaukasusstämme bis Europa und sogar bis Ostasien ausgebreitet. Dadurch ist eine Erscheinung, über die wir uns so oft wundern, zustande gekommen, daß wir nämlich in Deutschland, wie nicht minder in Ostasien, ziemlich oft bei Nichtjuden judenähnliche Gesichter antreffen. Das ganze Abendland war einst, im zweiten vorchristlichen Jahrtausend und noch danach, von Kaukasusstämmen beherrscht. Zu ihnen gehörten vor allem die Etrusker und die Basken, sodann ihre Vettern, die Räter und Ligurer, die Süddeutschland bewohnten.

Auf dem Wege kommen wir also nicht weiter. Ebensowenig auf dem semitischen. Gerade die Araber sind die glühendsten Feinde der Juden und behandeln sie viel schlechter, als irgendein anderes Volk sie, die Juden, behandelt hat. Hebräisch ist ja ohne Zweifel eine semitische Sprache. Reden denn aber nicht Millionen von Negern englisch oder französisch? Außerdem haben die Juden längst das Hebräisch als Verkehrssprache abgestreift. Das geschah wahrscheinlich schon seit der Zeit Alexanders des Großen.

Die Lösung des Rätsels ist folgende: Die Juden sind die Rasse der Rasselosen. Sie sind aus Beutejägern, „Razzianten", Nutznießern, Ausbeutern und Drohnen aller möglichen Völker zusammen-

geflossen, zu einer Grundsuppe, wie man das schlammige Wasser des Kielraumes nennt, zu einer sentina gentium, und haben sich dann im Laufe der Jahrhunderte durch zahlreiche Zwischenheiraten, durch eigentümliche, strenge Gesetze, durch beständiges Zusammenhocken und Füreinandereintreten zu einer religiös-sozialwirtschaftlichen Gemeinbürgschaft, haben sich zu schroffer Einheitlichkeit fortentwickelt. Der Druck von außen, der Angriff des Antiochos Epiphanes, der sie mit Hellenisierung, und des Hadrian, der sie gar mit Ausrottung bedrohte, hat sie noch fester zusammengeschweißt. Der Talmud tat den Rest.

Nachdem einmal die unverbrüchliche Einheit gewonnen war, konnte sie durch neuerliche Mischungen nicht mehr zerschlagen werden. Kein Jahrhundert verlief nämlich ohne den weiteren Zustrom von Proselyten. Auch nach Titus und Hadrian ist der Strom noch reichlich geflossen. So wurde der Fürst von Adiabene, wurden Teile Südarabiens und Abessiniens, einige Stämme in Marokko und im Kaukasus, endlich eine maßgebende Schicht der Khazaren, die am Kaukasus und auf der Krim herrschten, und bei denen im 9. Jahrhundert drei bis vier Religionen sich auftaten, für den Mosaismus gewonnen. Wir wissen, daß unter Ludwig dem Frömmler sogar Deutsche sich beschneiden ließen, den Kaftan annahmen und den Sabbath hielten. Zum Teil geschah dies, um den Lasten des Kriegsdienstes und der Steuer zu entrinnen. Die Juden wurden derart von oben, vom Sohne eines Karls des Großen, begünstigt, daß man sich bei Hofe einschmeicheln konnte, wenn man hebräisch radebrechte. Von den Spaniern bis zu den Kalmücken haben alle möglichen Rassen zur Bildung des neuzeitlichen Judentumes beigetragen. Das Gemisch wurde jedoch durch den Talmud und eine strenge, wenn auch nicht öffentlich in die Erscheinung tretende Oberregierung und durch die Gemeindeverfassung des Kahal, endlich durch die Vorteile gemeinsamen Raubes und Geldverdienens zusammengefaßt und immer wieder in dem urjüdischen Tiegel umgeschmolzen. Einer für alle, alle für einen! Das ward der leitende Grundsatz. Er vor allem hat dem Volke Israel, das in der Zeit der Richter und der Könige und noch der Makkabäer nichts weniger als einig war, den Weg zu Reichtum und Macht geebnet.

Die Macht ward, wenn irgend möglich, nicht offen, sondern im Verborgenen ausgeübt. Für aufbauende Organisation, die das Tageslicht nicht zu scheuen braucht, hat das auserwählte Volk kein Talent. Es hat staatlich nie sonderliches geleistet. Es hat nur, ähnlich übrigens wie die Iren, in phänomenaler Weise die Fähigkeit entwickelt, in fremden Ländern ohne Waffengewalt die Zügel an sich zu reißen, Kuckuckseier in fremde Nester zu legen.

Der Staat, den Saul, David und Salomon gründeten, war nie größer als Hessen oder Baden, und er hat nicht viel länger als ein Jahrhundert gedauert, da barst er schon auseinander.

Die Makkabäer? Kondottieri, die gegenüber einer Großmacht nicht in Betracht kamen. Der Versuch in trajanischer Zeit, Staaten in Nordafrika und auf Cypern zu errichten, ist vollkommen gescheitert *). Die späteren Gründungen, die wir soeben berührten, in Adiabene, Arabien und Abessinien haben nie irgendeine dauernde oder weitergehende Bedeutung erlangt. Wohl aber haben es die Juden verstanden, in fremden Staaten sich geltend zu machen und an maßgebende Stellen sich emporzuschwingen. Das geschah bereits unter den Persern, dann unter den Ptolemäern, wo sie als Steuerpächter auftraten, unter Cäsar, dem möglicherweise jüdische Bankiers das Geld für seine Weltpolitik gaben **), unter den früheren Khalifen, unter Ludwig dem Frömmler, endlich unter den Emiren von Kordowa. Kaiser und Päpste haben sich der Juden bedient. In Deutschland wie in England bildeten sie bereits im 13. Jahrhundert einen Staat im Staate. Man griff zu dem letzten Auskunftsmittel: sie zu verjagen. Das wurde restlos von den Engländern ausgeführt, 1290, und von den Spaniern, 1492, und zur Hälfte von den Deutschen um 1350, zur Zeit des schwarzen Todes. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sind aber die Juden wieder im Aufstieg. Schon vor dem Weltkriege haben sie in Geld, Nachrichtenwesen, Presse, Theater und in vielen Erwerbszweigen die Übermacht erlangt und dadurch ihre Wirtsvölker nachhaltig beeinflußt.

Ein Hauptmittel finanzieller Macht ist für sie der Trust und die Zwangswirtschaft. Joseph in Ägyptenland ist ein Vorbild für beides. Wir wissen alle von der Schule, daß Joseph seinem Pharao riet, Getreide während der fetten Jahre aufzuspeichern, um dann in mageren Jahren das hungernde Volk daraus zu ernähren. Wie jedoch im einzelnen das durchgeführt wurde, das ist uns meist nicht mehr gegenwärtig, und doch ist es außerordentlich bezeichnend für den ganzen Betrieb der Volksausbeutung. Es heißt da in der Bibel ***): „Es war aber kein Brot in allen Landen, denn die Teuerung war sehr schwer, daß das Land Ägypten und Kanaan verschmachteten vor der Teuerung. Und Joseph brachte alles Geld zusammen, das in Ägypten und Kanaan gefunden ward, um das Getreide, das sie kauften; und Joseph tat alles Geld in das Haus Pharaos. Da nun Geld gebrach im Lande Ägypten und Kanaan, kamen alle Ägypter zu Joseph und sprachen: Schaffe uns Brot! Joseph sprach: Schaffet euer Vieh her, so will ich euch um das Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid. Da brachten sie Joseph ihr Vieh; und er gab ihnen Brot um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel. Also ernährte er sie mit Brot das Jahr um all ihr Vieh. Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im zweiten Jahr und sprachen zu ihm: Wir wollen unserm

*) Näheres darüber in meiner „Weltenwende" (Lhotzky, 1922).
**) Das vermutet Kuhlenbeck in der Politisch-anthropologischen Revue 1913.
***) Moses 1, 47.

Herrn nicht verbergen, daß nicht allein alles Geld, sondern auch alles Vieh ist dahin zu unserem Herrn, und ist nichts mehr übrig vor unserm Herrn denn nur unsere Leiber und unser Feld. Warum lässest du uns vor dir sterben und all unser Feld? Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao ums Brot. Gib uns Samen, daß wir leben und nicht sterben und das Feld nicht verwüste. Also kaufte Joseph dem Pharao das ganze Ägypten. Denn die Ägypter verkauften ein jeglicher seinen Acker, denn die Teuerung war zu stark über sie. Und ward also das Land Pharao eigen."

Wer sieht nicht hierin ein genaues Spiegelbild unserer Getreide-, Tabak-, Leder- und Schuhgesellschaften? Kurz, unserer ganzen Zwangswirtschaft und unserer jetzigen Versklavung? Auf derselben Linie bewegt sich die vergangene und gegenwärtige Lieferung von Sachwerten an Frankreich und die zukünftige Abgabe von Goldwerten, angeblich zu Steuerzwecken, tatsächlich aber an das Ausland, an Juda.

Zu der Beherrschung der Rohstoffe kommt die Monopolisierung des Goldes. Sie hat sich schon unter der starken Faust der Römer hervorgewagt, in republikanischer Zeit, da man versuchte, alles nur irgend erreichbare Gold dem Tempelschatze in Jerusalem zuzuführen. Ähnliches geschah im Mittelalter. Leider gibt es noch keine gründliche Forschung darüber. In der Gegenwart tobt der Kampf um die Gold- und die Silberwährung. Seitdem Japan, 1897, und im 20. Jahrhundert auch das silberreiche Mexiko zur Goldwährung übergegangen ist, hat der Jude gewonnen. Er ist der erstrebten Welteinheitswährung, die ihm seine Börsengeschäfte und andere Transaktionen erleichtern würde, einen starken Schritt näher gekommen. Schon taucht der Plan einer Amerikanischen Bank in Europa auf, die 2,5 Milliarden Dollars an Noten (5 Billionen Mark) ausgeben und dadurch das ganze europäische Geschäft an sich reißen will. Hinter der Bank steht Vanderlip, hinter Vanderlip aber Wallstreet und die Juden.

Man spricht von der roten, der schwarzen und der goldenen Internationale. Alle drei sind dem Nutzen des jeweiligen Volkstums entgegengesetzt. Die Verbrüderung der Arbeiter ist gescheitert, wenn auch deutsche Nachtwächter noch in das Horn belgischer und französischer Syndikalisten blasen. Der Papst und sein Gebot geht nur bis an die Tore von London und Washington, überschreitet aber nicht die Schwelle des Weißen Hauses, und er wird vollends zurückgewiesen von Angora und Tokio. So ist am mächtigsten die goldene Internationale. Ihr verschließt sich keine Tür.

Die Goldmacht der Juden wird dadurch gefördert, daß ihre führenden Banksippen miteinander befreundet oder gar verschwägert sind. Das Haus Warburg besteht in Hamburg und Neuyork, das Kupferhaus Merton in Frankfurt und London. Der Frankfurter Hallgarten

erwarb sein Vermögen in Amerika. Die Speyer und die Speyer-Ellisen, die Oppenheimer sind in Deutschland, London und Neuyork, die Reinach, Wormser und Königswarter schalteten in Frankfurt, Wien und Paris. Die Niederlassungen der Rothschild waren einst über Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel verbreitet. Kahn, der Leiter von Kuhn, Löb & Co. in Neuyork, ist der Schwager von Deutsch, dem Gewaltigen der A.E.G.

Einer der wichtigsten Leute bei unserer Kriegsgetreidegesellschaft, Dreyfuß, war früher (oder aber zugleich?) Teilhaber des größten Getreidegeschäftes von Frankreich. Schwarzwald, der Finanzagent der Republik Österreich in Paris, der auch die Interessen von Deutschösterreich bei St. Germain vertrat, ist mit einer Base von Frau Clemenceau verheiratet, die ihrerseits eine Tochter von Szeps, dem Herausgeber des hochjüdischen „Neuen Wiener Tageblattes", ist. Der Wiener Schey, von khazarischem Ursprung, hat eine Rothschild zur Frau, war Vetter Rathenaus und ist mit den Dreyfuß von Basel und Marseille (außerdem mit Bleichröder?) verwandt. Die Mutter des Präsidenten Wilson soll eine Jüdin von Taganrog am Asowschen Meere gewesen sein; sein Vater habe noch Wolfssohn geheißen. Seine Schwester heiratete den während des Krieges allmächtigen Baruch. Jedenfalls wählte sich Wilson während des Krieges und für Versailles eine durchaus jüdische Umgebung. Derartige Zusammenhänge, wozu die Stellung Morgenthaus in Konstantinopel kommt, erklären ohne weiteres, welche Schiebungen während des Krieges möglich waren und wie die Welt am Gängelband geführt ward und noch wird. Diese Zusammenhänge haben es auch ermöglicht, daß viermal seit dem Ausbruch der Revolution unsere Börsen das abgrundtiefe Fallen und das bergeshohe Steigen des Dollars, das jähe Auf und Ab der Effekten und zuletzt einen Dollarkurs von 2500 erleben konnten. Bei den Spekulationen in unserer Mark und den anderen Valuten müssen die internationalen Finanzmänner, die zeitweilig vom Kiewer Bankier Landau aus dem Hotel Adlon ihre Winke und Direktiven empfingen, Unsummen verdient haben.

Die jüdische Tätigkeit richtet sich nicht nur auf den reinen Besitz des Goldes. Sie trachtet danach, alle wichtigen Zweige des Erwerbslebens an sich zu reißen. Nur halb glücklich war sie bisher in der Welt der übrigen Metalle. Sie beherrscht zwar den Diamanten-, den Nickel- und den Quecksilbermarkt, dazu teilweise die Silbergruben und natürlich die meisten Goldfelder, dagegen nicht oder nur zu geringem Teile die Zechen, die Eisenerze, die Zinn- und Zinkgruben (in Malakka arbeitet vornehmlich chinesisches Kapital) und nur zur Hälfte Kupfer und Erdöl. Wohl aber haben sie im Kohlenhandel die Führung. Schlechterdings maßgebend sind sie in Getreide, aber nicht in Fleisch, das ihnen die Chikagoer, allen voran Armour, streitig machen; maßgebend ferner in Schuh- und Kleiderhandel wie in den

großen Warenhäusern. Durchweg ist ihnen wichtiger der Vertrieb der Sachen als ihre Erzeugung. Daher kümmern sie sich weniger um den Besitz von Wäldern als um den Holzhandel, weniger um die Aufzucht von Herden als um die Häute- und Lederspekulation, weniger um den Bau von Häusern als um deren Verkauf, weniger um Brennereien als um den Spiritusring, weniger um Tuchfabriken als um Hosenverschleiß. Freilich, sie suchen oft beides zu vereinigen, so in der elektrischen Industrie, als Eigentümer von Fabriken und als Nutznießer von Wasserkräften, im Reich der Kohle als Besitzer von Zechen, wie bei Brüx in Böhmen, und als Kohlenhändler.

Neuerdings versuchen sie auch auf die Landwirtschaft, die ihnen ihrem ganzen Wesen nach am wenigsten zugänglich ist, Einfluß auszuüben. Die landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbände haben sich durch Vermittlung der Dresdener Bank mit den konsumgenossenschaftlichen zusammengeschlossen. So ist die Einrichtung des alten Raiffeisen doch noch in die Krallen der Kapitalisten geraten. Die Bauern gehen jetzt Hand in Hand mit den international kapitalistischen, sozialdemokratischen Konsumgenossenschaften. Das Werk krönt der Wirtschaftsausschuß der deutschen Erzeuger und Verbrauchergenossenschaften *) Was nicht einmal dem Sowjet in Rußland gelungen ist, das hat die „Organisation" in Deutschland fertiggebracht! Es ist möglich, daß dabei eine Anzahl kleiner, auch jüdischer Hausierer, zugrunde gehen. Allein was schiert das das Großkapital? Deckt sich doch auch der Großschieber dadurch, daß gar manche Kleinschieber dem Gerichte überliefert werden.

Ebenso gönnt der jüdische Börsianer seinem christlichen Kollegen gern einen Gewinn bei der Konjunktur. Weiß er doch, daß er selbst zuletzt den Löwenanteil ergattert. Schließlich sind auch die Effektenkäufe und -verkäufe, sind die Konjunkturschwankungen nur eine Nebensache, verglichen mit der Hauptsache, dem ständig wirkenden, unentrinnbaren Druck des Leihkapitals. Durch die Hypotheken wird das Erwerbsleben einzelner Besitzer, durch die Milliardenanleihen werden die Geschicke der Völker und Staaten bestimmt.

Man muß von den Bestrebungen der Juden (und in zweiter Linie von denen Roms) ausgehen, wenn man die Weltlage, wenn man die eigentlich wirksame Politik, die hinter den Kulissen ihr Spiel treibt, verstehen will. Wie die Bolschewiki durch Parvus-Helphant deutsche Förderung erhielten und wie sie zum Dank den Ausbruch der Revolution in Deutschland förderten, wie sie bei der Synagogenberatung in Versailles im Juni 1919 ein gewichtiges Wort mitsprachen, so sind sie auch jetzt wieder zwischen Paris und Moskau, zwischen London und Washington und nicht minder zwischen Italien, Konstantinopel und Warschau tätig. Die ganze Weltpolitik wird auch durch die Frage beeinflußt: Für oder wider die Geldmächte! Für oder wider

*) Pudor im „Völkischen Beobachter" 8. 3. 1922.

das Volk Israel! Für oder wider den Bolschewismus, dessen Hauptträger Juden und dessen Geldgeber jüdische Kapitalisten sind. Wenn man also quer durch die Gegenwart reisen will, so ist die Politik der Judenschaft das Leitseil durch das Labyrinth. Es geschieht freilich viel von interessierter Seite, um die Zusammenhänge zu verwischen. Die Welt soll ja nicht klar sehen. Auch mischen sich tatsächlich oft andere Strömungen mit den Gewässern, die das Judentum auf seine Mühlen leiten will. Aber in der Regel gewinnt die Farbe jener rotgefärbten Gewässer doch die Oberhand. Zu den fremden Strömungen gehören nationalistische Bewegungen, wie sie sich in Frankreich, Polen, Irland und Indien zeigen. Dazu gehören auch die Rachekriege der Völker. Dazu gehören endlich die Klassenkämpfe. Mag sein, daß gelegentlich einmal die nationalistischen Bestrebungen alles andere verschlingen. Man kann sich den Fall in China und zur Not in Frankreich denken. In der Regel aber betrachtet der Jude die Festungen, von wo Nationalisten und Klassenkämpfer ihre Kanonen donnern lassen, als Gebäude, deren Errichtung er sogar begünstigt, um sich hinter ihnen verschanzen und im Schutze ihrer Wälle seinem Gewinne nachgehen zu können.

Wenn ein Wagen geschubst und ins Rollen gebracht worden ist, so rollt er auch noch eine Zeitlang weiter, selbst wenn die Ursache der Bewegung zu wirken aufgehört hat. Etwas ähnliches gibt es im Reiche der Geister. In den 43 Jahren, die vom Frankfurter Frieden bis zum großen Völkerringen verflossen, wurden wir dermaßen an den Frieden gewöhnt, daß kein Mensch mehr in Deutschland an Krieg glaubte. Umgekehrt, als der Krieg schon über vier Jahre gedauert hatte, da waren sehr viele von der Vorstellung befangen, es werde immer so weitergehen, und sehr viele konnten sich eine Änderung, konnten sich die Rückkehr zum Frieden gar nicht mehr recht denken. In der Tat sind ja die durch den Krieg hervorgerufenen Zustände vielfach geblieben und hat namentlich die Zwangswirtschaft bald das vierte Jahr nach dem Waffenstillstand siegreich überlebt. Also, wie gesagt, der Mensch gewöhnt sich an bestimmte Gedankengänge und fährt sich in bestimmten Ideengeleisen fest. Es ist immer so gewesen. Nicht die Zustände erstarren, sondern die Vorstellungen darüber; das Denken wird zur Schablone.

Wenden wir diese Betrachtungen auf das heutige Weltregime an, so arbeiten die meisten unserer Politiker und erst recht die Gehirne fast sämtlicher, mehr oder weniger unpolitischer Mitbürger in den Klischees weiter, die den Zuständen des verflossenen Jahrhunderts entsprechen. Man hat ein bestimmtes Bild im Kopfe von den kleinen Mächten, den Mittelmächten, den Groß- und Weltmächten. Man hat von Rot-, Blau-, Grün-, Weiß- und Gelbbüchern gehört, und ist in der Regel unbändig stolz auf diese Kunde.

Man hat ferner einen Dunst von diplomatischen Schritten und Noten. Einige hatten sich schon angewöhnt, wenn sie einen Paß haben oder wenn sie nur ihren Spezi Huber ins Hofbräuhaus zum Bock einladen und mitnehmen wollten, zu sagen: ich tue eine Demarche. Endlich ist jeder Spießbürger aufs genaueste mit Zusammenkünften, Konferenzen und Kongressen vertraut. Er lernt das schon auf der Schule, wie es da mit Münster und Osnabrück anfängt, über Rastatt nach Wien geht und in dem Berliner Kongresse endet. Unser Jahrhundert hat uns gleichermaßen vor und während und nach dem Weltkriege mit einer wahren Sündflut von Kongressen überschüttet. Alles Larifari. Denn wer paradiert dort vor der Öffentlichkeit? Die altgewohnten Exzellenzen, Botschafter, Gesandten, Vertreter, Delegierte, Minister und Ministerialräte und die unvermeidlichen Vermittler und Zwischenträger, sie alle sind da in ihrer ganzen Pracht. Die gläubige Menschheit horcht gespannt den Offenbarungen so bedeutender Münder, und die Herolde der öffentlichen Meinung, die Röhren, durch die das Weltgeschehen tropfenweise oder auch stromweise rinnt, die modernen Trompeten von Jericho, die Trustmagnaten und je nachdem Hausierer politischer Anschauungen und Vorstellungen, die Journalisten, beeilen sich, jeden kleinsten Vorgang des Kongresses als welterschütternd einer auch wirklich erschütterten Welt vorzutragen.

Allein Lloyd George denkt und der Jude lenkt. Die Sache ist nicht mehr wie unter Salisbury, Palmerston und Pitt in England oder unter Bismarck und Fürst Lobanow bei uns und bei unseren russischen Nachbarn. Die Italiener schicken zwar noch ihre Ducas und Marqueses vor, die Engländer ihre Earls und Lords, wir unsere Bernstorff, Brockdorff, Schönburg-Waldenburg, Oberndorf, und selbst die Franzosen den einen oder anderen versprengten Vicomte; die eigentlichen Drahtzieher aber sitzen ganz wo anders. Zwar mischen sich Juden genug unter aller Augen mit den Grafen und Fürsten. Kein Politiker wird daher getäuscht. Nur das Volk ist von dem Kasperltheater betört, das da vor seinen schaulüsternen Augen aufgeführt wird, und horcht mit Vergnügen auf die langen Reden, die die verschiedenen Hanswurste auf den Brettern halten. Ebenso erfreut es sich baß an saftigen Zwischenfällen, gepfefferten Grobheiten und sonstigen Hanswurstiaden, die ihm da jeden Morgen aufgetischt werden.

Zu Genua, dem Orte des 11. Kongresses, war auch sonst, wenn keine stern- und ordenbesäte Exzellenzen sich dort versammelten, ein wimmelndes Leben. Anders auf der anderen Seite des italienischen Stiefels, in Venedig. Dort, an dem Kanale Grande und in der Giudecca gibt es eine Menge herrlicher Paläste, die von dem Reichtume und der Macht der alten Dogenstadt zeugen. Aber das Leben in ihnen ist erstorben. Die Fassaden, die Schauseiten der

Paläste stehen noch und ihre klassischen Pfeiler und Säulen und Pilaster; nur sind die Gemächer leer. Die verarmten Besitzer haben schon längst alle oder fast alle Möbel verkaufen müssen. Das wimmelnde Leben herrscht in ganz anderen Bezirken, an der Marina, am Lido (Strand), am Bahnhof. Ganz ähnlich verhält es sich in der Politik. Die Fassaden diplomatischer Gebäude stehen noch prächtig da; die eigentlichen Wohnungen sind aber leer, und das ganze Gebäude zeigt offenkundige Zeichen von Vernachlässigung, von Verfall. Alle diese Kongresse von heute, nicht zum mindesten der Genueser, der Pariser, der Londoner, denen schon eine 14. interalliierte Konferenz, die venezianische, auf die Fersen treten soll, sind nichts als Fassade. Die Erzeugung politischer Taten spielt sich hinter den Kulissen ab. Die Regierenden, die ja auch wohl, wie Rathenau, gelegentlich ihren Kopf in Genua hervorsteckten, saßen und sitzen ganz wo anders. Es sind die Großherren der Börse, es sind die Großjuden der Welthauptstädte. Wie war es denn beim deutsch-russischen Vertrag von Rapallo? Er war schon längst, nicht seit Wochen, sondern seit Monaten, zwischen den Sowjetjuden und ihrem Rassegenossen und sonderlichen Gönner und Förderer Rathenau beredet und beschlossen und ebenso den anderen Rassegenossen in Paris und London bekanntgegeben worden. Harding hat seine jüdische Nebenregierung in Neuyork und Washington und Lloyd George hat ebenfalls eine solche in der Villa von Sir Philip Sassoon und in anderen Judenpalästen. Man stelle sich nur einmal vor, wie das Schicksal Indiens geleitet wird! Seit anderthalb Jahrhunderten reiten die englischen Staatsmänner auf dem Grundsatze herum: Indien ist das Weltreich! Jede kleinste Bedrohung von Indien bedeutet eine schwere Gefahr für Großbritannien! Und wer sind oder waren bis vor kurzem die maßgebenden Leute für Indien? Montagu (der Jude Montag) war, mit dem Sitz in London, der Staatssekretär für Indien; Lord Reading, unter welch klangvollem Namen sich Rufus Isaacs verbirgt, übel berüchtigt durch den mit Lloyd George gemeinsam vorgenommenen Verschleiß von Marconiaktien, ist der Vizekönig von Indien. Ebenso gehören hohe Gerichtsbeamte der Himalayahalbinsel und viele Universitätsprofessoren dem Volke Abrahams an. Die Auswirkung einer so hübschen Besetzung der Rollen ließ nicht auf sich warten. Isaacs, der gleich in seiner Antrittsrede betonte, er, ursprünglich ein Orientale, werde den orientalischen Indern volles Verständnis entgegenbringen, hat es mit seinen agitatorischen Spießgesellen fertiggebracht, Öl in das Feuer der indischen Aufruhrbewegung zu gießen und Hindu wie Drawida noch mehr gegen die englische Oberherrschaft aufzustacheln.

In der Landwirtschaft gibt es eine schädliche Überdüngung. Die kann sich auf zweierlei Arten äußern. Wenn Kohlrüben zu stark bemistet werden, so schießen sie ins Kraut und der Nahrungsgehalt des Kohlrabi ist dahin (bei gelehrten Köpfen ist es nicht viel an-

ders: wenn diese Kohlrabi mit eitlem fremden Wissen überdüngt werden, so kommt auch nichts besseres als geile Ranken heraus). Ein zweiter Schaden kann folgendermaßen entstehen. Wenn man zuviel Odel auf eine Wiese schüttet oder gar ihn erst gießt, wenn das Gras halbwegs schon wieder gewachsen ist, so spürt Rind und Roß noch nach einem Monat des Wachsens den üblen Geruch und weigert sich, von solchem Grünfutter zu fressen. Auch die Weltpolitik von heute ist überdüngt, und das Gras, das so erzeugt wird, riecht nach jüdischen Ratschlägen. Was hat es da für einen Zweck, zu sagen, wie es so oft bei uns in nationalen Kreisen geschieht: nur England kann uns helfen! Oder zu erklären, wie es die Linksradikalen und auch Konservative tun: Nur im Zusammengehen mit Rußland ist das Heil! Oder zu verkünden, wie das Bernhard von der „Vossischen Zeitung" tut: Wir müssen mit Frankreich gehen!? Hinter allen diesen Mächten verbirgt sich ja doch nur der jüdische Einfluß. Der Schulbub macht es so, daß er seinen Schulatlas aufschlägt und sich sagt: Hier ist ein Land, das mit roter Farbe bepinselt ist, das heißt Großbritannien; und hier ist ein Land blau angestrichen, das ist Frankreich, hier grün, das ist Rußland.

In der Seele des Schulbuben erwächst ein einheitliches Bild von dem roten, dem blauen, dem grünen Reiche. Er bildet sich ein: was England heißt, das ist eben englisch, und was man als Rußland bezeichnet, das ist russisch. In der Wirklichkeit stellen sich die Verhältnisse ganz anders dar. Ich will davon absehen, daß das einstige Zarenreich auch von Deutschen und Tataren und Georgiern und Tscherkessen, von Finnen und Tungusen bewohnt und daß ähnlich Großbritannien auch von Schotten, Iren und Walliser n (denen Lloyd George entstammt) erfüllt wird. Die Hauptsache ist die, daß jetzt dort Sinowjew, Kamenew und Trotzky schalten. Daß hinter den eigentlichen Regierungen in anderen Ländern die jüdischen Nebenregierungen wirken. Wie käme es sonst, daß einst Kaiser Wilhelm das Deutsche Reich regierte und dann Rathenau? Die Folgerungen, die man aus dieser Einsicht ziehen kann, sind geeignet, unsere Gesamtanschauung von der Lage grundstürzend zu verändern. Wir müssen nicht fragen: Was hat England, was haben die Vereinigten Staaten vor, sondern was führen die Juden von London und Neuyork im Schilde? Sobald wir das einmal erfaßt haben, werden die Zusammenhänge klar. Dann lösen sich zugleich alle Widersprüche zwischen Reden und Taten der führenden Staatsmänner. Wir kommen dann zu einer richtigen Würdigung von dem, was das Bündnis von Berlin und Moskau bedeutet, und nicht minder zu einer Würdigung der Weisheit, die über diese Bettgenossenschaft von den deutschen Zeitungen sämtlicher Parteien verzapft wurde.

Gewiß, die Rechnung ist nicht ohne Brüche. Sie geht nicht restlos auf. So einfach ist die Welt und die Weltpolitik nicht. Poincare ist nicht völlig unter dem Einflusse der Juden; er ist mit den

ıtholischen Royalisten verknüpft. Und dann ist da noch der Papst.
erner haben wir eine ragende Ausnahme von der Judenverstrickung
ı fernen Osten zu verzeichnen: Japan und China haben sich bis-
r von der Umarmung durch die jüdische Riesenschlange so ziem-
h freigehalten. Die Fangarme und Saugnäpfe des großen Tinten-
sches, des internationalen Leihkapitals beginnen jedoch auch Ost-
ien zu bedrücken.

Seit der Zerstörung Jerusalems bis zur Thronbesteigung des
ürgerkönigs Louis Philippes haben die Juden ihren Einfluß meist
ı Geheimen ausgeübt. In den letzten Menschenaltern haben sie
doch die Maske offen abgeworfen. Sie brauchen keine Kulissen
ehr. Ein Trotzky ist Kriegsminister. Sir Edgar Mond ist eng-
scher Wohlfahrtsminister. Der Frosch ist aus dem Pfuhl ins gol-
ne Bett gesprungen und will die Königstochter heiraten. Wohin
r Blick schweift, da sind in allen Staaten, außer in Kleinasien
ıd Ostasien, in Ungarn und in Norwegen Juden an führender
telle. Schon der Sprecher des Frankfurter Parlamentes, Simson,
ar ein Halbjude. Derselbe war das Haupt der Reichstagskom-
ission, die im Namen des Volkes König Wilhelm zur Annahme
r Kaiserkrone aufforderte. Im wilhelminischen Deutschland rück-
n die Großjuden immer mehr in die Öffentlichkeit und rissen
ımer mehr die Zügel an sich. Bei den Banken herrschten Men-
lssohn, Gwinner, Gutmann, Fürstenberg (von der Handelsbank),
leichröder, Schwabach, alle in Berlin, und entsprechend viele Frank-
rter und Kölner. In der Reederei war Ballin, dessen rätselhafter
elbstmord bei Ausbruch der Revolution noch nicht aufgeklärt ist,
lmächtig. Im Reich der Kohle gebot Friedländer-Fuld, in dem
s Spiritus Kantorowicz, in dem der Warenhäuser Wertheimer,
ietz und Hertzog, in dem der Elektrizität waren allerdings
athenau und Deutsch noch nicht zur Alleinherrschaft vorgedrun-
n. Für Eisenbahnen waren und sind Holzmann in Frankfurt be-
utend, für das Holzgeschäft die Gebrüder Himmelsbach. In der
Jissenschaft errangen sie immer mehr Einfluß. Bekanntlich um-
ıb sich Wilhelm der Zweite gern mit Großjuden und nahm ihr
eld wie das des Herrn Caro, um die Kaiser-Wilhelms-Gesell-
haft und auch um das Kaiser-Friedrich-Museum zu gründen.
üdische Einflüsse erstreckten sich bis ins Auswärtige Amt. Dort
irkte der Legationsrat Oppenheim (soviel ich weiß, mit der ein-
igen Zierde der Frankfurter Gesellschaft, mit dem politisch betrieb-
ımen britischen Konsul Sir Francis Oppenheim nur entfernt ver-
andt) und Nadolny, dessen Bruder Direktor der Darmstädter Bank
t und früher als Direktor des Kolonialamtes Kayser. Für
albdiplomatische Missionen ward oft der anmaßende Ministerial-
irektor Lewald, Sohn der Romanschriftstellerin Lewald, verwendet.
eute gilt das Gebot von Parvus, Melchior und Warburg, die in
ıger Fühlung mit dem Sowjet stehen, von Maximilian Harden,

Bonn und Schücking, vom Kölner Hagen (Levy), dem 58fachen Aufsichtsrat. Rathenau war der Freund Loucheurs und Radeks.

Wir haben jetzt in Berlin und Wien, glatt herausgesagt, eine Judenregierung, wenn auch in deren Dienste viele Gojim stehen. In Frankreich ist Millerand jüdisch versippt und war Briand jüdisch verstrickt. Es herrscht dort Rothschild. Sein Vetter gebietet in London. Dort waren acht Juden bereits Lord-Mayors. Mehrere andere wurden Minister, sogar der Justiz. Disraeli hat damit den Anfang gemacht. Sir Herbert Samuel war hoher Kommissar in Palästina. Lord George wurde von Isaacs und den beiden Samuels in den Marconihandel gezogen, und sein bester Freund ist Sassoon. Trotz amtlicher Abkühlung steht er sich noch ausgezeichnet mit den Bolschewiki. In den Vereinigten Staaten sind Baruch und Brandeis maßgebend, dazu die Filiale der Rothschilds, die Löb Kuhn & Co., sowie die vielgewandten Brüder Strauß. Neuyork ist mit zweieinhalb Millionen Israeliten die größte Judenstadt der Erde. In Italien hören wir von Schanzer, Luzatti und dem Halbjuden Sonnino und d'Annunzio. Brasilien ist durch Anleihen und Konzessionen vollkommen in Judenhänden. Selbst auf dem Balkan hat Israel seine Krallen ausgestreckt. Die Dömne Salonikis stürzten den Sultan; einer von ihnen, der Rechtsanwalt Carasso, war unter den vier Männern, die Abdul Hamid seine Abdankung übermittelten, was bei den Moslimen besonderen Anstoß erregte; bei einem jüdischen Händler von Saloniki, Allatini, wohnte der verbannte Sultan. Ein Dömne ist auch Dschawid, mehrmals türkischer Finanzminister. In Bulgarien war ein Hebräer, Herbst, Haupt des Presseamtes. Mellach, wie im Orient das Judenviertel heißt (oder von dem Propheten Maleachi?), ist kürzlich in Athen als Minister eingezogen. In Jugoslawien stehen nicht weniger als fünfzehn Zeitungen im bolschewistischen Solde. Als Stambolinski, der Hochverräter und Meuterer von 1918, der danach Ministerpräsident wurde, in Genua war, ließ er sich dort von Tschitscherin und Joffe instruieren, gegen Wrangel zu hetzen. In Stockholm waltete der Judenfreund Wallenberg. Für die Kultur Kopenhagens war Jahrzehnte hindurch Brandes bezeichnend. Einzig Madjaren und die Faszisten löckten gegen den Stachel. Allein auch in Ungarn gelangten unmerklich jüngst die Kinder Abrahams wieder zu Ansehen, und die Faszisten bezogen Judengelder, und zwar ausgerechnet aus Frankreich, obwohl doch die Wut der nationalistischen Faszisten sich gerade auch gegen Frankreich richtet. Endlich war in Indien schon um die Wende des Jahrhunderts eine jüdische Vizekönigin, die Tochter des Isaak Zedekia Leiter aus Chikago, die Lord Curzon geehlicht hatte. Die jüngste belgische Delegation in Berlin (Sept. 1922) zählte 4 Mitglieder, davon zwei Juden: Bemelmans (der ein Amendement zum Wiesbadener Abkommen ausgeheckt hat) und Philippson, Sohn eines Bonner Rabbiners, jetzt Professor in Brüssel.

Am auffallendsten aber ist die Herrschaft Judas in Rußland.

Die Führer des Sowjets sind zumeist Juden. Zu welchem Hun-
ertsatze freilich, das wird in zehn verschiedenen Zusammenstellungen
uf zehnerlei abweichende Arten geschätzt. Keinesfalls geht der An-
eil der Juden auf unter Dreiviertel der Gesamtführerschaft. Die
Machthaber verstecken sich gern hinter Decknamen. Einige, wie Par-
vus-Helphant und Kopp, sollen ihrer schon fünf bis sechs benutzt
haben. Die Decknamen haben ausdrücklich die Absicht, die Volks-
zugehörigkeit der Hetzer zu verschleiern. Wir wissen, daß auch in
Bayern Wadler (Wolf Adler), dessen Name so besonders bayrisch
klang, daß Axelrod, der nach schwedischen Handschuhen riecht, daß
Eisner (Salomon Kosmanowski) und Toller genau so wie einst
der Urvater des Bolschewismus, Marx (Mardochai), einst ganz an-
dere Namen trugen. Von den meistgenannten Führern der Bolsche-
wiki sind der Kultusminister Lunatscharsky und Frau Kollontay
Russen und der Henker der Tscheka, Peters, ein Lette. Unzweifelhaft
war jedoch Lenin, eigentlich Uljanow, dessen Frau Jüdin ist und in
dessen Haus jüdisch gesprochen werden soll. Seine Großmutter war
eine kalmückische Jüdin. Diese Mischung gibt es nämlich. Auch
bei den Turaniern ist hebräisches Blut eingedrungen. Es gibt kau-
kasische und mongolische Juden, mit allen Merkmalen der mon-
golischen Rasse, vorstehenden Jochbeinen und Schlitzaugen. Sicher
Juden sind: Trotzky (Bernstein), Abramow (Rein), Bobrow (Na-
thansohn), Bogdanow (Silberstein), Bunakow (Fundamentsky), Dan
(Gurewitsch), Firssow (Rosenblum), Ganezky (Fürstenberg), Garin
(Garfeldt), Gerwanin (Liwkin), Glasunow (Scholz), Gorew (Dold-
mann), Gussew (Drapkin), Isgojew (Goldmann), Kamenew (Rosen-
feld), Kamensky (Hoffmann), Kamkow (Giser Katz), Kerenski (Aron
Kürbis), Larin (Lurie), Lapinsky (Lewinsohn), Lebedewa (Simon,
Jüdin), Litwinow (Finckelstein), Macklatoffsky (Rosenblum), Mar-
toff (Zederbaum), Meschkowsky (Goldberg), Michailow (Elinsohn),
Naut (Günzburg), Parvus (Helfanth), Piatnitsky (Lewin), Radek
(Karl Sobelsohn), Rjassonow (Goldenbach), Russanow (Zinnober),
Sagorsky (Kachmalnik), Sinowjew (Apfelbaum), Smirnow (Ziwen),
Solnzeff (Bleischmann).

Ein Freund Lenins, Aron Scheinmann, den sein Name zu einer
solchen Stellung ganz besonders befähigt, ist der Direktor der rus-
sischen Nationalbank, jenes Monopolinstitutes, das so offensichtlich
das Interesse des Proletariats verkörpert. Natürlich sind auch sämt-
liche Gesandten und auswärtige Vertreter des Sowjets Juden. An
erster Stelle steht der soeben erwähnte Finckelstein, an zweiter der
aufgeblasene Joffe, der bis unmittelbar vor der deutschen Revolution
in Berlin schaltete, und der jetzt nach Tokio geschickt werden soll,
an dritter Fürstenberg-Ganetzky im Baltikum, fernerhin Krassin,
einst Ingenieur bei Siemens Halske, und Rakowsky aus Bulgarien,

eine Zeitlang Oberkommissar des Sowjets für die Ukraine. Nicht vergessen dürfen wir Bela Kun, natürlich aus Kohn entstanden, der zum Lohne seiner ungarischen Untaten zum Hochmögenden in der Krim ernannt wurde, und Radek den „odysseischen Geist, der mit allen Kräften der Welt ringt" (Berliner Tageblatt), der für die örtliche Wirksamkeit eines Gesandten zu schade ist, und dem nur die ganze Erde für seinen Tatendrang genüge *).

Auch für die übrigen Staaten wird es immer mehr Mode, jüdische Gesandte zu ernennen. So ist die Union in Teheran durch Goldkorn und war in Konstantinopel durch Morgenthau vertreten. Mit Baruch, Brandeis, Kahn und Schwab, dem Leiter des Steeltrusts, endlich mit Oskar Strauß, dem Oberbefehlshaber der pazifischen Streitkräfte der Vereinigten Staaten, bildet Morgenthau, der der Säckelwart für die Beeinflussung der Wahlen auf seiten Wilsons war, und der als Botschafter von Konstantinopel aus in die Entwicklung des Weltkrieges erheblich eingriff, ein jüdisches Sexvirat, eine Sechsmännerschaft, neben der Harding nicht recht aufkommt.

Sehr beachtlich ist, daß von Anfang an und auch im weiteren Verlaufe der Sowjet im starken Maße von dem Neuyorker Ghetto gespeist wird. Von Neuyork wurde auch die Zionistenversammlung ins Werk gesetzt, die Herbst 1916 in Kopenhagen tagte. Auf ihr wurde Parvus Helphant in der Aufgabe, Rußland zu revolutionieren, bestätigt, auf Grund wessen sich dann programmäßig die Revolutionierung Deutschlands anschließen sollte **).

Druck erzeugt Gegendruck. Überall ist eine antisemitische Bewegung im Anschwellen. Theoretisch steht voran Deutschland. Es folgen in der publizistischen Bekämpfung des Judentums Nordamerika, England, Frankreich, Ungarn, Lettland. Bezeichnend ist jedoch, daß weitaus das beste Buch über die Juden in England nicht von einem Briten, sondern einem Deutschen, Winzer, geschrieben wurde. Praktisch steht augenblicklich Rußland im Vordergrund des Kampfes. Nach dem Zusammenbruche Lenins, der schon zu Lebzeiten von der Sage umwoben wird — der wahre Lenin sei längst gestorben, ein falscher habe statt seiner im Kreml gehaust — ist der Sowjet zerrüttet und ratlos. Seine ehrgeizigen Mitglieder befehden einander.

Der Moskauer Korrespondent des „Slawbüros" teilt mit, daß die antisemitische Bewegung im Zentrum des Kommunismus ihren höchsten Grad erreiche. Im Hinblick auf das bedrohliche Anwachsen der gegen die Juden gerichteten Empörung in der Provinz und in den Dörfern streben die Juden den Städten zu und aus den Städten

*) Vergleiche die Totengräber Rußlands und Rosenberg, die Pest in Rußland, beides im Deutschen Volksverlag München, wo noch weiterer Stoffe von Belang, zum Teil funkelnagelneuer, zu finden ist.

**) Meine „Weltgeschichte der Deutschen" Berlin 1922.

n Zentralen. Infolgedessen hat in Moskau gegenwärtig die jüdische
völkerung stark zugenommen. Besonders die Behörden sind von
nen überfüllt, was sehr ins Auge fällt. Die Furcht vor Pogroms
ter den Juden ist groß. Ein sehr gebildeter, alter, weitblickender
ude, der früher viel an breiter Öffentlichkeit gearbeitet hat und
e letzte Zeit in den Sowjetgefängnissen verbrachte, erklärte, daß
s einzige Mittel zur Beseitigung der Spannung — eine neue Be-
ränkung der Juden in ihren Rechten wäre. Tatsachen wie die
berfüllung der russischen Hochschulen mit Juden *) zum Schaden
r Russen (13—15% Russen) empören die russische Gesellschaft.
ls Hauptschutzmaßregel gegen den Antisemitismus erscheint bis jetzt
e Konzentration der Juden in etwa 10 Städten, wo die Staats-
walt noch nicht erschlafft ist. Da aber die bolschewistische Staats-
walt außerhalb der Zentralen von Tag zu Tag schwächer wird,
ihrt die Konzentration der Juden noch zu einer anderen Maßnahme;
e fliehen ins Ausland. Alle Juden, die sich am Sowjetregiment
ehr oder minder beteiligt haben, halten zum größten Teil ihre Zu-
unft für aussichtslos.

6. Geld.

Der trojanische Krieg entbrannte um Helena. Die Nibelungen
ourden gemordet, weil Held Siegfried die Pflicht des Schweigens
erletzte, weil ein Weib, Brunhild, in ihrer Ehre beleidigt wurde,
veil ein anderes Weib, Krimhild, ihren Gatten rächte. Entdeckungs-
ahrt durch die Weltgeschichte? Aufhellung ihrer innersten Trieb-
räfte? Leidenschaft, Zorn und Liebe. Wir stoßen allererst auf die
Macht der Rasse. Sie erzeugt Staat, Gesellschaft, Religion und
Kunst. Sie ist allumfassend. Der Tag wird wiederkommen, da Glut
und Begeisterung, da Mannesmut und Mannestat, da die Sehn-
sucht nach ewiger Schönheit und Wahrheit, da Weibesanmut und
Herrenwürde mehr gilt als das gleißende Gold. Da wir aber eine
Fahrt quer durch die Politik der Gegenwart unternahmen, so fällt
die Jagd nach Gold vor allem ins Auge. Sie beherrscht augen-
blicklich die Gedanken der Einzelnen und der Völker, den Sinn der
Sieger wie der Besiegten, die Gedanken der Hausfrauen, der Fa-
milienväter, der Staatslenker. Keinesfalls ist heutige Politik zu
verstehen, wenn man die Absichten der finanziellen Drahtzieher
nicht kennt.

Schon vor dem Kriege machten die Truste und die Banken die
große Politik. Der Neuyorker Schiff finanzierte Japan gegen das
antisemitische Zarenreich. Deutsche Politik in der Türkei, das war
die Deutsche Bank! Politik in Serbien, das war Fürsten-
berg und die Nationalbank. Französische Machenschaften in Ma-

*) In den Hochschulen der Ver. Staaten sollen die Juden jetzt 40% ausmachen.

rokko, dahinter steckte Schneider-Creuzot. Amerikanische auf Kuba, da wühlte der Zucker- und der Tabaktrust. Unruhen in Mexiko, da handelte es sich um den Streit nebenbuhlerischer Industrie- und Bankgruppen. So war auch der Weltkrieg zu einem großen Teile ein Unternehmen des übervolklichen und zwischenstaatlichen Kapitalismus. Vom metallischen Standpunkte aus gesehen gab und gibt es ebensowohl einen Wirtschaftskrieg gegen England, gegen Frankreich und Italien, ja auch gegen Amerika, endlich gegen die einstigen Neutralen wie gegen Deutschland. Alle Völker leiden gleichermaßen unter der Zinslast von Anleihen, unter Teuerung, unter der Arbeitslosigkeit, unter Zollsperren, Syndikaten, Trusten, Handelsmonopolen, unter der Zwangswirtschaft. Alle sind sie unter Druck. Wir haben dafür kein Beispiel in der Geschichte. In der römischen Kaiserzeit, deren Zustände sonst unseren durchaus gleichen, erstreckte sich die Zwangswirtschaft nur auf das Römerreich, nicht auf die übrige Welt. Heutzutage herrscht überall mehr oder weniger der Zwang; heute ist der ganze Planet von der Geldentwertung und der Wirtschaftskrisis erschüttert. Bei den Römern, ja, da gab es noch keine Valuta und noch keine Staatsanleihen. Unter diesen beiden Zeichen steht jedoch die Wirtschaft der Gegenwart. Währungsfragen und zinsbringende Papiere sind ihre auffallendsten Merkmale. Hat ein rühriger, gescheiter Kaufmann ein gewinnbringendes Geschäft abgeschlossen, so ist damit die Sache noch nicht erledigt: Der Dollar steigt oder fällt, und der Gewinn hat sich in Verlust verwandelt. Ein fleißiger Arbeiter, ein sorgender Handwerker plagt sich das ganze Jahr. Trotz aller scheinbaren Lohnerhöhungen verdient er aber doch nur, infolge der Geldentwertung, ein Drittel oder bestenfalls die Hälfte vom Friedenswerte. Statt sich am Ergebnis seiner Arbeit freuen zu können, muß er nicht nur hohe Einkommen- und Verbrauchssteuern, wie einst der populus minutus in severischer und diokletianischer Zeit, sondern muß außerdem Zinsen für die Schulden seines Staates bezahlen. Wenn Versailles gilt, so ist jeder deutsche Mann und jedes deutsche Weib und sogar jeder Säugling mit einer Schuld von einer Million behaftet, wovon Jahr für Jahr 50 000 Mark Zinsen zu entrichten sind. Was für ein Familienhaupt durchschnittlich 200 000 Papiermark im Jahre ausmacht. Wenn Versailles nicht gilt und die Kriegsentschädigung auf $^2/_5$ oder $^1/_3$ herabgesetzt wird, ist die Bürde noch immer schwer genug. Alles das lediglich für die Entente. Was darüber verdient wird, muß zunächst für den Schuldendienst des Deutschen Reiches, der Einzelstaaten und der Gemeinden, muß für Steuern mannigfachster Art und kann erst in letzter Linie für Wohnung, Nahrung und Kleidung verwandt werden. Nach den jüngsten Schätzungen betragen die Gesamtschulden des Reiches und der Einzelstaaten 800 Milliarden. Da sie insgesamt, wenngleich verschiedenen Ursprungs und zum Teil als Goldwert emittiert, den Zinsendienst

in Papiermark ausüben, so können sie sämtlich als Papiervaluta verbucht werden. Sintemalen der Dollar augenblicklich auf 2000 steht, so beläuft sich die einheimische Gesamtschuld noch nicht einmal auf eine halbe Milliarde Dollar, stellt demgemäß noch nicht einmal ein Sechzigstel von den 132 Goldmark Kriegsentschädigung dar, die gleich 32 Milliarden Dollar zu bewerten ist und deren Zinsen jedenfalls in Gold entrichtet werden müssen. In welcher Form nämlich sie bezahlt werden, ob in Amortisationen, ob in Sachleistungen, ob in regelrechten Zinsen, und auch etwaige Stundungen, sie ändern nur wenig an der drückenden Sachlage. Wichtiger jedoch denn alles dies, obwohl es uns schmerzlich genug ins Fleisch schneidet, ist eine andere Erscheinung. Über sie ist die Welt sich eigentlich erst seit Genua so recht klar geworden. Das große Geheimnis bei diesem ganzen Fragengewirre, bei der Entschädigungszwickmühle, bei dem Schuldengeschrei besteht darin, daß die anderen Völker es durchaus nicht besser haben als wir, daß alle Staaten unter der rücksichtslosen Ausbeutung des Leihkapitals, unter Zinsen und Steuerdruck gleichmäßig seufzen. Durch den Weltkrieg sind die Schulden der Groß- und Weltstaaten um das Sieben- bis Zehnfache gesteigert worden. Sie betragen gegenwärtig *) für

Großbritannien	49	Milliarden	Dollars,
Frankreich	$37\frac{1}{2}$	"	"
Belgien	27	"	"
Vereinigte Staaten	26	"	"
Italien	14	"	"
Deutschland	31 **)	"	"

Einen bedeutsamen Faktor bilden in der Gesamtentwicklung die Schulden, die Europa gegenüber Nordamerika hat, und die Anleihen, die England seinen europäischen Verbündeten gewährte. Die Anleihen waren als zeitweilige Subsidien, nicht etwa als fundierte Schulden gedacht.

Die Gewohnheit, Subsidiengelder zu zahlen, ist schon vor vielen Jahrhunderten aufgekommen. Wir hören, daß Eduard III., der sich freilich selbst erst anderthalb Millionen Dukaten von Florentiner Bankmännern pumpen mußte, einen kleinen Bruchteil davon auf die Rheinlande, wo er zu der großen Fürstentagung von Koblenz erschien, und auf Ludwig den Bayern verwandte, als Entgelt dafür, daß der

*) Es ist unsäglich schwer, genaue, zuverlässige Zahlen zu erlangen, zumal diese von Monat zu Monat wechseln. Obige Zahlen sind der Rede entnommen, die Lloyd George Anfang August 1922 bei der Londoner Konferenz hielt. Den Dollar-Zahlen entsprechen jedoch die Pfundwerte nicht, die gleichzeitig damals aufgeführt wurden. So bezifferte man die Staatsschulden Großbritanniens auf nur 7766 Millionen Pfund Sterling. Das ist 30% weniger als der Dollarbetrag.

**) 32 + $\frac{1}{2}$ — 2 abgegoltene Milliarden, dazu kommen freilich $1\frac{1}{2}$—2 Milliarden Besatzungskosten.

Bayer mit 2000 Reitern ihn bei dem vorhabenden Kriege mit Frankreich unterstützen sollte. Wir wissen ferner, daß Richelieu fünf Millionen Livres an Gustav Adolf gab, um die Nebenbuhler der Bourbonen, die Habsburger, zu bekriegen. Seitdem waren Subsidien an der Tagesordnung, so im Spanischen Erbfolgekriege, so im Siebenjährigen, so endlich während der französischen Revolution und der napoleonischen Erschütterungen. Von 1808 bis 1814 hat England im ganzen an den europäischen Kontinent 28 Millionen Pfund verabreicht. Die größte der Leistungen empfing Portugal; das ging aber offenbar zumeist auf das britische Konto selber, da in Portugal Wellington kämpfte. Den zweitgrößten Posten heimste Spanien ein, für das dieselbe Erwägung gilt. Danach kommt merkwürdigerweise Schweden, das demgemäß 1809 von England zum Kriege mit dem Zaren Alexander I. angestachelt sein muß, einem Kriege, durch den es Finnland verlor. Auch Rußland selbst ist auf der Liste, und zwar mit 2,8 Millionen. Also fast ein ähnliches Verhältnis wie heute, da niemand im Westen so recht weiß, ob er die Russen als Feinde oder Freunde auffassen soll. An allerletzter Stelle befand sich damals Preußen, das in den zwei Jahren 1813 und 1814 zwei Millionen Pfund Sterling erhielt, Preußen, für das die Briten immer eine besondere Freundschaft zur Schau getragen und dem sie dennoch 1806 unter dem Vorwand, daß Preußen ein Bündnis mit Napoleon abgeschlossen, seine Handelsflotte geraubt hatten.

In früheren Zeiten dachte kein Mensch an die Rückzahlung der Hilfsgelder. Auch waren die Subsidien gar nicht in der Absicht geleistet worden, daß sie jemals zurückerstattet würden. Sie waren als einmalige Unterstützung, als Geschenk, als politische Leistung weggegeben. Heutzutage denkt man da ganz anders. Heute will man gefälligst nicht nur die hergeliehenen Summen wieder haben, sondern auch noch ordentliche Zinsen dazu. Was hätte sonst das ganze Kriegführen für einen Sinn, wenn die Gläubigernationen, wenn die Herren Bankleute nichts daran verdienen? So denkt offenkundig jetzt Amerika. Es war nämlich angeregt worden, nicht einmal, sondern vielmals, nicht schüchtern, sondern ganz unverblümt. Onkel Sam möchte doch so gütig sein und die $9^1/_2$ Milliarden Dollar, die er den Europäern vorgestreckt, ganz und gar erlassen. Dazu hat er aber nicht die geringste Lust. Diese Riesensumme, die beinahe ein Drittel der gesamten, uns zu Versailles vom Feindbunde aufgebrummten Kriegsentschädigung ausmacht, verteilt sich folgendermaßen: Großbritannien erhielt 4,166 Milliarden Dollar, Frankreich auch nicht so sehr viel weniger, nämlich 2,95, und Italien 1,648 Milliarden. Dazu kommen Belgien mit 348 Millionen und andere Länder. Diese Anleihen sollten mit 5 Prozent verzinst werden. Bisher jedoch wollten die Schuldner auf diesem Ohre nicht hören und zahlten gar nichts. So ist die Schuld auf 11 Milliarden angeschwollen. Frankreich hat klipp und klar erklärt, es sei schlechter-

dings außerstande, an die Rückzahlung solcher Riesensummen zu denken. Es verschanzt sich hinter der Wiedergutmachung, die es von Deutschland erwartet und die ins Stocken geraten sei. Ebensowenig möchte der dicke John Bull einen Abmagerungsprozeß durchmachen und sträubt sich mit Händen und Füßen gegen die Unbill, die ihm widerfahren soll. Deutschland freilich, ja, das soll zahlen, und zwar schnellstens! Am allerwenigsten aber sind die europäischen Kontinentalstaaten bereit, ihre Schulden an England, die auf über neun Milliarden Dollar geschätzt werden, abzutragen. Unerhörte Zumutung! Für England hat man sein Blut vergossen, und nun soll man noch finanziell für die stolzen Briten bluten?

Die Amerikaner bezeichneten schon vor dem Kriege Europa als „bis zu den Zähnen bewaffnete Bankerotteure". Sie weisen darauf hin, daß jetzt die Verschuldung des alten Erdteils noch ungemein zugenommen habe. Am einfachsten ist die Sache bei Rußland. Bis ganz vor kurzem besaß es überhaupt keine Schulden; der Sowjet hatte sie nämlich mit einem Federstrich abgeschafft. Sicherlich die eleganteste Art, sich seiner Verpflichtungen zu erledigen. Infolge von Verhandlungen zwischen Paris und Moskau hat sich indessen der Sowjet jüngst bereit erklärt, die 18 Milliarden Goldfranken, die im Laufe der Jahrzehnte das zaristische Rußland von Frankreich bekommen, freundlichst anzuerkennen. Es muß dann auch die 250 Millionen Goldrubel vermutlich anerkennen, die ihm während des Krieges die Yankees vorschossen. Man kann jedoch jeden Schwur darauf wagen, daß die Bolschewiki wohl versprechen, daß sie aber nicht die mindeste Absicht haben, ihre Versprechungen einzulösen. Außerdem hat sich der Sowjet in Genua dazu bereit erklärt, eine Riesenanleihe von 5 Milliarden Dollars — wenn er sie bekommen kann — anzunehmen. Sie kam jedoch nicht zustande. Den europäischen Staatsschulden gegenüber wird die der Union, jedoch nur die durch den Krieg verursachte, auf 22 Milliarden Dollar veranschlagt, bei einem Nationalvermögen, das jetzt mit 220 Milliarden angenommen wird.

Es wäre, wenn alles zum äußersten käme, zur Not denkbar, daß Großbritannien zahlte, obwohl seine Wirtschaft ebenfalls zerrüttet ist, obwohl seine Eisenerzeugung auf ein Viertel und seine Kohlenproduktion, zumal durch den Streik der Kohlenarbeiter, der über ein Vierteljahr dauerte, ebenfalls katastrophal gesunken ist. Im September 1922 hat tatsächlich London erklärt, es wolle den Neuyorkern alles auf Dollar und Cent zurückerstatten. Der Beweggrund dazu ist rein politisch. Bei der orientalischen Krise, die bereits akut ist, und bei dem neuen Weltgewitter, das jetzt heraufzieht, will sich London der Freundschaft Wallstreets versichern. Gänzlich ausgeschlossen ist es dagegen, daß Italien jährlich 750 Millionen Dollar Zinsen für seine Staatsschuld bereitstellt. Ausgeschlossen daher auch, daß es in absehbarer Zeit seine Verpflichtung

gegenüber der Union abträgt. Ebensowenig ist Frankreich in der Lage, 1,35 bis 1,5 Milliarden Dollar an Schuldzinsen zu entrichten noch außer den laufenden, ohnehin stark angeschwollenen Kosten für den jährlichen Staatshaushalt, insbesondere für seine jedes Maß übersteigenden Rüstungen. Man kann nicht umhin, es durchaus in der Ordnung zu finden, wenn die Yankees auf einer Abrüstung bestehen.

Angesichts dieser Notlage und trotz der Bedenken, die namentlich die Haltung Frankreichs hervorrufen muß, hat sich doch eine Anzahl von amerikanischen Politikern gefunden, die ihrer Regierung empfahlen, die Verpflichtungen Europas an die Union ohne Rest für ungültig zu erklären und so gänzlich aus der Welt zu schaffen. Am meisten tat sich einer der hervorragendsten Juristen, ein Mitglied des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, John Clarke, in diesem Bestreben hervor. Seine Rede, die sich in der Hauptsache auf moralische Gründe stützte und bei der ein gewisser Idealismus nicht geleugnet werden kann, wies darauf hin, daß zwar ohne das Eingreifen Amerikas der Vielverband sicherlich rettungslos geschlagen worden wäre, daß aber andererseits die europäischen Verbündeten Onkel Sams im Verhältnis weit mehr Opfer an Gut und Blut gebracht hätten. „Ihre Heere waren vier Jahre im Feld, unsere kaum vier Monate. An Toten und tödlich Verwundeten verloren wir 50 000 Mann, sie aber 2 650 000, also 53mal so viel als wir. Drei Millionen französischer Soldaten, zwei Millionen britischer und anderthalb Millionen italienischer hielten die Lage 1917 und noch länger, während des Jahres, das für die Vorbereitungen und Transporte unserer Armeen notwendig war. Kein Geld kann diesen Dienst bezahlen!" Clarke erinnert noch daran, daß der Krieg den Amerikanern (wie oben schon erwähnt) nur 22, den europäischen Freunden aber 77 Milliarden Dollar gekostet habe. Geht man nach dieser amerikanischen Schätzung, so kommt man darauf, daß die Gesamtkosten des Weltkrieges weit über 600 Milliarden Goldmark betragen haben müssen. Und es gab Kenner und Fachmänner, die einen Zukunftskrieg uns mit nur 6 Milliarden zu Lasten schrieben! Die höchsten Schätzungen, die von dem österreichischen Herrenhausmitglied Alexander von Peez und, unabhängig von ihm, von dem Münchener Oberstleutnant von Regnault herrührten, verstiegen sich auf nicht mehr als 50 Milliarden Mark.

Weder die Rede Clarks noch gleichgesinnter Politiker hat die gewünschte Wirkung gehabt. Onkel Sam besteht auf seinem Schein.

Es ist sehr wichtig, daß die Forderungen Onkel Sams stets in Gold sind, einerlei, wie sich inzwischen die Währung der einzelnen Länder entwickelt hat. (Hierin ist zugleich ein bedeutsames Merkmal, ja ein Beweis für eine Erscheinung zu erblicken, die aus anderen

Gründen sich schon längst aufmerksamen Beobachtern aufgedrängt hat, nämlich die Verlegung des Mittelpunktes der Börsenwirtschaft und infolgedessen der Judenherrschaft nach Neuyork.) Man kann sich füglich fragen, weshalb es die Finanzgewalten ruhig mit ansehen, wenn andere alte Goldanleihen, wie namentlich auch die deutschen Kriegsanleihen, eine so starke Entwertung erleiden. Die Sache liegt doch so, daß 1914 und auch noch später jemand sein gutes Geld, das auch auf dem Weltmarkt nur wenig unter den Friedenskurs gewichen war, für Kriegs- und andere Anleihen hergab und heutzutage an Zinsen dafür nur Papier erhält, also $^1/_{400}$ von dem ursprünglichen Werte. Nun ist weit weniger als die Hälfte dieser Anleihen von kleinen Sparern aufgebracht worden; bedeutend mehr als die Hälfte zeichneten große Industriegesellschaften und vor allem die Banken. Freilich kann man kaum wissen, wieviel von den empfindlich entwerteten Anleihen inzwischen die großen Finanzinstitute abgestoßen haben. Ein beträchtlicher Teil muß jedoch immer noch in ihrem Besitze sein. Die Frage ist daher durchaus berechtigt, wie ist es zu erklären, daß so schlaue Leute, die doch bewußt die Drähte ziehen, an der Entwertung der Mark und daher an der Entwertung ihres eigenen Besitzes arbeiten? Die Antwort ist zwiespältig. Erstlich kommt es gar nicht selten vor, daß trotz gemeinsamer Oberleitung auch Juden gegen Juden arbeiten. Handelt doch auch ein Unterfeldherr des öfteren gegen den Willen des Oberstkommandierenden, und wie häufig hat sich ein König oder Kaiser über einen widerspenstigen General, wie Wilhelm I. über Steinmetz, zu beklagen gehabt. Der Hauptgrund für das auffällige Verhalten ist aber folgender: Der Verlust auf der einen Seite wird durch Gewinn auf der anderen Seite vielfältig wieder eingebracht. Nämlich durch Valutaspekulationen. Der Abschluß der Berliner Handelsbank verkündete, daß im Jahre 1921 ihre Devisen-Transaktionen beinahe so viel Milliarden Mark betrugen, als das Jahr Tage hat. Das ist ein einziges Institut. Durch Valutaspekulationen, die ja keineswegs nur auf mitteleuropäischen Währungen beschränkt sind, sondern sich von Buenos Aires bis Stockholm und Tokio erstrecken, haben die Hauptmacher, die Großfinanziers der Erde und ihre Helfer unvergleichlich viel mehr gewonnen, als sie an deutscher Kriegsanleihe verloren, vielleicht 100 Milliarden Dollars Verdienst gegen höchstens 2 Milliarden Verlust.

Mit dem Frieden von Versailles hatte der Weltkrieg der Waffen aufgehört. Dafür hat im Herbst 1919 der Weltkrieg der Währungen begonnen. Man kann für den Anfang dieser Bewegung sogar einen bestimmten Tag namhaft machen, den 12. September 1919. Früher wurde nämlich die Mark an den verschiedenen Handelsplätzen ziemlich verschieden genannt; sie folgte einfach den Gesetzen örtlicher Nachfrage und örtlichen Angebots. Plötzlich indessen, seit dem 12. September, gingen die Börsen von Stockholm bis Buenos in der

Wertung unserer Mark einig. Das weist auf bestimmte Verabredung hin. Das ist eine klare Mache. Seit drei Jahren hat sich denn auch, mit geringfügigen Ausnahmen, jene unnatürliche Einheitlichkeit wie auf Befehl behauptet. Da spielte es keine Rolle, daß zeitweise der allmächtige Dollar in Hamburg, Düsseldorf und Berlin etwa 30 Mark höher oder geringer bezahlt wurde, als in Frankfurt und München, oder daß an einem und demselben Platze der Kurs innerhalb weniger Stunden um 15 und 20 Mark schwankte. Das waren Nachhut-plänkeleien. In jedem Falle war die Gesamtzerrüttung der Welt durch die beständige Unruhe auf dem Valutamarkte der jüdischen Leitung wichtiger als selbst der vorübergehende Verlust einiger Milliarden.

Unaufhörlich verbinden und kreuzen sich die verschiedensten Linien in der Politik. Wenn seit dem Sommer 1921 die polnische Mark reißend schnell in die Höhe ging, so daß sie ihren tiefsten Stand um das Vier- und Fünffache übergipfelte, so war dies einem Entschlusse der Entente zuzuschreiben, der halb Oberschlesien an die Polen verschenkte. Auf der anderen Seite sind die Polen Antisemiten. Wenn sie das nicht immer waren, so sind sie es doch sicher seit rund 1910 geworden. Wir haben also den Widerspruch, daß ein von Juden geleitetes Frankreich dem judenfeindlichen Warschau hilft. Wir hatten freilich im einstigen Zarenreiche ganz genau denselben Vorgang, daß nämlich Mendelsohn und holländische Juden dem Zaren Geld liehen, obwohl Pogrome sich ereigneten. Gottlieb dichtete damals im „Tag":

Wer führt zum Judenmassakre die Christen?
Man weiß es: Kosaken und Polizisten!
Wer gab zu ihren Löhnen Geld?
Das taten die Juden in aller Welt!
Aus Paris und Wien das jüdische Gold
Als Eisen und Blei in Rußland rollt.
Sie gaben's, Herrn Witte zu gefallen,
Die Kurse steigen, die Juden fallen.
So schlagen wahrhaftig, schockschwerenot,
Die Juden selber die Juden tot.

Eine weitere Verwicklung kommt davon, daß die polnischen Juden und auch einige Nichtjuden, wie der berüchtigte Blutsäufer Dserschensky, das Haupt der Tschreswytschaika, den Machthabern des Sowjets irgendwie helfen. Und eine dritte Überkreuzung ergibt sich dadurch, daß die russischen Juden, die in zarischer Zeit schon zu Hauf von Osten her ins Land fluteten, die russische Sprache in Polen verbreiteten, also den russischen Imperialismus förderten.

Ein lehrreiches Beispiel, wie die Großjuden des ehemaligen Vielverbandes Finanzgeschäfte treiben, gibt Serbien.

Am 5. Mai 1922 erhielt Serbien eine amerikanische Anleihe. Sie beträgt 100 Millionen Dollars. Die Bedingungen sind nicht allzu günstig. Es scheint nämlich, daß der Zinssatz 8% betrage, und daß außerdem der Emissionskurs nur 86 betrage. Das sieht

schon nach den Maßregeln eines Ertrinkenden aus. Aber damit noch nicht genug, soll Serbien nur 30 Millionen Dollars bar bekommen. Der Rest wird für Eisenbahnen verbraucht. Auch hier haben sich die Kapitalisten der Union gut gesichert. Sie wollen nämlich den Bahnbau nur in Regie nehmen. Der Kauf des Materials kann auch in Europa erfolgen. Es handelt sich also um ein reines Wuchergeschäft.

Das Gesamtergebnis ist, daß es allen Juden der Welt gut und allen Staaten der Welt schlecht geht. Es gibt augenblicklich gegen 10 Millionen Arbeitslose auf der Erde. Für sie, deren Zahl größer ist als die Zahl der deutschen Arbeiter, die für die Entente schuften, müssen die Siegerstaaten mehr bezahlen, als sie je durch Reparationen hereinbringen. Man hat berechnet, daß namentlich England für jedes Pfund, das es möglicherweise von Deutschland erhält, 30 Schilling für Arbeitslosenunterstützung zu entrichten hat. Das Geld hierfür aber muß England und müssen überhaupt die Siegerstaaten abermals bei Juden pumpen.

Ebenso sind die anderen Staaten und sind die Kommunen und die Privatbetriebe auf das Leihkapital angewiesen. So haben allein in der zweiten Hälfte des März 1922 in Neuyork an Anleihen aufgenommen: die Regierung von Niederländisch-Indien 40 000 000 Dollar; die Paris-Lyon-Mediterranee-Eisenbahngesellschaft 30 000 000 Dollar in Schuldverschreibungen; die Chemin de Fer du Midi 25 000 000 Francs oder 5 000 000 Dollar al pari und die Framerican Industrial Development Corporation 10 000 000 Dollar in Obligationen. Die letzten zur Zeichnung aufgelegten Anleihen sind die der Städte Soissons in Höhe von 6 000 000 Dollar und Elberfeld in Höhe von 66 000 000 Mark zu 5 Prozent, welch letztere die erste deutsche Anleihe ist, die nach Kriegsschluß in den Vereinigten Staaten untergebracht worden ist. Diese Anleihe ist laut amerikanischen Berichten auf dem Weg jährlicher Auslösungen in spätestens dreißig Jahren rückzahlbar; eine besondere Klausel sieht die Sicherstellung der Anleihebesitzer gegen eventuelle Veränderungen der deutschen Währung vor. Wiederum also der Geldwucher!

Noch unverhüllter hat sich der Neuyorker Finanzimperialismus gegen lateinische Freistaaten in Amerika selbst gerichtet. Lediglich durch Anleihen herrscht die Union in Panama, Haiti, San Domingo, Nikaragua, Guatemala, Costarica und, jedoch hier von den Engländern befehdet, in Peru. Von Bolivia haben die Vereinigten Staaten für lumpige 24 Millionen Dollars die Verwaltung der Ein- und Ausfuhrzölle, verschiedene (oder sämtliche?) Minenkonzessionen, die Einkünfte des Alkohol- und Tabakmonopols, ferner Steuern auf kommerzielle und industrielle Betriebe, auf Banken und Börse, endlich einige Eisenbahnen, oder doch wenigstens den ausschlaggebenden Einfluß bei der Ausbeutung aller dieser Betriebe und Anstalten erlangt. Mithin ein Universaltrust nach der Art Josephs von Ägypten.

Wie sehr selbst konservative Kreise in finanzielles Denken verstrickt seien, zeigt der Kali-Industrielle Arnold Rechberg, ein Mann von weitem Blick und kühnen Gedanken. Er legte 1909 in Berlin eine Denkschrift vor, worin er ein Zusammengehen deutscher und französischer Industrie empfahl. Paris sollte gewaltige Gelder in deutschen Aktien anlegen. Dadurch würde die Gefahr eines Krieges sehr vermindert, da der Geldgeber nicht gegen den Geldnehmer, gegen seinen Hauptschuldner kämpfen würde. Zugleich würde dadurch ein festländischer Block geschaffen, den keine Macht, nicht einmal eine Weltmacht, anzugreifen wagen werde. Der Gedanke war durchaus richtig; nur ist schrecklich dabei, daß die Geschicke der Völker durch diese börsenmäßige Art des Vorgehens bestimmt werden sollten.

In einer jüngsten Schrift *) kommt Rechberg, nachdem uns die Franzosen so viel Bitteres, Unsühnbares angetan, auf seinen Gedanken zurück. Mit bemerkenswerter Klarheit und Schärfe legt er die unermeßlichen Schwierigkeiten dar, denen wir gegenüberstehen und denen wir keineswegs gewachsen seien. Er sieht keinen anderen Ausweg aus der Sackgasse, als eine Verschwisterung der deutschen und der französischen Industrie, bei der eine Beteiligung auch den Engländern, aber nicht den Amerikanern vorbehalten bleibe. Die vereinigte wirtschaftliche Kraft der drei beteiligten Staaten solle sich dem Wiederaufbau Rußlands widmen. Dadurch komme Frankreich aus seinen Reparationsverlegenheiten und England erhalte Sicherheiten gegen die bolschewistische Bedrohung seines Imperiums, wobei einzuschalten ist, daß auch der Aufstand der Iren von bolschewistischem Gelde und Geiste befördert worden ist. Für Deutschland bedeute die vorgeschlagene Lösung den Wiedererwerb der politischen Gleichberechtigung. Man muß aber doch sagen, daß dieser ganze Vorschlag mehr zugunsten unserer Gegner wäre. Auch gibt Rechberg selbst zu, daß das militärische Gleichgewicht in Europa, „welches die Grundlage der europäischen Wirtschaftsentwicklung überhaupt gewesen ist", nicht ohne gewaltige Kämpfe wiederhergestellt werden könnte. Rechberg wiegt sich jedoch in dem Wahne, daß es, wenn seine Lösung der russischen Frage verwirklicht würde, gar nicht mehr nötig wäre, jenes Gleichgewicht abermals zu schaffen. „Die vier großen Mächte Europas, durch eng verflochtene Lebensinteressen aneinander gefesselt, würden nicht mehr imstande sein, Krieg gegen einander zu führen." Das glaube, wer kann. Nie wieder Krieg! Das ist ein Ruf von Schwärmern und Utopisten; das ist eine Forderung, die sogar die katholische Kirche ausdrücklich als Ketzerei verdammte **). Hat nicht auch Christus gesagt: Ich bin nicht gekommen, den Frie-

*) Arnold Rechberg, Was kostet der Friedensvertrag der Entente, München 1922, Verlag der Kulturpolitik.

**) Wir deutsche Katholiken und die moderne revolutionäre Bewegung von Dr. Philipp Häuser, 2. Auflage, Regensburg 1922 Manz.

den zu bringen, sondern das Schwert! Ähnlich hat Mohammed erklärt: Wenn der Krieg einmal ganz aufhört, werden die Menschen schlechter werden.

Zum Schluß eine kleine Rechnung, das deutsche Elend zu beleuchten. Mit rund 400 000 Arbeitern erzeugte der Ruhrbezirk täglich 380 000 Tonnen. Im vierten Jahr nach der Revolution fördern 560 000 Arbeiter nur eine Kleinigkeit mehr als 300 000 Tonnen. Das macht für die deutsche Wirtschaft etwa 15 Milliarden Papiermark weniger im Monat, was einer Minderung unserer Gesamteinnahmen von 180 Milliarden Papiermark im Jahre gleichkommt. Andererseits liefern wir an die Entente monatlich 470 000 Schichten von 170 000 Mann von täglich 3,3 Millionen Arbeitsstunden in einem Gesamtwerte von 16 Milliarden Papiermark. Beträgt im Jahre 192 Milliarden. Für uns selbst haben wir nicht genug Kohle, und wir müssen solche von England herüberbringen, wobei die Tonne 10 000 Mark kostet. Aus alledem geht hervor, daß der Tiefstand der Mark ebensosehr von der Kohlenfrage wie von reinen Geldlieferungen an die Entente wie auch von der Überproduktion von Beamten in öffentlichen Betrieben, wie ferner von der höchst ungeeigneten Handhabung des Devisenhandels und regierungsseitiger, immer zu später Beschaffung von Auslandsgetreide und so manchen anderen Unerquicklichkeiten abhängt. Demgegenüber hat das Stinnes-Lubersak-Abkommen von Anfang September 1922 wenigstens den Vorteil, daß deutsche Werke dabei gut verdienen. Das Abkommen ist weit besser als die Abmachungen, die einst Rathenau mit Loucheur traf, wobei es von Interesse ist, zu wissen, daß Loucheur einst für die A.E.G. vor dem Kriege arbeitete.

Den Hauptschnitt werden aber die Wallstreet- und Throgmoronstreet-Juden durch die Reparationsanleihe in Dollarmilliarden machen, die als Damoklesschwert über unserem Haupte hängt. Die Finanzblätter erwarten davon eine große „Entspannung". Tatsächlich bedeutet sie nur, daß man eine Last von der linken Schulter auf die rechte hebt.

Da ist ein merkwürdiges Buch von zwei Münchnern erschienen: „Der kommende Steuerstreik, seine Gefahr, seine Unvermeidlichkeit, seine Wirkung", von Diplomingenieur Gottfried Feder und dem Rechtsanwalt und Syndikus Buckeley (der am 28 Juni 1922 die Rede am Münchner Königsplatz hielt). Das Buch gibt zunächst zuverlässige Angaben über die bestehenden Steuern, die neuen Steuerentwürfe und die europäischen Schulden. Es nennt die Ausgabe ungezählter Milliarden von Papiergeld ohne irgendwelche Deckung Finanzbolschewismus. Es erklärt, wenn der Bogen derart überspannt würde, so komme es bestimmt zu einem allgemeinen Steuerstreik. Die Autoren schließen nicht die Augen vor den ungeheueren Folgen einer solchen Maßnahme, aber sie sehen ihnen ruhig entgegen. Sie erachten es sogar für möglich, daß der Streik eine Trennung des Nordens von dem Süden hervorrufen werde. Sie halten das für

nicht so bedenklich, weil der lauteste Einheitspatriotismus von der judenliberalen Presse vertreten werde, weil die Zentralisation, wie sie jetzt bestehe, lediglich einer Ausplünderung des deutschen Volkes durch die Berliner Republikaner gleichkomme. Sie fragen: „Glaubt man wirklich, daß der Familiensinn von andauerndem Beieinanderhocken in einer Stube abhängig ist? Ist es in Zeiten der Not nicht viel gescheiter, auf längere oder kürzere Zeit sich zu trennen, um sich allein durchzuschlagen? Glaubt man wirklich, daß es für den Steuerbüttel schwerer sei, eine Familie auszupfänden, wenn sie zu Hause beisammensitzt, als wenn jedes einzelne Familienglied einzeln ausgepfändet werden muß? Und das Wichtigste: Waren etwa die Bayern, Württemberger und Badener im Jahre 1870 schlechtere Deutsche als im Jahre 1921, hingen die Demokraten von 1848 weniger am deutschen Volk als die Einheitsschwärmer von heute?"

Der Steuerstreik ist ohne Zweifel eine Eisenbartkur. Er würde auch den Verkehr, würde Eisenbahnen und Post stillegen. Die zwei Münchner denken offenbar: was eine Arznei nicht heilt, bringt das Eisen zuwege; was das Eisen nicht kann, heilt das Feuer. Sie nennen jedoch einen Ausweg, nämlich die Schöpfung von zinslosem Geld, das durch Besitz gewährleistet ist, die Ausgabe zinsloser Pfandscheine. Als Beispiel nehmen sie die Verwertung der bayerischen Wasserkräfte und die Gründung von Baugenossenschaften. In beiden Fällen könne man Scheine drucken, die zunächst im Umkreise und dann allgemeiner als Zahlungsmittel angenommen würden. Für die Scheine hafteten die Elektrizitätswerke oder die von der Genossenschaft erstellten Häuser.

Den Gedanken des zinslosen Geldes hat bereits das Notgeld zahlloser Städte in Deutschland und im feindlichen Ausland verwirklicht. Bezeichnender Weise ist aber drei Jahre nach dem Weltkriege bei uns die Schaffung von Notgeld unter Strafe gestellt worden. Die Hochfinanz erkannte in ihm einen gefährlichen Feind. Tatsächlich aber wirkt der fruchtbare Gedanke noch fort. So hat Krupp Scheine ausgegeben, die auf seine Werke lauten, für die also sein Gesamtbesitz oder zum mindesten der Essener Besitz haftbar ist, Scheine, die seit 1921 auch in Duisburg und Düsseldorf und anderen Nachbarstädten angenommen werden, und hat im Herbst 1922, da der Mangel an Bargeldmitteln aufs peinlichste sich fühlbar machte, dieses Notgeld bis zum Werte von 400 Millionen gesteigert.

Das zinslose Geld müßte aber eine Nationaleinrichtung werden, mit seiner Hilfe erstreben letzten Endes Feder, Bückeberg, Köhler und die um Hitler die Befreiung der Welt vom jüdischen Leihkapital, von jener Midgardschlange, die alle Völker erdrückt.

Die heutige Geldwirtschaft ist ein allgemeines Zeichen der Zeit. Wie der neuzeitliche Kapitalismus entstand, ist ja noch eine große

Streitfrage. Vielleicht haben den ersten Anstoß dazu die Templer gegeben, in deren Leitern man Juden erkennen will. Allein auch die Päpste von Avignon trieben ein umfangreiches Geldgeschäft. Die italienischen Städte, Florenz voran, haben die Grundlage zu den heutigen Börsenusancen gelegt, weshalb noch in der Gegenwart viele börsenmäßige Ausdrücke italienisch sind. Später haben die englischen Puritaner und die Calvinisten, richtiger wohl überhaupt die Protestanten, die leider mit der römischen Kirche deren nützliches Zinsverbot über Bord warfen, die Geldwirtschaft erheblich befördert. Zweifellos ist diese jetzt von jüdischem Geiste durchdrungen. Immerhin erstreckt sich der Einfluß des Geldgeistes auch auf andere Rassen, Arier und Chinesen, Neger und indische Banyanen. Besonders in Amerika waren die genialsten Finanziers bisher Christen. Ebenso hat Stinnes bei uns schon gar manchen Großjuden schachmatt gesetzt. Der Arier ist Meister, der Urheber, der Schöpfer; der Jude beutet das Geschaffene aus. Sein Vorteil ist der Zusammenhalt unter der Chawrusse. Der Nachteil seiner Gegner ist ihre Uneinigkeit.

---

7. Die Kurie.

Der Vatikan ist, trotz einiger Höflichkeiten, die Pius XI. entgegenkommend den Römern erzeigt hat, doch noch immer dem Quirinal scharf entgegen. Die Politik der Kurie ist universal. Sie will sich auf alle Rassen und Völker erstrecken. Eben aus diesem Grunde ist sie undeutsch, wenn nicht widerdeutsch. Das drückt sich auch darin aus, daß Franzosen, Belgier und Spanier als Kardinäle bevorzugt werden, daß die Deutschen nur $1/5$ so viel Kardinäle haben, als sie zahlenmäßig haben sollten. Keinesfalls ist es ein erträglicher Zustand, wenn beinahe die Hälfte aller Deutschen sich nicht nur in Gewissensfragen, sondern auch in der Politik von einer auswärtigen Macht, von der Kurie bestimmen läßt. Ja, wenn der Papst nur ein Kirchenfürst wäre! Er will aber ausdrücklich auch als weltlicher Herrscher betrachtet und will bei sämtlichen wichtigen politischen Fragen gehört werden. Hieraus ist ein natürlicher Zwiespalt in den Seelen der Gläubigen entstanden. Denn Katholik sein, ist etwas anders als ultramontan sein. Daher die Bestrebungen nach einer Ecclesia Gallicana. Ihnen stehen wohl Wünsche nach einer Ecclesia germanicana zur Seite. Die einzige Tat aber, die sie schaffen wollte, hat die Möglichkeit dazu zerstört. Das war die Tat Luthers und Zwinglis. So ist ein Riß in das deutsche Glaubensleben gekommen, der bis heute fortdauert.

In allem und jedem muß man scharf zwischen der katholischen Gebarung und der päpstlichen Politik unterscheiden. An und für sich ist der Katholizismus ursprünglicher und bodenständiger als der Protestantismus; er ist also für alles „Völkische" besser. Warum?

Er hat die heimischen Elemente besser bewahrt. Die Heiligen sind im Morgenlande wie in Welschland und Deutschland nur verkappte Götter von einst. Das deutsche Volksleben weist Hunderte von Zügen auf, die in die alte Heidenzeit zurücklaufen. In den Gebräuchen der katholischen Kirche, wie in dem Georgiritt und dem Leonhardiritt, ist altgermanischer Brauch gut erhalten. Nichts oder nur wenig davon zeigt der Protestantismus. Er knüpft viel enger als die römische Kirche an die Bibel, folglich an Syrien an. Das Alte Testament wurde von vielen deutschen Protestanten und erst recht von den schottischen Puritanern vor dem Neuen bevorzugt. Wenn wir aber noch tiefer schürfen, so kommen wir da auf ganz merkwürdige Zusammenhänge und spüren, wie ungeheuer schwer es ist, sich von orientalischem Wesen freizumachen. Das Papsttum ist nämlich vorderasiatisch, ist hetitisch.

Wie oben ausgeführt, sind die Juden die Rasse der Rasselosen. Will man indessen greifbare bekannte Blutsanteile feststellen, so haben wir zu entscheiden, daß die Juden aus Semiten und Hetitern wie Kanaanitern gemischt waren. Die beiden letzten Völker gehören zur großen Gruppe der Kaukasusstämme mit einem ganz schwachen Beiguß indogermanischer Art, der Kas, wie sie kurz genannt werden können. Anerkanntermaßen waren die Etrusker die Vettern der Lyder, eines führenden Kasvolkes. Nun aber hat Gobineau erkannt und hat dies durch lehrreiche Ausführungen belegt, daß die Etrusker in der Religion oder vielleicht richtiger im Ritual, in kirchlichen Formen die Lehrmeister der Römer gewesen sind. Man kann eine ganze Menge von scharf bestimmten Einrichtungen und von mehr oder weniger seltsamen Kultushandlungen Altroms geradenwegs auf etruskische Übung zurückzuführen. Auch der Pontifex Maximus und die ganze Stufenordnung der Hierarchie ist etruskisches Erbgut. Gehen wir jetzt einen Schritt weiter! Zu den wichtigsten Titeln Cäsars und der römischen Kaiser nach ihm gehörte der des Pontifex Maximus. Alles Drum und Dran beim Kaisertum war auch sonst orientalisch. Nun kam das Christentum auf. Es war anfänglich ohne jede Gliederung, ohne Priester und völlig ohne Hierarchie. Nach und nach machte sich die Notwendigkeit von Unter- und Überordnung geltend. In Rom wie in Byzanz ward es vom Geiste der alten Institutionen übermannt. Genau so wie ein Standbild des Äskulapius als heiliger Petrus verehrt wird, wie die römischen Steinmetzen ihre Kunst in den Dienst der neuen Religion stellten, wie christliche Grabsteine sich kaum von heidnischen unterscheiden, wie die Wissenschaft der Antike vom Christentum übernommen wurde, wie endlich die Geschichte der Heiden ebenfalls anerkannt wurde, wenn schon in der Art, daß sie lediglich als Vorspiel des christlichen Zeitalters, als Erziehung auf Christentum zu deuten wäre: Genau so sind unmerklich die Riten und sonstigen Einrichtungen der etruskisch-römischen Kirche in die römisch-christ-

liche hinübergeflossen. Der Ursprung aber dieser Anschauungen und Einrichtungen ist bei dem hetitischen oder kasischen Volke der Lyder zu suchen. Übrigens haben sich auch auf anderen Gebieten die Lyder als Wegweiser gezeigt. Sie erfanden oder verbesserten das Münzwesen, waren also merkantil, rechnerisch veranlagt, und sie erfanden, wie jüngst Benno Littmann entdeckt hat, in der Dichtung den Reim.

Die Germanen entlehnten zugleich mit dem Christentume die übrige Kultur Roms. Sie entlehnten die Baukunst, die Tracht, die Sprache, die Musik und das Recht. Die Tracht unserer Pfarrer und Rechtsanwälte ist altrömisch. Die Lehren des Corpus juris wurden von Barbarossa empfohlen und haben seitdem in höchst unerwünschtem Maße das deutsche Recht verdrängt, dessen Geist dem römischen vollständig zuwiderläuft. Wer sind die Väter des Corpus juris? Es sind nur in Ausnahmefällen Römer, meistens Orientalen. Bloß von dem rätselhaften Gajus, der so viel für das römische Recht getan, weiß man nicht recht, wo er geboren. Man vermutet indessen: in Kleinasien. Die Heimat des Papianus ist wahrscheinlich das syrische Emesa gewesen, die Heimat des hochberühmten Ulpianus das phönizische Tyrus. Eine andere Säule des Corpus, Silvius Julianus, stammt aus Afrika *).

Der Papst war der Erbe der Cäsaren. Er will aber nicht bloß die geistliche, sondern auch die weltliche Herrschaft der Kaiser fortsetzen. Im Mittelalter verdichtete sich dieser Wunsch zu der Forderung, daß alle Fürsten, daß auch Kaiser und König nur Vasallen der Kurie seien. Bonifatius VIII. hat diese Forderung auf die Spitze getrieben und ist denn auch an dem Übermaß seiner Ansprüche gescheitert. Unverrückt, wenngleich aus taktischen Gründen nicht unverhüllt ausgesprochen, dauert die Forderung im Vatikan heute noch fort. Und der Weltkrieg hat viel dazu getan, die Machtstellung des Papstes neu zu befestigen. Nach Genua freilich ward Pius XI. nicht eingeladen. Das war für ihn wohl kein Verlust.

Die Pläne der Kurie gehen darauf hin, aus halb Europa, von Spanien bis zur Ukraine, einen neuen Kirchenstaat zu machen.

Wie geht Rom taktisch vor, um seine Zwecke zu erreichen? Es verbündet sich mit den Fürsten, wie es das seit Konstantin dem Großen stets getan hat. Denn ein erstes Gesetz für den Erfolg heißt: Du mußt mit den Mächtigen gehen! Die Jesuiten haben das System am bewußtesten ausgebildet. Sie suchten namentlich als Beichtväter der Fürsten Einfluß zu erlangen. So wurde während des 30jährigen Krieges die hohe Politik zum großen Teil von Beichtvätern eingeblasen. Freilich versuchten im protestantischen Lager Hofprediger und Kirchenräte eine ganz ähnliche Stellung zu erringen. In der Neuzeit hat jedoch Rom einen anderen Weg eingeschlagen. Ohne es ganz mit den Fürsten zu verderben, wie sie es denn noch

*) Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur, München 1922.

mit den Bourbonen und Habsburgern hält, bevorzugt die Kurie doch im allgemeinen jetzt die Massen. Schlimmer: sie verbindet sich mit der Sozialdemokratie. Bismarck hat das vorausgesehen. In einer berühmten Rede äußerte er, man vermeine immer, im Katholizismus einen Schutzwall gegen die Radikalisierung zu erblicken. „Ich glaube das in keiner Weise. Jesuiten werden die Führer der Sozialdemokraten sein." In Reinkultur blüht die Freundschaft im Deutschen Reiche: Joseph Wirth, der Vertreter des Zentrums, geht Hand in Hand mit den Mehrheitsleuten und nicht selten mit den Unabhängigen. Allerdings hat diese Haltung des Zentrums nicht verfehlt, eine Spaltung innerhalb des Zentrums hervorzurufen. Namentlich in Bayern will man von dem sozialistisch durchtränkten Gewerkschaftlerchristentum Nord- und Südwestdeutschlands nichts wissen. In Bayern ist der Katholizismus konservativ. Er glaubt durchaus nicht, unsozial zu sein, er hat ein Herz für das schwer arbeitende und leidende Volk. Aber er ist ausgesprochen unsozialistisch. Die Bayern werfen dem System Erzberger-Wirth geradezu atheistischen Radikalismus vor oder zum mindesten eine „berlinermäßige Kirchenverbrüderung" mit ihm, und erwarten hiervon nichts Gutes für die katholische Sache. Würde doch den Gewinn zweifellos der Radikalismus einheimsen, „der auch in Deutschland, genau wie in Rußland, die Dome so gut wie die Dorfkirchen zu Staatsstätten des Tanzes und freier Sowjetliebe umzuwandeln noch immer zähe gesonnen ist und seinen Verbrüderten von heute, den Wirth-Katholiken, kein Seelenkapellchen darinnen belassen wird *)."

Die unendlich verzweigte Macht der römischen Kirche stellt eine Regierung dar, wie die nur irgendeines Großstaates, oder sagen wir ruhig: die einer Weltmacht. Wie nun überall in Staaten, so gibt es auch hier Strömungen und Gegenströmungen. Mit bewundernswertem Geschick hat bisher die Kirche verstanden, alle diese verschiedenen Gruppen und Gegengruppen in Ordnung zu halten, innere Gegensätze ausgleichend und sie für die eigenen Zwecke benutzend. Das war durchaus nicht immer ganz leicht. Die tiefreligiöse Bewegung, die im 13. Jahrhundert zur Gründung der Bettelorden führte, hätte beinahe das ganze Gefüge der Kirche gesprengt. Ein Papst aus dem Hause der Ganganelli hat sogar der christlichen Welt die Sensation geliefert, daß er den Jesuitenorden verbot. Noch 1870, als das Dogma der Unfehlbarkeit beraten wurde, platzten die Geister aufeinander. In der Gegenwart ist vor allem ein jesuitischer Flügel, der in der äußeren Politik meist den Ausschlag gibt, von anderen, gemäßigteren Gruppen zu unterscheiden. Deutsche können gute, gemütstiefe, prächtige Katholiken sein, ohne deshalb sich für die Jesuiten zu erwärmen. In jüngster Zeit ist es sogar wiederholt vorgekommen, daß Priester bei uns offen zur deutschnationalen Partei übergingen.

*) Heimatland (München) 10. 9. 21.

Gläubige Katholiken *) haben selbst ihren Glaubensgenossen die Hinneigung zur Revolution schwer verübelt und erkennen an, daß die Völkischen recht haben, wenn sie der schwarzen Internationale eine Mitschuld an unserem Zusammenbruche zuschreiben. Sie weisen jedoch darauf hin, daß zum mindesten die deutschen Bischöfe entschiedene Gegner der revolutionär-demokratischen Bewegung sind und daß sie Allerheiligen 1917 folgenden Hirtenbrief erließen: „Haben wir nicht Throne stürzen und Königskronen in den Staub rollen sehen? Hat nicht in großen Ländern die Furie der Revolution mit der Furie des Krieges ein entsetzliches Blutbündnis geschlossen? Kracht nicht das Staatsgebäude Europas in allen Fugen? Die Völker fühlen den Boden wanken unter ihren Füßen, und auf alle Gemüter drückt die Ahnung, daß aus den furchtbaren Wehen eine neue Zeit und Welt herausgeboren werden müsse. In so schicksalsschwerer Stunde, an so scharfer Zeitenwende halten wir es für unsere Pflicht, laut unsere Stimme zu erheben und euch geliebte Diözesanen durch die Stürme und Nebel hindurch Weg und Ziel zu weisen. Das Leitwort nehmen wir aus dem Munde unseres Herrn und Heilandes. Es ist eines jener Worte, die leuchten wie der Blitz vom Aufgang bis zum Niedergang (Matth. 24, 27), ein Wort, welches das religiöse und bürgerliche Leben des Christen regelt und zusammenschließt, der majestätische Befehl: Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist (Matth. 12, 21). Daran haltet fest, Geliebte, darnach ordnet euren Wandel, und ihr werdet nicht in die Irre gehen."

Der ungeheure Weltenbrand wurde nicht an einem Punkte angelegt, sondern an mehreren zugleich. Brandursachen waren der Rachedurst Frankreichs, die Gehässigkeit Belgiens, der Größenwahn der Serben und Russen, die italienische Abneigung der Jahrhunderte vor Österreich, endlich die Machtgier und die Habsucht der Angelsachsen. Hervorragend geschürt haben aber zu dem Kriege, dessen Nutznießer sie auch an erster Stelle waren, während es allen anderen Teilhabern schlecht geht, zwei Weltmächte: die Juden und die ausdehnungslustige Kurie.

Um das Jahr 1910 herum suchte die englische Hochkirche eine Annäherung an die russisch-orthodoxe. Im strengen Ritual berühren sich beider Gesinnung und Gebarung. Mit Besorgnis mußte das der Papst wahrnehmen. Hätte die Annäherung Erfolg gehabt, so würde sich der protestantische Kreis um 114 Millionen — so viele rechtgläubige Russen gab es damals gegen 3 Millionen Dissidenten — oder gar wenn man die Balkanier noch einrechnet, um 130 Millionen vergrößert haben. Auf der anderen Seite war es schon längst das Dichten und Trachten Roms, das Schisma eines Jahrtausends,

*) Wir deutsche Katholiken und die moderne revolutionäre Bewegung, von Dr. Philipp Häuser, Regensburg 1922.

das zwischen römischen und griechischen Katholiken waltete, zu beseitigen und die Orthodoxen zu sich herüberziehen. Auf dem Balkan hatte der Vatikan Erfolge zu verzeichnen durch Bischof Stroßmayer für die „illyrische" Kirche, bei Rumänen und Ruthenen durch die Union, die zwar das beiderseitige Ritual festhält, allein die Oberhoheit des Papstes anerkennt, schließlich in Bulgarien, wo man zeitweilig die Feindschaft gegen Serben und Russen dadurch unterstreichen wollte, daß man mit fliegenden Fahnen ins römische Lager überginge. Nun eröffnete der Sieg der Mittelmächte über Osteuropa ganz neue Aussichten.

Am 4. Dezember 1917 schrieb*) die „Germania":

„Sehr günstig scheinen sich die Dinge in ganz Osteuropa für die katholische Kirche zu entwickeln." — — „Es bedarf nicht des „Scharfblicks" des römischen Korrespondenten des „Journal", um aus der Errichtung einer Kardinalskongregation für die Kirchen des Orients und eines päpstlichen Instituts für orientalische Studien den Schluß zu ziehen, daß „die Absichten des Papstes auf die geistige Eroberung des seines kirchlichen Oberhauptes beraubten Rußlands ausgehen". Zum ersten Male seit Jahrhunderten winkt der katholischen Kirche eine angemessene Freiheit, und wo die Kirche wirklich frei ist, macht sie überall Eroberungen. Sehr von Vorteil für die Verständigung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche, nicht zuletzt der russischen, wird die vom Hl. Vater getroffene Bestimmung, daß auch Orthodoxe das neue päpstliche Institut besuchen dürfen. Unter dem Zarismus wäre solches — — ein Ding der Unmöglichkeit gewesen." So tönte es aus einem Sprachrohr der Kurie.

Der Braten ward aber zu stark gebraten. Die Bolschewiki sind nicht nur gegen die griechischen, sondern auch gegen die römischen Katholiken. Sie sind wütende Feinde des Christentums überhaupt. Der Bund von Rom und Juda hat in Rußland schreckliche Früchte gezeitigt. Immerhin mochte ein grausamer, harter Realpolitiker einen Vorteil für die römischen Aussichten darin erblicken, daß nicht nur der Gesamtbestand des russischen Volkes erschüttert, sondern seine kirchlichen Einrichtungen geschwächt und zerstört wurden. Auch die Verarmung, ja die Beraubung der orthodoxen Kirchen konnte als Gewinn gebucht werden. War doch nun für die unerschöpflichen Hilfsquellen des Vatikans der Weg offen. Pizzardi, der päpstliche Legat, forderte zwar zu Genua die Rückgabe des Kirchenvermögens von den Bolschewisten, ließ aber bald diesen Punkt fallen und begnügte sich mit der Versicherung, daß alle Bekenntnisse mit gleicher Gerechtigkeit behandelt werden sollten. Abermals ein Fortschritt für die römische Kirche, die in zarischer Zeit unter einer Ausnahmegesetzgebung litt.

*) Zitiert von Dr. Reismann-Grone, der Erdenkrieg, 2. Auflage 118. Überhaupt ist die Schrift als Quelle für die ultramontanen Absichten und Erfolge zu empfehlen. Ebenso v. Liebig, Reichsverderber, München 1921.

Im September 1921 verhandelte der Nuntius Pacelli mit den Führern der Zaristen zu München, wo sich eine starke russische Emigrantenkolonie aufgetan hat. Zur Zeit von Genua wurden solche Verhandlungen wiederholt. Wir sehen also, wie der Vatikan versucht, beide grimmige Gegner, Bolschewisten und Zaristen, gegeneinander auszuspielen und womöglich mit beiden Sonderverträge abzuschließen. Im Frühsommer 1922 ging eine päpstliche Kommission nach Rußland, um die kirchliche Lage dort zu studieren.

In Bayern, wo das Heidentum sich am zähesten erhalten und sich am glücklichsten mit dem Christentum vermählt hat, ist denn auch der Antisemitismus am stärksten. Gerade auch in katholischen, ja in priesterlichen Kreisen. Das bezeugen das „Bayerische Vaterland", der von einem Priester geleitete „Miesbacher Anzeiger" und das „Heimatland". Umgekehrt findet das Judentum selbst heute noch verbissene Verteidiger bei protestantischen Theologen, besonders Norddeutschlands, viel weniger oder kaum Württembergs und Bayerns. Der kitzliche Punkt ist der, daß Luther selbst Jesus den lieben Jüd genannt hat, obwohl er selbst, wenigstens in der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens, mit flammender Entschiedenheit und polternden Donnerworten gegen die Juden wetterte.

Das ewig Bedenkliche, das X des Problems, die Quelle allen Unheils ist die enge Verbindung der beiden aus Syrien stammenden Religionen. Das Christentum, sagte Nietzsche, ist die Rache des Judentums! Auf einem Mistbeet wachsen Rosen, und so ist die Liebe aus dem Haß erwachsen. Ausdrücklich sagt Christus selber: Bei den Alten ist gesagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ich aber sage auch, liebt eure Feinde! Einen größeren, schärferen Gegensatz kann man sich nicht denken. Trotzdem wurzelt einmal die neue Lehre in der alten, der pharisäischen Umgebung. Die Auseinandersetzung zwischen beiden Religionen hat zwar schon frühe begonnen, ist aber immer noch nicht zu Ende. Bald nach dem Tode Jesu entbrannte der Kampf gegen die Judenchristen, und Marcion wollte alle jüdischen Spuren in der Lehre Jesu schlechthin ausmerzen. Luther hegte besondere Zuneigung zum Apostel Paulus, der zwar die Liebe predigt, dessen Dialektik jedoch des öfteren talmudischen Geist offenbart. Ebenso mutet Calvin fast wie ein doktrinärer, eifernder Talmudist an. Das heutige Christentum, in seinem ganzen Bestande durch Juda bedroht, kann sich nicht behaupten, wenn es nicht auch dem Alten Testament den Krieg erklärt. Lagarde hat damit begonnen. Fritsch und Delitzsch haben den Krieg weitergeführt.

Im August 1922 war deutscher Katholikentag in München. Die Donnerstimme Kardinal Faulhabers schallte über den jüngst zu historischer Berühmtheit gelangten Königsplatz. Da kam ein mächtiger Hammerschlag zwischen den Wohllaut der Kirchenglocken: „Die Revolution war ein Meineid und Hochverrat! Sie bleibt in der Geschichte

für immer belastet und gezeichnet mit dem Kainsmal. Auch wenn sie neben dem vielen Schlechten heute Erfolge hätte und Vorteile brächte, darf eine Untat nicht heilig gesprochen werden." Dieses harte und klare Wort des Kardinals wird manchem, der nicht auf dem Königsplatz war, in die Ohren brausen. In peinlichem Gegensatze zu jener Verurteilung steht allerdings eine Rede des Breslauer Kardinals Bertram, seine Mahnung, unbedingt der Regierung zu gehorchen: Wie diese zustande gekommen, sei gleichgültig.

Die Wahl zwischen Ultramontismus und Bolschewismus ist schwer. Immerhin: Lieber noch unter dem Krummstab, als unter den Juden!

8. Onkel Sam.

Die Grundlage aller staatspolitischen Betrachtungen ist Zahl und Art der Bevölkerung. Diese in überseeischen Ländern festzustellen, ist nicht entfernt so leicht wie in Mitteleuropa. Der Zensus gibt nämlich zwar die Kopfmenge der Bevölkerung und der jeweiligen Einwanderer mit ziemlicher Genauigkeit wieder; dagegen belehrt er uns keineswegs in befriedigender Weise über die Herkunft und das Blut der einzelnen Bürger. So werden alle Orientalen, die aus Rußland kommen, einerlei, ob Armenier, Juden, Georgier, Tataren und Finnen, einfach als Russen bezeichnet. Darunter leidet auch die Statistik der Deutschen. Denn alle Einwanderer, die aus der ehemaligen Habsburger Monarchie kamen, galten als österreichische Untertanen, ganz einerlei, welche Sprache sie redeten. Sind aber die Einwanderer erst einmal im Lande der Sterne und Streifen oder in Argentinien und Peru heimisch geworden, so wird nur noch bei dem ersten Geschlecht angemerkt, um mit Lohengrin zu sprechen, woher man kam der Fahrt; Kinder solcher Einwanderer werden dagegen bereits Bürger der Vereinigten Staaten, Argentinier und Peruaner genannt. Dabei kommt es oft genug vor, daß Deutsche noch im zweiten und dritten Geschlechte die angestammte Sprache reden; bei Italienern ist das außerhalb von Lateinisch-Amerika sogar die Regel. Wenn man alle diese Bedenken und Einwendungen berücksichtigt, so kommt man ungefähr zu folgenden Schlüssen über die Rassen- und Völkerverteilung in der neuen Welt. Insgesamt werden die germanischen Bestandteile der drei Amerikas 80 Millionen ausmachen, die romanischen dagegen 50—60. Ganz anders stellt sich indessen die Rechnung, sobald man Staaten gegen Staaten abwägt. Soweit die nackten Tatsachen. Wie aber die glatte Fläche eines Sees oder des Meeres alle möglichen Klüfte und Schlüfte, Hochebenen und unterseeische Vulkane, kurz, die verschiedensten Bodengestaltungen verdeckt, so täuscht auch die einfache schlichte Zahl über gewaltige Unterschiede hinweg, durch die die Mitglieder eines und desselben Staates zerrissen werden können. In dem Reiche der Sterne und Streifen

muß man vor allen Dingen den zusammenhängenden Block der Neger ins Auge fassen, der volle elf Millionen Seelen umspannt. Kanada beherbergt annähernd 9 Mill. Köpfe. Die Union hat gegenwärtig schätzungsweise an die 110 Mill. Die zwei angelsächsischen Staatswesen Nordamerikas vereinigen demgemäß 119 Millionen Menschen innerhalb ihrer Grenzen. Dazu kämen noch verschiedene britische Besitzungen kleineren Maßstabes, wie Jamaika, Barbados, Trinidad (wo mehr Steinöl erbohrt wird als in Deutschland), die Moskitoküste und die schafreichen und weltstrategisch wichtigen Falklandinseln, und auf dem Habenkonto der Yankees die ebenfalls strategisch außerordentlich wertvolle Republik Panama. In Lateinisch-Amerika kommt es vor, daß die herrschende Klasse soweit sie sich reinen weißen Blutes rühmen darf, nicht mehr als ein Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Und auch in den Republiken, die am meisten europäischen Anstrich haben, darf man nie vergessen, daß Indianer, Menschen des nahen und des fernen Orients und in der Mehrheit der Fälle auch noch Schwarze einen beträchtlichen und häufig den überwiegenden Bestandteil der Bevölkerung bilden. Nur Argentinien und Uruguay haben den farbigen Bestand ihrer Bürger so sehr zurückgedrängt, daß er weder politisch noch gesellschaftlich eine Rolle spielt. Chile dagegen hat sich mit den zähen, tapferen und begabten Araukaniern, Peru mit den Nachfahren der Aymara und deren indianischen Vettern auseinanderzusetzen, während Brasilien ein überaus buntes Gemisch von Indianern, Negern, Basken und Angehörigen indogermanischer Völker bietet. In Westindien und Mittelamerika ist das schwarze Blut vorherrschend, in Mexiko haben Spanier und Indianer eine fruchtbare Mischung erzeugt bei einem Übergewicht der Rothäute. Die bunte Palette der Farbenmischung spiegelt sich in den verschiedenen Ausdrücken, die für Bastarde im Schwang sind. Blendlinge von Weißen und Negern heißen Mulatten oder Kreolen und in späteren Geschlechterabfolgen, je nach dem Grade der Mischung. Quadronen und Oktronen, Mischlinge von Weißen und Indianern Mestizen. Dann gibt es noch eigene Bezeichnungen für die Kinder von Indianern und Negern (Zambo), von Negern und Chinesen und so fort. In Brasilien gehört es übrigens zum guten Ton, von der Abstammung einer Sippe überhaupt nicht zu sprechen. Wer im Glashause sitzt, wirft nicht mit Steinen.

Die Bevölkerungen sind nicht nur durch Klüfte der Abstammung, sondern auch durch Klassengegensätze getrennt. Früher gab es in der Hauptsache nur drei Gruppen, Städter, Bauern und wenig seßhafte Viehzüchter. Die beiden letzten Gruppen gingen begreiflicherweise oft ineinander über, da sich die Grenzen der beiderseitigen Berufe leicht verwischen. Seit rund 1890 hat sich jedoch das Bild entscheidend geändert: die Industrie kam auf. In den Vereinigten Staaten war das Großgewerbe schon vorher nicht un-

bedeutend, war jedoch dem Ackerbau unterlegen. An die 70 v. H. der Gesamtbevölkerung widmeten sich dem Ackerbau und der Viehzucht. Der Mac-Kinley-Tarif von 1889 hat da eine entscheidende Wendung gebracht. Der Hochschutzzoll, den er einführte, hat ein ungeheures Wachstum der Industrie begünstigt oder hervorgebracht. Im Jahre 1897 erzeugte die Union bereits mehr Roheisen und Stahl, als England, Deutschland und Frankreich zusammen. Durch den Weltkrieg wurde neuerdings die Ausdehnung der Industrie befördert und ins Uferlose gesteigert. Die Statistik liegt noch nicht vor, man kann jedoch für sicher annehmen, daß die Menschen, die von agrarischen Berufen leben, in der Union nicht mehr 30 Prozent der Gesamtbevölkerung darstellen. Langsamer folgte Kanada und Lateinisch-Amerika auf diesem Gebiete nach. Auch hier hat der Weltkrieg Epoche gemacht. In Kanada wie in Brasilien, Argentinien und Chile sind gewaltige Kriegsindustrien ins Kraut geschossen. Ein Land wie Argentinien beginnt schon mehr oder weniger vertrustet zu werden. Wie überall, so hat auch in der Neuen Welt die Entfaltung der Industrie die unausbleibliche Folge gehabt, daß Sozialismus und Anarchie aufkamen, daß sich die gesellschaftlichen Gegensätze verschärften. Schon 1880 wurden Neuyork und Chicago von anarchistischen Bewegungen erschüttert; ihnen fiel der Deutsche Most zum Opfer, der hingerichtet wurde. Seit den 90er Jahren treiben Anarchisten in Brasilien ihr Wesen; und die Gewerkschaften blühen auf. In den Vereinigten Staaten bildeten sich mächtige Arbeiterparteien, die auch Kandidaten für die Präsidentschaft aufstellten. Der gegenwärtige Führer der Arbeiterschaft ist in der Union Gompertz, dem jüdische Herkunft zugeschrieben wird. Es kam zu blutigen Auseinandersetzungen. Die erste große Aufwallung war der Eisenbahnerstreik von 1894, der das ganze Reich Onkel Sams ergriff. Er veranlaßte ein Gesetz, durch das die Verfassung der Vereinigten Staaten geändert wurde, ein Gesetz, das zugunsten der allgemeinen Verkehrssicherheit die Rechte der Einzelstaaten beschnitt. Unmittelbar aus der gereizten Stimmung, die der Streik verursachte, ward eine Erhebung geboren, die die Arbeiter von Pittsburg gegen Carnegie und andere Industriekapitäne veranstalteten. Es war schon kein Ausstand mehr, sondern ein richtiger Aufstand. Die Arbeiter, namentlich polnische, schlossen sich zu ganzen Regimentern zusammen, die sich selbst Führer wählten und sich militärisch eindrillten. Und was tat der menschenfreundliche Carnegie? Er berief die Pinkertonians. Das sind ursprünglich bewaffnete Privatdetektive, die der Großunternehmer Pinkerton anwarb. Sie wurden ebenfalls militärisch organisiert und wurden dann, versteht sich, gegen recht gute Bezahlung, an Industrielle ausgeliehen, um der unzufriedenen Fabrik- und Zechensklaven Herr zu werden. Auch eine schöne Einrichtung, dieses Pinkerton-Institut, und bezeichnend für das Land der Freiheit! Amerikanische Bürger, die von reichen Privatleuten ange-

heuert werden, um andere amerikanische Bürger totzuschlagen. Regelrechte Schlachten griffen Platz, in denen das Selbstbewußtsein der Arbeiter erstarkte. Nachdem der Zwist durch Vergleich schließlich beigelegt, boten die polnischen Regimenter den Japanern ihre Hilfe an, um China zu bekämpfen, eine so große Freude hatten sie an dem brutalen Militarismus, an dem blutigen Waffenhandwerk gefunden. Seitdem hat es eine unabsehbare Reihe von mehr oder weniger blutigen Aufständen gegeben. Die gefährlichsten hat Colorado erlebt. Dazu kam noch seit 1916, als Trotzki in Kanada weilte, um dann nach Neuyork überzusiedeln, der Bolschewismus. Auch in südamerikanischen Plätzen hat der Bolschewismus Fuß gefaßt. In den Jahren 1921 und 1922 streikten viele Hunderttausende von Kohlen- und Bahnarbeitern.

Den Arbeitern stehen die Großunternehmer entgegen. Amerika ist die Heimat der Truste. Die ganze Erde umspannt der Standard. Oil Trust Rockefellers. An zweiter Stelle steht seiner Bedeutung nach der Stahltrust, der in Pittsburg seinen Hauptsitz hat und dessen Leiter Schwab ist, an dritter, vierter und fünfter der Packer-, Zucker- und Tabaktrust. Man nennt drüben Packer die Großunternehmer der Fleischversorgung, die das Fleisch und seine Nebenprodukte zu Konserven verpacken. Die Hochburg dieser Fleischmänner ist Chicago, und ihr Führer ist Armour. Seit länger als einem Jahrzehnt haben die Packer ihre Krallen nach Argentinien und letzthin auch nach Australien ausgestreckt. Ebenso haben die Zuckerleute ihre Hände nicht nur in Kuba, sondern auch auf den Philippinen, während der Tabaktrust eine bedeutende Tätigkeit in China entfaltet. Wenn man nun auch den amerikanischen Arbeitern, wenigstens den nordamerikanischen, zugestehen muß, daß sie meist Patrioten und häufig Imperialisten sind, so ist auf der anderen Seite nicht zu verkennen, daß die grundsätzliche Feindschaft zwischen Arbeitnehmer und -geber sich beständig steigert. Der Mittelstand aber wird in diesen Kämpfen, ganz wie bei uns, unaufhaltsam zerrieben.

Die Hauptkonzerne sind jetzt drüben der Öltrust, der von Rothschild und Baruch geleitete Kupfertrust, der von den Deutschen Havemeyer und Spreckels gegründete Zuckertrust, Fords Kraftwagen- und Dampfpflügetrust, der Tabaktrust und ein von dem Wirtschaftsdiktator Hoover ausgehender Kommerz- und Konzessionstrust, der sich auch im Orient betätigt, endlich der Packertrust von Chicago, in dem Armour hervorragt. Versuche, in anderen Zweigen, wie im Getreide- und Baumwollehandel, Truste zu bilden, sind gescheitert. Sie haben lediglich zu Ringen, „Schwänzen", Corners und ähnlichen vorübergehenden Interessengemeinschaften geführt.

Besondere Aufmerksamkeit hat bei uns in letzter Zeit der Mann aus Dearborn, Ford, erregt. Er streckt jetzt die Hand nach der höchsten Würde der Vereinigten Staaten aus; er möchte ins Weiße Haus einziehen.

Es ist zweifelhaft, ob Hearst, der Zeitungsmagnat, der sich selbst den Ausbruch des Krieges in Kuba zuschrieb, der kürzlich in Paris mit fürstlichem Pomp empfangen wurde, und der mehr Spektakel macht denn je, es ernstlich meinte, als er sich vor einem Vierteljahrhundert als Kandidat für die höchste Würde der Vereinigten Staaten aufstellen ließ. Ich glaube, er war noch nicht einmal 30 Jahre alt, was nämlich das gesetzliche Alter für einen Senator war. Das hätte freilich nicht allzuviel ausgemacht, denn Henry Clay, einer der berühmtesten und erfolgreichsten Männer, den der Senat gesehen hat, war noch keine dreißig Jahre alt, als er gewählt wurde. Es hat sich einfach kein Mensch darum gekümmert, und erst nach seinem Tode, als man daran ging, seine Biographie zu beschreiben, wurde die Verletzung der Unionsgesetze bemerkt. Aber einerlei! Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß Hearst sich lediglich aus Jux aufstellen ließ, aus Sensationsbedürfnis, aus dem Wunsche, ein Propagandamittel für sich und seine Zeitungen mehr zu gewinnen. Ähnlich wird man möglicherweise den jüngsten Entschluß des amerikanischen Kraftwagenkönigs zu beurteilen haben.

Man darf überhaupt Henry Ford weder als Literaten noch als Kulturpolitiker, noch vollends als Staatsmann allzu ernst nehmen. Er setzt einmal auf dieses, auf jenes Pferd ein andermal. Wie's trifft! Er hat den Sparren gar mancher Milliardäre, daß er nicht nur auf rein materiellem, auf finanziellem Gebiete eine Macht ist, sondern daß er auch als Anreger des Kulturfortschrittes gelten will. Die Leute, die ihn am besten kennen, behaupten, er sei im Grunde ohne jede Bildung. Wie es aber häufig zu geschehen pflegt — man denke nur an sibirische Milliardäre, die kaum lesen und schreiben können, oder an die Zuckerkönige von Kiew, die als Bauernsöhne ihr Leben anfingen — ist ein brutaler Wille, eine unbändige Tatkraft bei solchen selbstgemachten Männern des Erfolgs das ausschlaggebende Moment. Wie aber ebenfalls die genannten Kapitalisten von Russisch-Asien, wie namentlich Sibiriakow, im späteren Verlaufe ihres Lebens, als ihnen das Geldverdienen nicht mehr oder nicht mehr genug Spaß machte, dazu übergingen, Mäzene zu werden und Forschungsreisen auszurüsten, so hat auch Ford Wert darauf gelegt, daß man seinen Namen mit irgendeiner großen Weltbewegung verknüpfte. So wurde er denn zuerst, „weil's gleich ist", Pazifist. Es ist noch in guter Erinnerung, wie er 1916 sich einen Dampfer mietete und kurzweg nach Europa hinüberfuhr, um den Krieg zu beenden. Er glaubte nicht anders, als daß allein der Klang seines Namens, daß die Nachricht von seiner Ankunft und seinen Absichten genügen werde, um den aufgewühlten Erdball zur Ruhe zu bringen. Er wähnte wohl auch wirklich zum Heile der Menschheit zu arbeiten. Gar bald mußte er jedoch finden, daß kein Mensch, daß zum mindesten keine Regierung auf ihn hörte. Er hat überhaupt gar keine oder doch keine richtige Vorstellung von den europäischen Verhältnissen. Sicherlich waren die Zustände ganz anders, als er, der sich im

Grunde niemals mit ihnen befaßt, gedacht hatte. Er war nicht weiter bekümmert, daß die jubelnde Anerkennung seiner guten Absichten ausblieb. Kurz entschlossen kehrte er, da er einsah, es sei nichts zu machen, nach einigen Wochen zurück, ohne auch nur mit den maßgebenden Männern der Alten Welt Fühlung genommen zu haben. Die Enttäuschung trieb ihn gerade auf die entgegengesetzte Seite. Als die Vereinigten Staaten dem Vielverband beigetreten waren und beschlossen hatten, sich an dem Kriege zu beteiligen, da wurde der schwärmerische Pazifist von ehedem auf einmal ein ebenso schwärmerischer und wütender Hetzer und Schürer. Vielleicht spielten geschäftliche Erwägungen mit. Jedenfalls wurde Ford patriotisch und wies seine Werke an, in Zukunft nur für den Krieg zu arbeiten. Damit tat er dasselbe, was Nobel und Maxim getan haben. Der als Russe naturalisierte Schwede und der englische Krupp, nach dem die Maximgeschütze benannt sind, erwarben ihren Reichtum durch die Herstellung von Mordwerkzeugen. Aber auch sie ließen sich als Friedensförderer, als Humanitätsapostel feiern. Ganz einfach: man bekämpft den Alkohol nach Ansicht mancher Trinker am besten dadurch, daß man den Alkohol möglichst vertilgt. Gleichermaßen, so dachten und erklärten ausdrücklich Nobel und Maxim, bekämpft man den Krieg am wirksamsten durch seine eigenen Waffen und macht ihn unmöglich. wenn man so schreckliche Zerstörungsmittel erfindet, daß die Menschheit vor jedem bewaffneten Zusammenstoß zurückschreckt. Man wird einräumen müssen, daß auch bei uns viele, darunter sogar Militärs, diese Meinung teilten. Daß es trotzdem ein grimmiger Irrtum war — genau so wie die Meinung von der voraussichtlich kurzen Dauer der Weltkriege —, das hat die Menschheit zu ihrem Schaden wahrnehmen müssen. Also, Ford wandelt sich von einem Pazifisten zum Chauvinisten. Auch dafür hat sein eigenes Land, hat die Union schon einmal ein Vorbild gegeben. Das war Theodor Roosevelt. Er hat sich sogar zweimal gewandelt. Nachdem er im Kampfe mit Indianern und Cowboys und namentlich auf Kuba kriegerischen Ruhm erworben, ward er plötzlich ein Anhänger des ewigen Friedens und des Selbstbestimmungrechtes der Völker. Er bekam denn auch den Nobelpreis, den jener schwedisch-russische Verfertiger von Sprengstoffen gestiftet hat, für den wirksamsten Verteidiger der Friedensidee. Er troff von Versöhnlichkeit und Bruderliebe, als er, von mittelafrikanischen Löwenjagden zurückkehrend, den Engländern zu Kairo eine Predigt hielt, sie sollten die armen Ägypter und Inder besser behandeln. Nun kam der Weltkrieg. Teddy war bald einer der lautesten Rufer im Streit, um die Vereinigten Staaten auf die Seite unserer Gegner zu bringen. Genau so, nur bedeutend rascher, hat sich Henry Ford gewandelt. Auch er hielt es für angezeigter, gegen die Hunnen zu wüten. Als aber das Kriegsgewitter wieder vorübergezogen war, als kein Mensch dadurch auffallen konnte, daß er die Rückständigkeit und Barbarei der deutschen Barbaren gei-

ßelte, da griff unser Automobilfabrikant flugs zu einem anderen Mittel, um von sich reden zu machen. Er setzte eine antisemitische Bewegung ins Werk. Dabei ist äußerst bemerkenswert, daß er dabei einen starken Resonanzboden zu haben glaubte, sonst hätte er eben ein anderes Mittel, um seinen Ruhm zu mehren, gewählt. In der Tat ist es kein Geheimnis mehr, daß in Neuyork zweieinhalb Millionen Juden leben und daß Baruch, Brandeis und Strauß wie nicht minder Kuhn, Löb & Co. und Morgenthau einen ungeheueren Einfluß auf industriellem, finanziellem, militärischem und auch kulturellem Gebiete ausüben. Als Zeichen der Zeit verdient also die Schwenkung Fords keine geringe Beachtung. Um nun seinen Wunsch zu verwirklichen, rief der Industriekapitän zunächst eine Zeitschrift ins Leben, den „Dearborn Independent". Er ließ ihn in zwei bis drei Millionen Stück regelmäßig verbreiten. In der Zeitschrift war stets eine ganze Seite für ihn selbst aufgespart; die hieß Mr. Fords Page. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß, genau so, wie Hammurabi und Justinian nicht selbst die Verfasser ihrer Gesetzbücher waren, sondern das babylonische und das römisch-griechische Gesetzbuch von ihren Hofjuristen anfertigen ließen, so auch Ford Geister berief, die für ihn und in seinem Namen wirkten. Außer der Zeitschrift ließ Ford zwei Bücher veröffentlichen, die auch ins Deutsche übersetzt wurden: „Der internationale Jude" und „Jüdische Tätigkeit in den Vereinigten Staaten".

In den Büchern ist denn auch sehr viel Wertvolles enthalten. Wie denn vieles darin steht, was man sonst wohl nirgends antrifft; nur sind sie nicht im eigenen Garten Fords gewachsen.

Seit geraumer Zeit schon war abermals eine Schwenkung des Milliardärs zu beobachten. Man sagte, die Hochfinanz habe zuerst ein Kesseltreiben gegen ihn veranstaltet und habe ihn dann gekauft. Ich glaube nicht daran. Ford ist dermaßen reich, daß man ihn nicht kaufen kann. Er konnte letzthin über 180 Millionen Dollar bar verfügen. Über eine solche Summe, die 200 Milliarden Papiermark entspricht, gebietet kein anderer einzelner Yankee und nicht einmal eine noch so große Gesellschaft, nicht einmal der Standard Oiltrust, dessen Gesamtunternehmungen natürlich einem weit größeren Betrag darstellen, der aber nicht so viel Geld frei auf der Bank liegen hat. Außer der erwähnten Summe besitzt Ford Riesenvorräte an fertigen Kraftwagen und Dampfflügen. Nur das eine ist richtig an den berührten Gerüchten, daß zeitweilig — es war das etwa vor einem Jahre — eine auffallende Judenhetze, auch von den meisten deutschen Zeitungen übernommen, gegen die Güte der Fordschen Fabrikate in Szene gesetzt wurde. Die Kraftwagen sollten vor Jahresfrist zusammenbrechen, und die Dampfflüge taugten nichts. Jedenfalls hat Ford dieses Kesseltreiben überlebt und steht heute noch besser da als zuvor. Welche Wirkung hat aber alles dies auf seine politischen Aussichten? Früher, da hätte man es einem Senator

und geschweige einem Präsidentschaftskandidaten sehr verargt, wenn er so rasch seine Meinungen gewechselt, so schnell hintereinander in verschiedene Lager übergegangen wäre. Heutzutage jedoch ist das nicht so sicher. Den Übergang Roosevelts vom Friedens- zum Kriegsschwärmer haben gar viele seiner Landsleute mitgemacht. Immerhin ist es nicht wahrscheinlich, daß Ford durchdringen wird. Trotz seiner Milliarden, oder vielleicht gerade wegen seiner Milliarden! Der „Deal" wäre denn doch zu durchsichtig.

Seit 1921 ist die Einwanderung nach Nordamerika, Mexiko und Argentinien in Fluß gekommen. Eigentlich ist es seltsam: Die Vereinigten Staaten, die während des Krieges einen unvergleichlich geringeren Zustrom von Europamüden empfingen als früher, und die zur Aufschließung unbebauter Gebiete in Idaho und Nevada, Arizona und Oregon noch viele Millionen Menschen benötigen, haben sich nach dem Kriege gegen die Einwanderung sperren wollen. Nach langen Kämpfen ist der Beschluß Gesetz geworden, daß nur 3 v. H. der jeweiligen fremden Volkheiten, die sich schon auf dem geheiligten Boden der Union niedergelassen haben, in Zukunft diesen Boden betreten dürfen. Der Beschluß konnte auch deshalb auffallen, weil den Freunden und Verbündeten des Weltkriegs nur ebenso große und im Grunde kleinere Rechte eingeräumt wurden, als Bürgern der feindlichen Mittelmächte. Übrigens gab es einige Fanatiker, den alten Know-Nothings der 1850er Jahre vergleichbar, die Nordamerika gegen jeden Zustrom von Fremden und deren verderblichen Ideen abschließen wollten. Gewiß, gegen die Bolschewisten wäre das nur zu berechtigt. Wie aber stünde es, von uns Deutschen ganz zu schweigen, mit Franzosen, Italienern und Serben oder gar mit den Engländern und Iren?

Das Ergebnis ist bisher folgendes gewesen. In den vier Kriegsjahren, die diesmal so ziemlich mit den Fiskaljahren der Yankees zusammenfielen — das Fiskaljahr beginnt am 1. Juli — kam nur wenig über eine halbe Million von Einwanderern nach der Union, während sonst ein einziges Jahr manchmal die Hochflut von einer Million und darüber mit dem Einwanderer-Treibholz an den Strand der Vereinigten Staaten warf. Wieviele zurückgewandert seien, darüber wird unlöblicherweise noch immer keine Statistik geführt. Man darf aber annehmen, daß Hunderttausende von Balkaniern, Italienern, Briten und wohl auch Slawen dem Rufe unter die Fahne gefolgt sind. Dazu kämen die allerdings nicht sehr belangreichen Kriegsverluste, die zuletzt — die Angaben schwankten nämlich beständig — auf 170 000 beziffert wurden. In jedem Falle war infolge dieser Verringerungen die Zunahme der Gesamtbevölkerung ganz bedeutend kleiner, als sie es jemals in einem Jahrzehnt gewesen ist. Der Zensus hatte in früheren Jahrzehnten bis zu 36% Zunahme verzeichnet.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt war indessen das Tempo langsamer geworden. Schließlich hatte das Wachstum nur noch 22% betragen, und zwar trotz einer phänomenalen Rekordeinwanderung, woraus hervorgeht, daß die Fortpflanzungskraft der Einheimischen und Einheimischgewordenen vertrocknet und einschrumpft. Und was ergab sich 1920? Der Hundertsatz des Wachstums war auf nur 16 zurückgegangen. Damit werden alle früheren Prophezeiungen zuschanden gemacht. Der augenblickliche Bestand kann auf rund 110 Millionen Gesamtbevölkerung, mit Alaska und Hawaii, aber ohne Kolonien, veranschlagt werden .

Ein Landsmann kam als Greenhorn (Neuling, der eben erst den heiligen Boden der Union betreten hat) in einen deutschen Klub. Zu seinem lebhaften Erstaunen wurden mehrere Reden, darunter die Begrüßung, auf englisch gehalten. Unvorsichtigerweise gab er seinem Erstaunen Ausdruck. Da schritt der Obmann des Klubs auf den Übeltäter zu: Hier ist ein freies Land, und hier kann jeder reden, wie er will; Sie aber haben das Maul zu halten! Wörtlich! Die kleine Geschichte hat sich lange vor dem Weltkriege zugetragen, sogar noch vor dem Kriege um Kuba, 1898. Die Geschichte zeigt, was wir leider auch sonst längst wissen, daß der Niedergang des amerikanischen Deutschtums nicht erst von den Yankees hervorgerufen zu werden brauchte, bewahre, das hatten sie kaum nötig. Auch drüben haben sich unsere Volksgenossen zuerst selbst aufgegeben; danach stellte sich ganz von selbst die Mißachtung und Mißhandlung von seiten der herrschenden Rasse ein. Nordamerika droht der Sarg des Deutschtums zu werden, und wir sind drüben wieder einmal Völkerdünger gewesen. In dem großen Bürgerkriege der 1860er Jahre fochten 181 000, nach einigen Gewährsmännern sogar 300 000 Deutsche mit, darunter zwanzig Generäle, von denen am bekanntesten Karl Schurz, Hecker und Siegel wurden, sowie der radikale 1848er Struve, dessen Sohn mit Kerenski das Zarentum stürzen half. Was aber hat die Waffenhilfe der tapferen Männer erzielt? Die Stärkung Onkel Sams, der im Weltkriege den Ausschlag brachte, uns also mit unseren heutigen, so lieblichen Zuständen beglückt hat. Und um was ging es beim Bürgerkrieg? Um die Befreiung der Neger. Für dieses hohe, hehre Ideal vergossen Tausende von Deutschen ihr Blut. Heutzutage, angesichts des Negerübermutes links vom Rhein wären vermutlich nicht so viele unter uns bereit, ihr Blut für die gleiche Sache zu verspritzen.

Der amtliche Name der Union lautet: Vereinigte Staaten von Amerika. Man liest so oft, auch in führenden Zeitungen und selbst in sachkundigen Büchern: von Nordamerika. Das ist falsch. Und es ist politisch irreführend. In dem amtlichen, umfassenderen Namen drückt sich nämlich der Anspruch der Yankees aus, alle drei Amerikas darzustellen und womöglich zu beherrschen.

Schon in den 1850er Jahren tauchte der Gedanke auf, daß man „einen Freiheitsbund vom Kap Horn bis an das nördliche Eismeer" errichten müsse, der dann natürlich von Onkel Sam geleitet würde. In der Gegenwart sind nicht nur die Yankees der Erfüllung dieses Gedankens ein beträchtliches Stück nähergekommen, sondern sie recken auch schon ihre Hände nach anderen Erdteilen aus. Sie mischen sich, wenn sie auch gelegentlich eine gleichgültige Miene aufstecken, in Europa, in Asien und selbst in Afrika ein. Sie verfügen über zwei Drittel der Goldschätze unseres Planeten, über ein Drittel der gesamten Eisenbahnstrecken, über die größten Kupfervorkommen der Welt, endlich über eine blühende Landwirtschaft, von deren Ertrag sie das hungernde Europa speisen. Ihr Außenhandel war in dem ergiebigsten Kriegsjahre auf rund 12 Milliarden Dollars gestiegen, auf beinahe das Doppelte des britischen in seinem erfolgreichsten Jahre und fast das Dreifache des deutschen. Der einzige Staat Neuyork gebietet über mehr ausgebaute Wasserkräfte als ganz Deutschland, die Summe der Unions-Wasserkräfte geht schon über 9 Millionen Pferdestärken hinaus. Also, kein Zweifel: Onkel Sam ist ein Produktionsriese, ein Wirtschaftselefant, ein Kapitalmammut. Neben ihm sind die anderen Staaten bloß kleine Kälber oder gar nur Kaninchen. Wenn Onkel Sam will, kann er sich sämtliche Armeen der Erde kaufen, um damit irgendein Land, das ihm gerade gefällt, zu erobern. Nur schade: Diese hochgemuten Yankees verstehen ihr eigenstes Handwerk nicht, nämlich die Technik. Die Riesenschiffe der Hapag und des Lloyd zu übernehmen, war leicht. Als es sich aber darum handelte, diese Schiffe auch wirklich in Bewegung zu setzen, sie durch Amerikaner zu beheizen und zu steuern, da zeigte sich das als sehr schwer. Es verging nur ganz kurze Zeit, da war ein Schiff so hoffnungslos verdorben, daß sich die hochwohlweisen Neuyorker keinen anderen Rat wußten, als deutsche Ingenieure zur Wiederherrichtung einzuladen. Diese erklärten, es würde 12 Millionen Dollar kosten; weitaus am gescheitesten aber sei, das unbrauchbar gewordene Schiff als altes Eisen zu verkaufen und ein neues Schiff zu bauen. Ähnliche Mißerfolge hatte man drüben mit den Zeppelinen, und es ist noch nicht ausgemacht, ob es mit den gestohlenen Anilinfarben besser gehen wird. In der Geisteswissenschaft und in der Kunst sieht es erst recht windig aus. In keinem einzigen Zweige haben die Gelehrten und Forscher der Yankees bedeutende Errungenschaften zu verzeichnen. Sie haben keine neuen Entdeckungen gemacht, ja, sie haben nicht einmal die alten verdaut. Die einzige Ausnahme bilden Betriebe, wo eben der Dollar die Konkurrenz totschlägt. Das sind Sternwarten, wo allein das Fernrohr ungeheuer kostspielig ist, das sind chemische Laboratorien, und das sind endlich Ausgrabungen, die auf dem Boden Kretas, Griechenlands und Palästinas unternommen wurden, und die ebenfalls mehr eine Geld- als eine Geistessache sind. Einst durfte man hoffen, daß drüben, unter dem Morgenrot der Freiheit, ferne

von den Katzbalgereien Europas, eine neue, schönere Welt erblühen werde. Diese Hoffnung hat man schon längst zu Grabe geläutet. Nirgends ist weniger Freiheit, als in den Vereinigten Staaten. Alles wird dem Untertan vorgeschrieben, sogar, was er trinken und nicht trinken soll. Es ist keine Demokratie, wie sie von unbelehrbaren Schwärmern bewundert wird, sondern eine Plutokratie.

Es ist verkehrt, in Onkel Sam den Retter und Heiland zu erblicken. Seine Kapitalisten sind lediglich mit den Großfinanziers Europas im Bunde, um alle Länder der Erde auszuplündern. Großmächtig wollen die Vereinigten Staaten den Kurs der Mark „stabilisieren", wollen uns Anleihen bewilligen, wollen eine Bank gründen, deren Kapital zweieinhalb Milliarden Dollars (4 Billionen Mark) beträgt, alles, um den notleidenden Deutschen zu helfen. Das Ende vom Liede ist, wie stets, daß wir wieder mehr Zinsen zahlen dürfen, daß wir noch tiefer in den Schuldensumpf hineingeraten.

Zum Schluß wollen wir einen Blick in die Zukunft werfen. Da beschäftigt uns zunächst das Wachstum und die Buntfarbigkeit seiner Bevölkerung. Das Wachstum ist außerordentlich; immerhin ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es war von jeher ein Lieblingssport angelsächsischer Schriftsteller, sich auszumalen, wie hoch die Kopfzahl der Angelsachsen gegenüber anderen Völkern in einem halben, in einem ganzen Jahrhundert sein würde. Ich las einmal eine solche Prophezeiung vom Jahre 1884. Da wurde vorausgesagt, daß 1950 Australien an 50 Millionen und die Nordamerikanische Union 250 Millionen Einwohner haben werde. Nun schön, Australien hat heute knapp 5 Millionen, und die relative Ziffer der Volkszunahme in den Vereinigten Staaten hat sich beträchtlich verringert, so daß die gehoffte Viertelmilliarde ganz bestimmt nicht erreicht wird. Die Sache ist eben die, daß, ob durch die Trockenheit der Luft oder andere Ursachen die Zeugungskraft der ansässigen Bürger beständig abnimmt. Schon Roosevelt hat gegen das Sinken, ja Schwinden der Geburten eine Art Enzyklika erlassen. Er hat eine Kommission errichtet, die Verhältnisse zu untersuchen. Und was fand diese? Daß zum Beispiel in 53 Häusern der 5. Avenue, des vornehmen Viertels von Neuyork, insgesamt nur 19 Kinder vorhanden waren. Auf dem Lande ist es natürlich besser, aber auch dort ist das Sinken der Kinderzahl unverkennbar. Zum Teil wird ja dies Sinken durch die Einwanderung wettgemacht. Die Zunahme im letzten Jahrzehnt hat nur 13 Millionen betragen gegenüber reichlich 16 Millionen im vorletzten. Man kann daher schätzen, zumal die Möglichkeit späterer und Amerika stärker in Mitleidenschaft ziehender Kriege keineswegs ausgeschlossen ist, daß 1950 die Bevölkerung der Vereinigten Staaten 160 Millionen sicher nicht überschreiten wird. Immerhin ist das eine äußerst stattliche Menge, die gegenüber den anderen Weltstaaten sehr wohl ins Gewicht fallen

wird. Man darf nämlich annehmen, daß zum mindesten Rußland bis 1950 seine frühere Ausdehnung und Volkszahl nicht erreichen wird. Die Engländer aber, die in allen Erdteilen über 52 Millionen Köpfe verfügen, sind schon jetzt in dem Rennen zurückgefallen. Bliebe noch Indien und China. Bewohner der Himalayainsel sind überwiegend unkriegerisch. China freilich ist eine verborgene Weltmacht und kann sich auch auf militärischem Gebiete noch ungeheuer entwickeln. Im Jahre 1921 soll der Moskauer Sowjet an 300 000 Chinesen ins Land gezogen haben, meistens, um sie als Soldaten zu verwenden. Das mag übertrieben sein, aber es zeigt, wie der Wind weht. Bei dem Sowjet bereiteten sich die Chinesen auf ihren künftigen Imperialismus vor.

Die Zukunft des Orients ist auch für die Vereinigten Staaten von hoher Wichtigkeit. Es scheint nämlich, daß der Gedanke der Selbstbestimmung bei den Völkern des Ostens Wurzel geschlagen habe. Die Anzeichen mehren sich dafür, daß Indien und Ägypten von England abfallen und daß sich die Araber in Mesopotamien, Syrien und vor allem in Arabien selber als keineswegs gefügige Werkzeuge europäischer Politik herausstellen. Eine Wiederholung der Züge Dschingiskhans und der Unterfeldherrn Kublaikhans, die bis zur Adria und bis Delhi in Hindostan gelangten, steht unmittelbar bevor. Die völlige Befreiung Südasiens und Nordafrikas von europäischer Herrschaft mag erst nach zwei Jahrzehnten erfolgen. Indessen einerlei, ob früh oder spät, die Befreiung wird kommen, und ihre Folgen werden für die Machtstellung Englands und Frankreichs verhängnisvoll sein. Wenn dazu noch Australien abfällt, so ist das einstige Weltbritannien auf ein paar kleine Inseln beschränkt, ein 70tel des jetzigen britischen Reiches, und vielleicht allerdings noch auf Kanada. Die unmittelbare Rückwirkung solcher Ereignisse auf die Vereinigten Staaten liegt klar zutage. Die Union hat zwar auch Kolonien im Orient, allein sie ist durchaus nicht auf sie angewiesen. Diese Kolonien, in der Hauptsache aus Portoriko und den Philippinen bestehend, spielen keine überragende Rolle. Kraft und Kern der Vereinigten Staaten liegt in Festland-Amerika selber. Durch die künftige Selbständigkeit des Ostens wird diese amerikanische Machtstellung kaum angetastet. Während also England und Frankreich auf Gedeih und Verderb mit ihren orientalischen Kolonien verknüpft sind, da sie im Osten die Kraftquelle für ihren Handel, ihre Industrien und nicht zuletzt für ihre Heere besitzen, sind die Vereinigten Staaten durchaus nicht vom Orient abhängig. Das wird naturgemäß das Übergewicht der Yankees ganz erheblich steigern und ihre weißen Nebenbuhler um die Weltherrschaft schädigen.

Die Hauptfrage ist freilich, ob die Unionsbürger durchweg und immer geeignete Träger einer imperialistischen Entwicklung sein werden. Ich glaube: Ja. Doch ist nicht zu verschweigen, daß auch ent-

gegengesetzte Ansichten laut werden und zu berücksichtigen sind. In Wien lebt ein berühmter Geschichtsphilosoph, Richard von Kralik. Er hat erstaunlicherweise im Jahre 1907 prophezeit, wie einst die Normannen Frankreichs, Spanien und das Mittelmeer bis nach Palästina hin heimsuchten, so würden auch später amerikanische Erobererschiffe im Mittelmeer erscheinen, und es wäre durchaus möglich, daß solche Schiffe Smyrna, Alexandrien und Konstantinopel bombardierten. Diese Prophezeiung geschah zu einer Zeit, da die Yankees ausschließlich mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt schienen. Derselbe Kralik hat nun gemeint, daß der Rassenmischmasch der Vereinigten Staaten in einen katastrophalen Bürgerkrieg ausmünden werde. Allerdings ist seit rund 1890 zu beobachten, daß die Einwanderung in wachsendem Maße nicht englisch, nicht germanisch und sogar nicht indogermanisch wird. Es gibt bereits 3—4 Millionen Slawen in der Union. Es gibt Syrer, Inder und Ostasiaten zuhauf. Es gibt 4 Millionen Juden, wovon $2^1/_2$ Millionen in Neuyork. Es gibt endlich viele Millionen Romanen, die durch die Einbeziehung Kubas, Portorikos und Panamas gestärkt worden sind und durch jedes Vordringen in Lateinisch-Amerika weiter gestärkt werden. Es gibt endlich 11 Millionen Neger, die nicht die geringste Lust haben, auszusterben, sondern im Gegenteil eine erstaunliche Fruchtbarkeit offenbaren. Alle diese Elemente sind nur schlecht, nur oberflächlich oder gar nicht yankeesiert. Es wird in Zukunft darauf ankommen, ob der englisch redende und fühlende Bestandteil der Bevölkerung die Kraft haben wird, die Fremdvölker aufzusaugen, oder aber ob die Fremden sich als unverdauliche Brocken erweisen werden. Ferner darauf, ob die nichtgermanische Einwanderung noch weiter anschwellen wird, wie es den Anschein hat.

---

9. Mexiko.

Seit die Geographieprofessoren Sapper und Sievers, wie der Amerikanist und Archäologe Seler, seit der Weltenbummler Johannes Wilda und der Maler Graf Keßler ihre Wanderungen durch Mexiko beschrieben, haben sich die Verhältnisse dort von Grund aus geändert. Die Genannten veröffentlichten ihre Werke im Anfang des Jahrhunderts, vor dem großen Umsturz, der Porfirio Diaz hinwegfegte, vor den japanisch-nordamerikanischen Verwickelungen, deren Ursache Mexiko war, und lange vor dem Ölkrieg, der jetzt über die mexikanischen Gruben entbrannt ist. Geändert hat sich nicht die Bodengestaltung jenes glücklichen Landes und seine unerhört günstige, weltstrategische Lage zwischen zwei Ozeanen und an dem Ausgangspunkt des Golfstromes, und nicht geändert hat sich der ganz außerordentliche Reichtum seiner Bodenschätze; wohl aber hat sich seitdem der Geist seiner Bewohner geändert und sind die Boden-

schätze in so unerwartetem Maße erschlossen worden, daß Mexiko schier zum Mittelpunkt der Weltpolitik erwachsen ist. Hier liefen schon vor dem Weltkriege die Fäden zusammen, die ein Bündnis mit Japan und Deutschland ermöglicht hätten; hier hat während des Weltkrieges Zimmermann, freilich mit ungeschickten Fingern, die gleichen Fäden zu spinnen versucht; hier ist endlich nach dem Weltkrieg eine Gelegenheit geboten, unsere Gegner dermaßen zu beschäftigen, zu verstricken und zu verwirren, daß aus ihrer Uneinigkeit Heil für uns ersprießen kann.

Zunächst einige Tatsachen. Alles, was es überhaupt auf Erden gibt, wächst und gedeiht in Mexiko, und ist in größter Fülle vorhanden. Das kommt zum Teil daher, weil die Oberfläche von feuchten Niederungen bis zum ewigen Schnee so ungemein mannigfaltig gestaltet ist. Es gibt tropische Küsten und Staaten wie Guaypas, wo Kaffee, Kakao und Tee mit Nutzen angepflanzt werden kann, und es gibt Hochflächen, wo nur für Viehzucht das Klima noch geeignet ist. Die Hauptstadt des Landes liegt 2250 Meter über dem Meer; viele berühmte Gipfel der oberbayerischen Alpen, wie der Herzogenstand und der Wendelstein, sind ganz erheblich niedriger. Von den tropischen Gebieten gilt dieselbe Beobachtung wie in Afrika; wo es fruchtbar ist, da ist Malaria; wo aber keine Malaria grassiert, da wächst auch nichts. Gerade die Striche bei Veracruz, von Guaymas, wo ein trefflicher Tabak erzeugt wird, und der genannten Provinz Guaypas sind die fruchtbarsten. Dort gibt es auch ertragreiche Hochländer, wie die malerische Gegend von Durango. So mannigfaltig wie Klima und Boden ist die Bevölkerung. Sie ist aus Farbigen und Weißen und deren Mischlingen zusammengesetzt, insgesamt wird sie 17 Millionen betragen. Der letzte Zensus, der vor zehn Jahren abgehalten wurde, hat allerdings $1^1/_2$ Millionen weniger ergeben, und man könnte glauben, daß die andauernden Revolutionen, Wirren und Bürgerkriege die Bevölkerung stark herabgemindert hätten. Das mag auch in einigen Strichen der Fall gewesen sein. Das war jedoch eine örtlich begrenzte Erscheinung; der wirtschaftliche Aufschwung hat jedenfalls den Schwund der Bevölkerung, durch vereinzelte Plünderungen und Metzeleien, mehr als wett gemacht. Überhaupt überschätzt man gewöhnlich den Einfluß von Bürgerkriegen auf die Bevölkerungszahl. Schließlich sind Millionenabnahmen, wie sie der Aufstand der Taiping und wie sie der Sowjet in Rußland verursacht hat, doch nur Ausnahmen. Bei der Erstürmung Mexikos durch die Rebellen, die 1912 stattfand, sind allerdings an die zehntausend Bürger gefallen; sonst aber gab es bei den häufigen Gefechten selten mehr als hundert Tote; meist hielt sich die Zahl weit darunter. Auf die Indianer kommen 43 Proz. der Bevölkerung. Die meisten sind halbwegs zivilisiert und zum Christentum bekehrt; einige aber verharren noch im Zustande völliger Barbarei, wie die Yaqui von Sonora, die Vettern der wilden

Apachen. Sie haben noch in jüngster Zeit gelegentlich ein ganzes Regiment regulärer Truppen aufgerieben. Nicht weniger als 37 Proz. entfallen auf die Mischlinge, Mestizen, die von Weißen und Indianerinnen stammen. Diese gelten als einfach, tätig, zuverlässig und bilden den Kern der bäuerlichen Bevölkerung. Neger sind nur sehr wenige in den Vereinigten Staaten von Mexiko. Dagegen viele Kreolen, zum Teil die Nachfahren mexikanischer Neger, zum Teil aus Kuba, Portoriko und anderen karaibischen Inseln eingewandert. Sie sind hauptsächlich Städter und gewinnen als Beamte, Ärzte, Kaufleute und Handwerker ihren Lebensunterhalt. Gelegentlich schwingen sie sich auch zu Fabrikanten, Bergwerksbesitzern, Großgrundbesitzern, sogar zur höheren Geistlichkeit auf. Ungefähr 20 Proz. kommen auf Europäer, insbesonders Spanier und deren Nachkommen. Das klingt wenig; aber es ist ein recht hoher Prozentsatz, wenn man bedenkt, daß dieser in einigen Staaten Lateinisch-Amerikas bis auf 1 Proz. und darunter sinkt. Nur Argentinien, Uruguay und Chile haben noch größere Prozentsätze. Die Ausländer sind schwer zu schätzen; sie werden augenblicklich sich einer Viertelmillion nähern. Trotz der berührten Wirren haben sie sich um mehr als das Doppelte in einem Jahrzehnt vermehrt. Das kam durch den riesenhaften Aufschwung der Ölindustrie und durch die Masseneinwanderung von Japanern und letzthin von Deutschen. Unsere Landsleute sind nur zum geringsten Teil aus der alten Heimat eingetroffen; die meisten sind während und nach dem Weltkriege aus den Vereinigten Staaten herangeflutet. Man kann da allerdings recht übertriebenen Vorstellungen begegnen. Ein Gewährsmann, den ich neulich traf, und der eben von drüben zurückgekehrt war, schätzte die Zahl der Unionsdeutschen, die aus Nordamerika nach Mexiko zogen, auf mehr als 200 000, das dürfte doch maßlos übertrieben sein. Immerhin werden wir gut tun, dieser bedeutsamen Bewegung unserer Volksgenossen dauernd unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Früher nämlich hat die Zahl der dortigen Deutschen 5000 kaum überschritten. In jedem Falle bildet sich gegenwärtig neben Brasilien, das 410 000 oder gar 430 000 unserer Volksgenossen beherbergt, in Mexiko ein neues, besonders wichtiges Zentrum des Deutschtums, das vielleicht einmal für die Weltpolitik ebenso wichtig werden mag, als für den Handel. Von anderen Ausländern nenne ich Leute aus den Nachbarländern, namentlich die Guatemalteken, ferner Chinesen und Japaner, die letzteren vielleicht 35 000 an Zahl (auch sie werden meist überschätzt), weiterhin Engländer, Franzosen und Italiener. Die Schweizer sind zumeist Handwerker, Landwirte, Hoteliers, Fabrikanten und Industrielle. Die Engländer sind Kaufleute oder beschäftigen sich im Eisenbahnwesen und im Bergbau. Last not least sind die Yankees zu erwähnen. Ich traf sie schon in beträchtlicher Zahl im Jahre 1895. Sie haben jetzt sämtliche Fremde, mit Ausnahme der Spanier, überflügelt. Sie

sind jedenfalls die kapitalkräftigsten von allen Ausländern, nicht von der Gesamtbevölkerung, da gar manche einheimische Großgrund- und Bergwerksbesitzer Milliardäre sind. Sie besitzen die meisten Eisenbahnen, Minen und Fabriken.

Wir wollen hier keine Geographie und kein Handbuch von Mexiko schreiben, sonst würden wir auf die ganz außerordentliche Gegenwart und Zukunft der mexikanischen Landwirtschaft hinweisen. Wir haben hier nur politische Auswirkungen zu erörtern. Es ist ja nicht zu leugnen, daß auch die dortigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse für die Politik in Betracht kommen mögen, da unsere Nahrungs- und Lederversorgung durch Mexiko gestützt werden kann. was aber augenblicklich allein auf die Weltpolitik von Einfluß ist, das sind die reichen Mineralschätze des Landes. Man braucht es nicht zu glauben, was mir einmal ein diplomatischer Vertreter Mexikos in Berlin gesagt hat: Ein bestimmter Berg Mexikos habe 50 Millionen Tonnen hochwertigen Eisenerzes. Daß aber Manganeisen in gewaltiger Fülle vorkomme, ist nicht zu bezweifeln. Seit Jahrhunderten berühmt ist das Silber des Landes, das in der Konquistadorenzeit den ganzen Weltmarkt umwarf. Es gibt ferner Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zink, Quecksilber, Platin und Kohlen. Das Köstlichste von allem ist jedoch das Erdöl. Nach den letzten erreichbaren Statistiken ist die Ölausbeute der Welt auf annähernd eine Milliarde Faß, zu 1,9 Hektoliter gerechnet, gestiegen. Davon erbohren die Yankees mehr als alle anderen Staaten der Erde zusammengenommen. Im verflossenen Jahre brachte Mexiko völlig eine Viertelmilliarde gegenüber 160 Millionen im Jahre 1920. Nur zwei Jahrzehnte zurück, da betrug die Erzeugung knapp eine Million. Man sieht also, wie schwindelnd rasch die Ausbeute gewachsen ist. Bereits vor zwei Jahren waren über tausend Brunnen in Betrieb und 128 eingetragene Gesellschaften wollten reich werden durch die Gewinnung von Petroleum.

Das Erdöl ist zu einer Weltfrage erwachsen, seitdem drei für den Krieg wichtige Betriebsmittel, Kraftwagen, Flugzeuge und Kriegsschiffe, mit Öl gespeist werden. Die Vereinigten Staaten haben so viele Autos, je eines auf nur sechs Seelen der Bevölkerung, daß sie mit der ungeheuren Flut von Benzin, das sie selbst erzeugen, nicht zufrieden sind, sondern Rohöl noch von außen einführen müssen. Auch besteht die Besorgnis, daß die Ölgruben der Union sich demnächst erschöpfen. Dadurch käme sie im Kampfe um die Weltherrschaft ins Hintertreffen. Weltbritannien hat nämlich sich angeschickt, auf die Ölgruben der Osthälfte unseres Globus Beschlag zu legen, vor allem auf die vorderasiatischen.

Die Gesamtlage, bei der Mexiko eine hervorragende Rolle spielt, ist folgende. Auf der einen Seite haben wir den Riesentrust der Yankees, die Standard Oil Co., auf der anderen Seite sind die Royal

Dutch Co. und die Shell Co., auf die Sir Marcus Samuel, ein Bruder oder Vetter des Palästina-Beherrschers, des jetzt nach London zurückgerufenen Sir Herbert Samuel, einen maßgebenden Einfluß ausübt. Die holländisch-englischen Gesellschaften begannen mit Öllagern auf Borneo, besonders zu Langkat, und kontrollieren jetzt einen großen Teil der vorderasiatischen Ölgruben. Zwar versuchte auch hier schon seit der türkischen Revolution Rockefeller Einfluß zu gewinnen. Er hatte in Konstantinopel einen eigenen Agenten für derartige Konzessionen, namens Glasgow. Ich war 1909 mit einem anderen Sendling von Rockefeller zusammen, der die damals neu entdeckten und jetzt beständig an Bedeutung gewinnenden Ölfelder Nordarabiens zu ergattern suchte. Es scheint, als ob bislang der Angriff Rockefellers zurückgewiesen sei. Neuerdings wollen jedoch die Yankees auch im Kaukasus und im Ural und möglicherweise auch wiederum in Arabien Fuß fassen, und in Genua hat sich die Spannung abermals verschärft. Es handelt sich um einen Titanenstreit zwischen Rockefeller und Samuel, zwischen den Vereinigten Staaten und England. Mit einer unerwarteten Schwenkung hat sich Washington plötzlich breitschlagen lassen, die Franzosen, denen es doch in der hohen Politik die kalte Schulter zeigt, auf diesem Gebiete der Handelspolitik zu Hilfe rufen. Durch den Engländer Pearson hat aber die Shell Co. schon seit 1907 in Mexiko Ölinteressen erworben. Schon 1913 war die Lage dermaßen zugespitzt, daß ob des mexikanischen Öles schon beinahe der Weltkrieg entbrannt wäre. Man darf vermuten, daß deshalb, um die Yankees von dem mexikanischen Schauplatze abzulenken, die Briten den Streit mit den Deutschen vom Zaune brachen und dadurch den europäischen Weltkrieg entfesselten. Jetzt bekämpfen sich also in Ölsachen das mit den Franzosen verbündete Nordamerika und das mit Moskau und Berlin verbündete England.

10. Die englische Riesenspinne.

Der deutsche Michel ist eine Motte, die in jedes, aber auch in jedes Licht rennt, und am liebsten, wenn es ein Irrlicht ist, und sich dabei gehörig die Flügel versengt. Er ist eine Fliege, die in jedes Netz gerät und sich nur zu oft unrettbar darin verstrickt, England aber ist die große Spinne, die die Völker in ihr Netz lockt und sie dann aussaugt. So seidig fein, so weich und sammetig sind ihre Fäden und so leise, geräuschlos gesponnen, daß sich das Opfer davon angenehm berührt und geschmeichelt fühlt, ja es beinahe als eine Wohltat empfindet, von den Fäden umschlungen und von der schrecklichen Feindin verspeist zu werden. Es gibt eine besonders schlimme Abart der Spinnen: das ist die Tarantel. Sie hat Gift in ihrem Saft, und sie spritzt das Gift in die Adern ihres Opfers, das davon gelähmt wird. Solches Gift ist die Pressepropaganda, ist die geistige Bein-

flussung, die Großbritannien gegenüber der Menschheit übt. Die allerschlimmste Abart jedoch ist die Gottesanbeterin. Das ist eine Tarantel, die den Anblick einer andächtig und inbrünstig Betenden darstellt, die aber tatsächlich das blutdürstigste und raubgierigste Insekt ist, das man sich denken kann. Die Gottesanbeterin umarmt die Männchen und frißt sie unmittelbar nach dieser Liebesbezeugung auf. Genau so beteuert England seine Liebe zu armen, kleinen, unterdrückten Völkern, bringt sie dazu, sich unter britischen Schutz zu begeben und verzehrt sie darauf mit Haut und Haaren. Es vereint Frömmigkeit und Mordlust.

Man stellt sich die Normannen, die da 1066 England eroberten und deren Geist noch heute in der britischen Weltpolitik mächtig ist, nur zu gern als rauhe, ungeschlachte Eroberer vor, die lediglich wie eine Windsbraut dahinstürmten, auf ihre Muskeln und ihren Wagemut vertrauend. Gewiß. Sie waren aber auch erstaunlich gute Diplomaten, erfahren in allen Schlichen und Ränken der Staatskunst. Sie kamen von der Normandie, die ihnen Zwischenstation und zweite Heimat geworden war. Nun wohl, bis zum heutigen Tage sind die normännischen Rechtsanwälte und Politiker besonders gefürchtet. Sie sind ob ihres gewandten Redeflusses und ob ihrer Verschmitztheit und Schlauheit berühmt. Da stoßen wir also auf denselben Geist wie auf den, der Wilhelm den Eroberer und seine normännischen Gefolgsmannen leitete.

Englische Staatskunst bedient sich der verschiedensten Mittel, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Nummer 1 ist die Flotte. Sie wahrt den englischen Handel und bedroht den fremden. Nummer 2 ist die Vernichtung anderer Flotten. Daher der Eifer, mit dem die Auslieferung unserer Kriegs- und Handelsmarine gefordert und durchgesetzt wurde. Nummer 3 waren bislang Söldnerheere, die zu Lande für englischen Nutzen kämpfen mußten. Der Weltkrieg hat aber auch die vornehmen Engländer zur allgemeinen Wehrpflicht gezwungen. Nummer 4 ist eine überaus mächtige Presse. Wie meisterhaft sie es versteht, die Stimmung in fremden Ländern zu beeinflussen, das haben wir zu unserem Schaden während des Weltkrieges bei den Neutralen und am eigenen Leibe verspürt. Nummer 5 ist die Diplomatie. Sie ist an Erfahrung, Tücke, Treulosigkeit, Härte jeder anderen überlegen. Endlich ist der Freimaurer und Juden zu gedenken, mit denen sich England verbündet hat.

Nehmen wir die Flottenpolitik! Im Jahre 1800 ist Dänemark in einen Hader mit den Engländern geraten, die das Durchsuchungsrecht auch für neutrale Schiffe in Anspruch nahmen. Eine Flotte unter Parker und Nelson, 54 Kriegsschiffe stark, erzwang März 1801 den Eingang zum Sund und erschien vor Kopenhagen. Das neutrale Land wurde auf die Knie gezwungen und Embargo (eine Art Beschlagnahme) auf seine Schiffe und Waren gelegt. Das war schon gewaltsam genug. Noch schlimmer aber kam es 1807. Dänemark war noch immer

neutral. Inzwischen hatte Napoleon die Kontinentalsperre erklärt. Man befürchtete in London, die Dänen würden sich dieser Sperre anschließen. Man schickte im August eine starke Flotte vor Kopenhagen, das, ebenso wie die dänischen Schiffe, vollkommen unvorbereitet war, und zwang die Stadt zur Ergebung. Die Flotte der Dänen wurde kurzerhand nach England weggeführt. Alles das mitten im Frieden. Das vergewaltigte Dänemark schloß sich nun aber wirklich an Napoleon an. Im Jahre 1812, nachdem Napoleons Zug gegen Moskau gescheitert war, wollte Kopenhagen mit London Frieden schließen, wollte den Alliierten beitreten. Unterdessen hatte jedoch England den Schweden als Lohn für Unterstützung der Alliierten die Erwerbung von Norwegen versprochen, von Norwegen, das zu Dänemark gehörte. Zugleich erschien neuerdings eine britische Flotte vor Kopenhagen uno machte Miene, die Beschießung von 1807 zu wiederholen. Tatsächlich haben dann im Frieden zu Kiel, Januar 1814, die Dänen Norwegen ausgeliefert. Durch die fortgesetzten Wirren, die den neutralen Dänen ganz gegen ihren Willen aufgezwungen worden waren, stieg ihre Staatsschuld um mehr als das Sechsfache, so daß der Staat sich bankrott erklärte und den Taler auf den sechsten Teil seines Wertes mit Zwangskurs zurückwarf. Ähnliches wie die Dänen haben die Briten uns Deutschen 1905 zugedacht, da sie ohne Kriegserklärung unsere Flotte überfallen wollten. Es spielt bei solchen Überfällen keine Rolle für Großbritannien, ob der Gegner schwach oder stark sei. Ist einer im Wege, so muß er beseitigt werden! Also lautet unweigerlich die englische Forderung. Mitunter gehen die Briten ganz ohne Not in der skrupellosesten Weise, mit rohester Gewalt vor. So hatte nach längeren Wirren das Kabinett von Saint James 1855 mit dem Schah von Persien Frieden geschlossen. Mit einer größeren Heeresabteilung lagerte ein persischer General am Schatt el Arab. Er versah sich nichts Böses, da er wußte, daß Teheran die Friedensbedingungen bewilligt hatte. Da fuhr ein britischer General den Schatt el Arab hinauf und begann, völlig ohne Warnung, das Lager der Perser, wo an 12 000 Mann versammelt waren, zu beschießen. Viele wurden getötet oder verwundet. Der einzige Zweck der Schießerei war der, daß der Admiral nicht heimfahren wollte, ohne einen Sieg zu vermelden. Daß die Engländer aufs grausamste mit Kriegsgefangenen umgingen, wird in früheren Jahrhunderten oft genug beklagt. Daß sie rücksichtslos unbesiegte Städte beschießen, zeigt das Bombardement von Alexandrien, das Gladstone 1882 anordnete. Daß die Briten ihre eigenen Untertanen nicht schonen, zeigt die Hinrichtung von Casement. Daß sie bewußt darauf ausgehen, durch Hunger und Entbehrungen die Zahl ihrer Gegner zu verringern, bewiesen die Konzentrationslager, in denen gegen 30 000 Frauen und Kinder der Buren dahinstarben, bewies die Hungerblockade gegen Mitteleuropa, der in Deutschland an 800 000 Menschen erlegen sind.

Die Mittel britischer Staatskunst sind zwar verschiedenster Art, wiederholen sich aber doch recht oft. Das gewöhnlichste Mittel ist, Unruhen in irgendeinem Lande, das man zu erwerben wünscht, zu erregen und dann Streitkräfte auszuschicken, um die Unruhen zu dämpfen. Die Niedermetzelung von Europäern in Alexandrien, die zu bestrafen jenes Bombardement angeordnet wurde, war von britischen Agenten angezettelt. Gegenwärtig hetzt man die Araber und Syrer gegen Frankreich auf, um das Recht zum Einschreiten zu haben, und hetzt Spartakisten in Deutschland auf, um die Unfähigkeit der Berliner Regierung nachzuweisen und daraus ein Recht auf englischen Schutz abzuleiten. So hat man vor Zeiten Gungunjana, den schwarzen König der Gaza, veranlaßt, gegen die Portugiesen in Delagoa zu marschieren, und hat dann den Anspruch erhoben, britische Landungstruppen auszusetzen zum Schutze britischer Interessen, um die Gaza zurückzuweisen. Immer werden die armen Eingeborenen gegen Unbill verteidigt, nämlich gegen die angebliche Unbill, die sie von seiten anderer Weißen erdulden sollen. Der Schluß ist immer der, daß die Eingeborenen selbst von England verschluckt werden. Dieses Spiel hat sich unzählige Male wiederholt. Und zwar nicht nur in Afrika und Asien, sondern auch in Europa. Großbritannien hat die armen, unterdrückten Esthen und Letten gegen die bösen Balten verteidigt, und jetzt ist das Baltikum so gut wie eine britische Kolonie. Es hat ferner die Perser an seinen schützenden Busen genommen, um sie in tödlicher Umarmung zu ersticken. Genau wie die Gottesanbeterin das umarmte Männchen erwürgt. Es hat Syrer und Araber dem Joche der Türken entrissen und hat sie auch vor Frankreich beschützt, lediglich um sie selbst aufzuspeisen. Wiederum genau wie jene Tarantel das von ihr erstochene Männchen aufzehrt. Daß im Orient die Sache mißlang, daß die Gefressenen wieder ausgespien wurden, lag wahrhaftig nicht am Willen Großbritanniens.

Die Presse! Sie führt die öffentliche Meinung nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt. Das arglose Publikum in Deutschland und anderen Staaten läßt sich ruhig englische Nachrichten vorsetzen, die mit englischer Sauce zubereitet sind, ohne zu ahnen, daß sie ausschließlich englischem Nutzen dienen sollen. Die meisten Zeitungen der anderen Länder haben gar nicht das Geld, sich eigene Meldungen zu beschaffen. Daher übernehmen sie ruhig die englischen Nachrichten. Teils aber aus Unkenntnis, teils aus Faulheit wenden sie keine Kritik an, untersuchen nicht, inwieweit eine bestimmte Meldung von einer bestimmten Absicht durchtränkt ist. Außerdem hat britisches Kapital eine ganze Anzahl führender Zeitungen im Auslande aufgekauft. Besonders bekannt ist in jener Hinsicht Lord Northcliffe geworden, der einen Zeitungstrust gründete und sich der „Nowoje Wremja" in Petersburg und der „Tribuna" in Rom be-

mächtigte. Der Trust gleicht einem Riesenpolypen, der überallhin seine Fangarme und seine Saugwarzen erstreckt. Mit der Presse ist sonstige Auslandspropaganda eng verknüpft. Durch Agenten, durch Bestrebungen einheimischer Politiker, durch Filme, durch Massenflugblätter, durch Lancierungen falscher Nachrichten, durch Beeinflussungen feindlicher Heere und Bevölkerungen sucht diese gefährliche Propaganda zu wirken. Uns Deutschen hat sie das Schlimmste angetan. Ihr Gift hat uns den Kopf verwirrt und das Herz gelähmt. Ihr zumeist, ihr in erster Linie ist unsere Waffenstreckung, ist der Schmachfriede zu verdanken.

Träger und Verbreiter der Propaganda sind die Freimaurer. Sie haben 1717 in Schottland die erste Loge gestiftet. Für die heutigen Zeitgenossen haben die Logen kaum noch Geheimnisse; die Schriften, in denen sie enthüllt sind, liegen vor und können von jedermann eingesehen werden. Freilich wurden die gefährlichen Geheimnisse fast ausschließlich von Brüdern fremder Logen ersonnen; die deutschen Brüder haben in der Hauptsache nichts davon geahnt, sie waren aber in vielen Fällen unbewußte Werkzeuge der Fremden, denn das eine kann man kühnlich behaupten, daß England nur deshalb das Freimaurertum erfunden hat, um die englische Politik zu unterstützen, um der englischen Weltherrschaft die Wege zu ebnen. So werden denn auch die Logen der Erde von London aus geleitet. Im Laufe der Zeit, auffallender und stärker seit rund 1840, haben die Juden Eingang in die Logen gefunden und haben sich zu deren Führern aufgeschwungen. Es ist ganz richtig, daß es, namentlich in Deutschland, viele Logen gibt, die überhaupt keine Juden aufnehmen, und ferner richtig, daß auch in Logen, die solchem Grundsatze nicht huldigen, die Juden nur eine kleine Minderheit bilden; allein ist dies nicht auch auf vielen anderen Gebieten der Fall? In Deutschland stellten vor 1914 die Bürger Mosaischen Glaubens nur 1% der Gesamtbevölkerung dar, und dennoch, welch verderblichen, überwältigenden Einfluß haben sie ausgeübt! Überhaupt haben sich gerade die Engländer mit dem Volke Israels verbündet, glauben sie doch, daß sie von den verlorenen 10 Stämmen Israels herstammen. Auch unterscheidet sich die geschäftliche und noch mehr politische Gebarung der Engländer nicht selten nur wenig von der der Juden. Einen Haupteinschnitt macht da der Aufstieg Benjamin Disraelis. Von italienischen Ahnen stammend, der Sohn eines Bücher- und Altertumshändlers, als Romandichter die erste Beachtung erwerbend, hat er sich zum Premierminister und zum Lord Beaconsfield aufgeschwungen. Neben ihm wirkten die Rothschilds, Montefiore und viele deutsche Großjuden, die drüben zu Engländern geworden sind. Seitdem sind viele Juden Minister in England geworden. Die hohe Finanz hat sich auf der ganzen Linie mit der hohen Politik in Weltbritannien verbündet. Sie hat es auch fertiggebracht, dauerhafte Fäden mit Neuyork, Chikago und San Franzisko zu spinnen. Sie

arbeitet Hand in Hand mit Wallstreet und mit Washington. Sie lebt ferner in Wechselwirkung mit der Berliner und Wiener Finanz. Durch die Reichtümer des jüdischen Kapitals wurde und wird zu einem großen Teile die Presse und die Auslandspropaganda gespeist. Die Summen, die zu dem Zwecke während des Weltkrieges und danach aufgewandt worden sind, gehen in die Milliarden von Mark. Wir aber haben diese Wühlarbeit nicht einmal in ihrer Bedeutung und Ausdehnung erkannt, geschweige denn, daß wir die erforderlichen Gegenmaßregeln ergriffen und sie mit unseren Milliarden bekämpft hätten.

Die Amerikaner haben die Entscheidung des Krieges herbeigeführt. Durch ihr Geld und durch ihre Soldaten. Die Vereinigten Staaten erzeugen viermal mehr Stahl und fast doppelt so viel Kohlen, dazu ganz unvergleichlich viel mehr Öl und Kupfer als Weltbritannien. Yankees und Yankeesierte sind beinahe doppelt so zahlreich, als Engländer und Anglisierte. Das Mutterland des amerikanischen Imperiums übertrifft das des britischen reichlich um das Zwanzigfache. Aus dieser Gegenüberstellung könnte man folgern, daß Nordamerika vor England weitaus die Vorhand hat. Dazu kommt, daß der Dollar gegenwärtig der König der Währung ist, daß er allein, neben dem Schweizer Franken und neben der Valuta der nordeuropäischen Staaten, sich unversehrt und unerschüttert behauptet hat, daß jedoch das englische Pfund gegenüber dem Dollar zeitweise ein Drittel seines Ansehens einbüßte. Gleichwohl wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, zu wähnen, daß der angelsächsische Freistaat der Neuen Welt mächtiger sei als das angelsächsische Königreich der Alten. Gewiß, er könnte es sein. Allein er ist in einem wesentlichen, einem ausschlaggebenden Punkte unterlegen, in der Diplomatie. Was nützt das beste Pferd einem Reiter, der es nicht zu reiten versteht? Was nützen die größten Hilfskräfte eines Landes einer Regierung, die sie nicht auszubeuten, nicht richtig zu verwerten weiß? Wir haben es ja selbst am eigenen Leibe schmerzlich erlebt, daß die besten Waffen die entwickeltste Industrie, die entschlossenste Tapferkeit und Disziplin, daß alle Reichtümer an Gütern und an Menschen nicht ausgereicht haben, um uns den Sieg zu erfechten. Die Hauptsache ist und bleibt die Staatskunst. In dieser aber sind ohne Frage die Briten die Meister.

Man wird sich erinnern, daß vor sechs Jahren in „Deutschlands Erneuerung", der Münchener Zeitschrift, ein Geheimbericht veröffentlicht wurde, den ein britischer Agent über die Verhältnisse in Amerika und über die Möglichkeit, diese wirksam zu beeinflussen, geschrieben hatte. Darin wurde nicht mehr und nicht weniger gefordert als die Unterjochung Amerikas unter englische Zwecke. Die Gesinnung, die damals hervortrat, herrscht in London noch heute. Auch wimmeln wiederum genug Geheimagenten in Washington, Neuyork und an-

deren Hauptplätzen der Union herum. Obgleich das britische Blut nur bei einem Drittel der Gesamtbevölkerung der Union nachwirkt, ist doch die Regierung, die Verwaltung, die höhere Rechtspflege und die Landesverteidigung zu neun Zehntel in den Händen von solchen Männern, in deren Adern britisches Blut rollt. Aber auch diese für die Union maßgebenden Männer geben für die Weltpolitik, die in Washington betrieben wird, nicht den Ausschlag. Sie werden von ihren Vettern jenseits des Atlantischen Ozeans öffentlich oder unvermerkt gelenkt. Was können sie zudem von eigenen Leuten bieten? Weder Harding noch Hughes sind den Meistern finanzieller und weltpolitischer Intrigen im geringsten gewachsen. Sie haben so gut wie gar keine Erfahrung auf diesem Gebiete, und sie haben auch kein irgendwie bemerkenswertes Talent, das ihnen erlaubte, durch erfinderische Gedanken, durch kühne Kombinationen den Mangel an Erfahrung und nicht minder an Kenntnissen wettzumachen. Sie geben sich denn auch nicht selten die ärgsten Blößen. So war es eine schlimme Entgleisung, als Harding Japan unter die Dominions einreihte, es auf gleiche Stufe mit Kanada, Südafrika und Australien stellte, die zwar einem freundlichen Sprachgebrauch zufolge selbständige Verbündete Englands, aber doch in allen Hauptfragen von London abhängig sind. Was von Harding und Hughes, das gilt so ziemlich von allen führenden Männern der Vereinigten Staaten: sie sind weltpolitisch nicht beschlagen. Daß die Yankees sehr viel reisen, daß für sie die wenig anstrengende Dampferfahrt nach Europa, nach Ostasien einen Katzensprung bedeutet, daß viele von ihnen sich jahrelang, einerlei, ob in amtlicher Eigenschaft oder als Privatleute, im Auslande aufhalten, nicht minder, daß ihr eigenes Land ein weites Blickfeld bietet und sich zwischen drei oder gar vier Meeren ausdehnt, dem Atlantischen, dem Mexikanischen, dem Stillen und (durch Alaska) dem Eismeere: all das spielt keine Rolle; all das ist nicht ausreichend, um den Mangel an weltpolitischer Erfahrung zu ersetzen. Auch die zahllosen Hochschulen und Kolleges genügen keineswegs, um dem wohl des öfteren vorhandenen Hange zur Weltpolitik, um einem etwa angeborenen Instinkte die nötige Ausbildung zu verleihen, denn der Amerikaner ist durchweg ohne eigentlichen geschichtlichen Sinn. Er hat denn auch gar kein Verständnis für andere Länder und Völker, zumal er bei sich häufig nur dessen Auswurf sieht. Ist er doch selbst nur zu oft der Nachfahr von Entwurzelten, ist taubes Erz, ist die Schlacke der Zivilisation. Gewiß, früher, da hatte es große, überschauende Staatsmänner in Amerika gegeben: Washington, Alexander Hamilton, Jefferson, Seward. Danach aber, wie das immer bei kolonialer Entwicklung zu geschehen pflegt ist, je länger je mehr der staatsmännische Sinn verdorben. Je weiter zeitlich von dem fruchtbringenden Boden des Mutterlandes entfernt, um so geringer war die Triebkraft der kolonialen

Sprößlinge. Man sollte nun allerdings denken, daß die Trustmagnaten, die mit ihrem Blick und ihren Plänen die ganze Erde übersehen, von denen zum Teil die Industriekapitäne der Alten Welt erst ihr Handwerk gelernt haben, daß sie wenigstens, die als Hexenmeister finsterer Umtriebe, als listige Füchse in der Übertölpelung der Gegner bewundert werden, nicht nur großindustrielle Syndikate und Interessengemeinschaften, sondern auch Staatensyndikate zu schaffen imstande seien. Das stimmt aber nur zum Teil. Meist sind diese Geldmenschen derart auf die Dollarjagd versessen und dermaßen in ihre rein wirtschaftlichen Pläne verstrickt, daß sie für völkerpolitische Gedankengänge wenig Sinn haben. Man muß ja das gleiche mit Kummer bei unseren Industriemagnaten bemerken, die mit verschwindender Ausnahme mehr Geschäftsleute als Patrioten sind.

Ähnliche Erwägungen kann man in Japan anstellen. Die Orientalen haben bei uns von jeher als besonders gewiegte Diplomaten gegolten. Das rührt zum großen Teil daher, weil die Orientalen eine größere Selbstbeherrschung haben als die sanguinischen Europäer. Hat sich denn aber die türkische Weisheit eines Abdul Hamid, hat sich die Diplomatie des Emirs von Mekka, des Sherifen von Marokko, des Großmoguls von Indien und des Nizams von Heidarabad, hat sich selbst die abgeklärte Erfahrung eines Lihungtschang den weltweiten Gedanken der westlichen Staatskunst auf kurz oder lang irgendwie gewachsen gezeigt? Gewiß nicht! Auch die Japaner irren sich, wenn sie glauben, mit einem abweisenden steinernen Gesichte, mit einem möglichst schweigsamen Munde sei alles getan. Mehrfach haben allerdings die Ratgeber des Mikado einen Beweis von Überblick und besonderer Mäßigung gegeben. So bei Schimonoseki 1895, so bei Portsmouth. Allein auf der Höhe sind auch die Japaner nicht. Sonst hätten sie nicht den völligen Zusammenbruch Deutschlands zugegeben, der das Vorspiel ihres eigenen geben kann. Vor allem aber fehlt den Japanern eine nutzbringende Kenntnis abendländischer Geschichte, fehlt ihnen die weltpolitische Erfahrung. Ihr Blick erstreckt sich in der Hauptsache doch nur auf Ostasien und dann etwa noch die Westküste Amerikas und die Inseln bis nach Australien. Staatlichen Besitz haben sie jedenfalls nur in einem einzigen Weltteile.

Demgegenüber haben die Engländer Kolonien in allen fünf Erdteilen. Sie haben vor allen Völkern der Gegenwart weitaus die größte weltpolitische Erfahrung. Das machte sich denn auch bei den Verhandlungen in Washington und in Cannes geltend. Das Ergebnis war, daß die Japaner zurückgedrängt und daß auch die Franzosen, die einzigen, die als Diplomaten es mit dem Engländer aufnehmen, vorläufig noch keinen Sieg errungen haben. Ein weiteres wird sein, daß der Bund zwischen London und Washington,

der so offensichtlich die Gesamtlage beherrscht, zu einem Löwenvertrag erwächst. bei dem der britische Löwe den besten Teil der Beute davonträgt. Allangelsachsentum bedeutet lediglich ein Übergewicht der Engländer. Das Übergewicht ist schon so weit gediehen, daß die Vereinigten Staaten nahe daran sind, zu einer Provinz Weltbritanniens herabzusinken.

Im Oktober 1912 brach der Balkankrieg aus. Im Vorfrühling desselben Jahres wurde ein neues Ministerium in Sofia gebildet. Und welcher Richtung war dies bulgarische Kabinett? Die meisten werden glauben, es leicht erraten zu haben: ein türkenfeindliches! Ganz im Gegenteil! Der Premierminister, den sich Zar Ferdinand erkor, galt vielmehr als ein Freund der Hohen Pforte. Ferdinand war nicht umsonst der gerissenste Diplomat Europas. Wenn er etwas plante, so spiegelte er etwas ganz anderes vor. Wie als wenn jemand nach Norden reisen will und den ersten Eisenbahnzug nach Süden nimmt.

Das ist so eine Lehre der praktischen Politik. Ganz genau so machen es die Engländer freilich nicht. Allein geradeaus gehen sie ebensowenig wie Ferdinand. Auch sie lieben krumme Linien, Hintertreppen und verschlungene Waldpfade, wo man sich den Spaziergängern und Zuschauern auf der breiten Landstraße entziehen kann. Auch verstehen es die Briten ausgezeichnet, über den Tisch mit der Faust einen zu boxen, während sie mit der linken Hand dem Gegner unter dem Tisch die Hand drücken. Sie verstehen es, mit den Hunden zu jagen und mit den Hasen zu laufen. Sie erreichen die schönsten Erfolge dadurch, daß sie ein Pferd vor den Wagen, eins dahinter spannen. Natürlich kommt der Wagen auf die Weise überhaupt nicht voran, aber das ist gerade, was sie wünschen. Zeit gewinnen! Dann kann man sich immer noch entscheiden, nach welcher Richtung man am besten den Wagen ziehen läßt. In London liebt man es, die Gegner durch Verhandlungen hinzuhalten, bis man irgendeinen Nebenbuhler, ebenfalls durch unverbindliche Verhandlungen, halbwegs gewonnen hat, um dann die beiden gegeneinander auszuspielen. Auch scheut sich ein britischer Staatsmann nicht im geringsten, zu erklären, wie das einst Salisbury, der noch ein strenger, aufrechter Mann war gegenüber dem jetzigen windschiefen Geschlecht, es einmal in Absicht auf die Türkei erklärt hat: Wir haben auf das falsche Pferd gewettet. Er scheut sich nicht im geringsten, eine Schwenkung zu machen oder gar mit fliegenden Fahnen ins andere Lager überzugehen. Meisterhaft aber ist seine Technik, wie er dann den Eindruck erweckt, als wenn er stets in jenem Lager gewesen sei. So hat Großbritannien den Krieg zwischen Japan und China 1894 geschürt, brachte es aber trotzdem fertig, noch vor dem Friedensschlusse, der im Mai 1895 zu Tschifu getätigt wurde, als die besten Freunde des Mikados dazustehen. Noch

meisterhafter war das Spiel der Briten zehn Jahre später. Wiederum stellten sie einen Feind gegen das übermütig werdende Japan auf die Beine, hetzten Zaren und Mikado gegeneinander. Und wiederum ist es ihnen gelungen, einige Zeit danach mit beiden sich aufs beste zu stehen und Schulter an Schulter mit ihnen in den Weltkrieg zu ziehen. War es denn mit ihrem Verhältnisse zu den Vereinigten Staaten anders? Jeden erdenklichen Stein rollten sie während des Bürgerkrieges in den 1860er Jahren den Nordstaaten der Union in den Weg, als diese gegen die Confederates, die Südstaaten, einen Kampf auf Leben und Tod führten; sie rüsteten einen Piratenkreuzer, die „Alabama", aus, die mehrere Dutzend von Unionsfahrzeugen aufbrachte; nachdem aber die um Lincoln glänzend gesiegt hatten, sprang London sofort um, redete von der Gemeinsamkeit des Blutes und der Kultur, von der brüderlichen Verbindung aller Angelsachsen, und die Yankees krochen auf den Leim. Im Jahre 1898, als Mac Kinley den Spaniern Kuba entriß, da suchte im Geheimen Pauncefote, der ausgerechnet britischer Botschafter in Washington war, eine Trutzliga der europäischen Großmächte gegen Onkel Sam in die Wege zu leiten. Das wurde bekannt; wie aber war die Lage 1899? In Samoa kämpften Engländer und Yankees als Bundesgenossen gegen die Deutschen. Genau die ähnliche Haltung und Schwenkung wird man in der allernächsten Zeit wiederum bei John Bull erleben. Freilich haben wir ja beinahe schon aufgehört, uns über die verschiedenen Umfälle Lloyd Georges zu wundern, nur müssen wir in Betracht ziehen, daß der Umfall auch mal nach einer anderen Seite hin erfolgen kann, als nach der französischen. Es ist genau so gut denkbar, daß England einmal zu Berlin hinüberschwenke. Irgendwann, vielleicht schon bald, werden die Franzosen einmal die Betrogenen sein.

Man vergegenwärtigt sich bei uns zu wenig die Methoden, mit denen die englische Staatskunst arbeitet. Wir haben uns ja wohl allmählich daran gewöhnt, nicht alles zu glauben, was in den Zeitungen steht. Wir dürfen auch nicht alles für ein Evangelium halten, was Arbeiterführer in Versammlungen hinausrufen. Ebensowenig endlich braucht man auf das zu schwören, was führende Staatsmänner auf Kongressen dem lauschenden Europa vorreden. Einem knurrigen Mops wirft man zwei Brocken hin, und so beschwichtigen jene Staatsmänner die öffentliche Meinung mit einigen Honigkuchen, oder je nachdem reizen sie die blutdürstige Bestie, die in den Völkern schlummert, mit scharfen, paprikagewürzten Bissen. Alles das, was auf den Schein, was auf den Konsum der Massen, was auf die Öffentlichkeit berechnet wird, das sind nur Schaubrote. Die eigentliche Mahlzeit wird hinter verschlossenen Türen im engeren, intimen Kreise eingenommen. Politik wird nicht in der Öffentlichkeit, sondern, besonders bei den Engländern, in Klubs und in den Landhäusern einiger reicher Leute gemacht. Vier oder fünf Auguren kom-

men etwa bei Sir Philip Sassoon zusammen und beschließen dort, was ihnen gutdünkt. Kein Mensch kann das kontrollieren. Einiges sickert wohl durch, allein ob gerade das wichtigste? Das ist die Frage. Gerade in England wird diese obligatorische Art des Regierens ungemein durch den Zusammenhalt erleichtert, den die führenden Kreise auf Schule und Universität miteinander gewonnen haben. In Deutschland hat man ja wohl ähnliche Einrichtungen, die aber nicht entfernt so wirksam sind. Auch bei uns übten Hochschulfreundschaften bedeutenden Einfluß auf das künftige Beamtenleben aus. Die Regierungspräsidenten und die Oberpräsidenten gehörten so ziemlich ausschließlich irgendeinem Korps an. In England ist aber der Zusammenhalt viel inniger und beginnt viel früher. Jede Familie, die etwas bedeuten will, schickt ihren Sohn auf das Gymnasium nach Eton. Dort spielt und boxt man miteinander und lernt sich kennen. Lord Rosebery äußerte einmal: ich habe immer gefunden, daß die Leute im späteren Leben nie anders werden, als sie sich schon in Eton offenbart haben. Das bedeutet, daß man dort schon den Grund einer tiefen Menschenkenntnis legt. Hierauf hat die studierende Jugend nur die Wahl zwischen Oxford und Cambridge, während bei uns 26 Hochschulen in Nord und Süd, in West und Ost sich die Söhne des Landadels und der wohlhabenden Bürgerschaft streitig machen. Und auch in Oxford und Cambridge sind es ganz bestimmte Colleges, sind es prädestinierte Kreise und Lebensformen, denen die Söhne der Peerage und der Landed Gentry zugeführt werden. Da ist gar kein Entrinnen, die Überlieferung ist zu stark. Erst nach der Universitätszeit setzt eine gewisse Trennung ein. Der eine Anwärter auf künftige Botschafter- und Ministerposten geht zur Jagd nach Uganda, der andere in die Rocky Mountains, ein dritter besucht Australien oder Siam, ein vierter wird Beamter in Indien oder Südafrika, während ein großer Teil auf die väterlichen Güter geht und noch andere sich als Rechtsanwälte auftun oder sich sofort in die Politik stürzen. Die gemeinsame Untermalung leuchtet aber durch alle Farben durch, die in der ganzen späteren Zeit einem Lebensschicksal aufgetragen werden: die Zeit von Eton und Oxford. Die einzelnen Mitglieder der führenden englischen Gesellschaft kennen sich demgemäß meist persönlich, zumal durch Hochschulfeste ein Zusammenhang zwischen Jugend und Alter hergestellt wird. Infolgedessen weiß man ziemlich genau, wie man seine Bekannten, die für diesen oder jenen Posten in Betracht kommen, einzuschätzen habe, wie weit man sich auf sie verlassen, welche Geheimnisse man ihnen anvertrauen dürfe. Eine besonders wichtige Abart dieses Vertrauensverhältnisses, das in sämtlichen anderen Ländern Europas wie Amerikas gänzlich fehlt, ist die Lehrzeit, die ein junger Politiker als Privatsekretär abdient. Man wählt nämlich für diesen überaus belangreichen Posten keine Dame, sondern einen Gentleman. Alle Briefe, alle geheimen Unterhandlungen

gehen durch einen solchen Privatsekretär, der aus gutem Hause stammt und auf dessen Stillschweigen unbedingter Verlaß ist. Das hat den Vorteil für den Minister oder Gesandten, daß er unbesorgt schalten und walten kann, daß er kein Mißtrauen zu hegen braucht, und den Vorteil für den jungen Privatsekretär, daß er hier an der Quelle der Ereignisse sitzt und von Angesicht zu Angesicht die ausschlaggebenden Männer seines Landes kennen lernt. Man wird zugeben, daß nicht leicht eine bessere Methode ersonnen werden kann, um in die hohe Politik einzuführen. Ein ähnliches Vertrauensverhältnis herrscht in den vornehmen Klubs, wo zugleich zu vielen Verschwägerungen der führenden Sippen der erste Grund gelegt wird. Eine dritte Gewohnheit, die zwar in anderen Ländern nicht ganz fehlt, aber nicht entfernt zu solcher Ausdehnung und Wirksamkeit ausgebaut worden ist wie in England, ist das Zusammentreffen in den Landhäusern. Man kommt dorthin, äußerlich zwar, um an einer Jagd oder an sonst einem Fest teilzunehmen, man benützt das aber in den meisten Fällen auch, um über Politik zu sprechen. Die Gastfreundschaft in diesen Häusern hat keine Schranken, und der Aufenthalt dort erstreckt sich oft auf mehrere Wochen. Alles das ist für eine innige Fühlungnahme außerordentlich wertvoll. Eine Folge hiervon ist, daß man in England eigentlich gar keine politischen Leitfäden, keine gedruckten Bücher braucht, die das Eigentümliche an sich haben, daß sie zwar über Gegenwart und Zukunft der Heimat den Landsmann, allein auch den Fremden, den Gegner aufklären. Es ist wirklich bezeichnend: eine Sintflut von politischen Schriften, Forderungen, Weltanschauungen, Anregungen und Vorschlägen erscheint Jahr für Jahr in Deutschland, so daß es den Anschein hat, als seien wir das politischste Volk der Erde. Die Sache liegt so, daß wir zwar die redseligsten Theoretiker, aber die schlechtesten Praktiker sind. Der Engländer, der seinem Vaterlande dienen will, braucht keine gedruckten Anweisungen dazu. Gewiß, es gibt vereinzelte Bücher dazu, wie Sir Charles Dilkes Greater Britain und Seeleys Expansion of England, ferner die ganz ausgezeichnete „Oceana" von Froude, die man unserer Politik von Treitschke an die Seite stellen mag; allein diese Erscheinungen sind doch in England vereinzelt und bilden nur einen kleinen Bruchteil von der riesenhaften politischen Bücherei, die bei uns jedes Jahr auf den Markt geworfen wird. Der angehende britische Staatsmann unterrichtet sich mündlich. Er lernt von erfahrenen Freunden, von älteren Staatsmännern. Allen gemeinsam ist der Wunsch, die Macht Englands zu steigern. Auch über die Methoden ist man sich im allgemeinen seit Geschlechtern einig; sie sind derart allen, die es angeht, in Fleisch und Blut übergegangen, daß es nicht einmal mehr einer mündlichen Auseinandersetzung darüber bedarf. Der Kampf dreht sich eigentlich kaum noch um Grundsätze, sondern nur um die Mittel, die man von Fall zu Fall zu ergreifen habe,

um das allen vorschwebende Ziel: die Blüte und die Vormacht Englands, zu gewährleisten. Natürlich fehlt es durchaus nicht an Strömungen und Gegenströmungen. Auch arbeitet der eine Klub gegen den anderen Klub; Liberale streiten gegen die Konservativen. In der äußeren Politik aber weichen die Methoden kaum voneinander ab, und die übrige Welt erfährt erst spät oder gar nicht, was in den geheimen Konventikeln Albions verabredet worden ist. Erst nach und nach merkt sie an dem Geschmack der Getränke, die man ihr zu schlürfen gibt, was die britischen Klubs zusammengebraut haben. Es ist denkbar, daß die Freunde Poincarés in nächster Zeit diesen Geschmack als bitter empfinden werden.

Später werden vielleicht die Langrohre und die Bombenwerfer sprechen; vorläufig wird die Lage noch durch die Diplomatie beherrscht. Es kommt alles darauf an, wer in der Kunst der Verhandlungen sich überlegen erweise, Lloyd George oder die um Barthou und Poincaré. Man muß hier zweierlei unterscheiden: die Wucht, den Gedankenreichtum und die List der einzelnen Männer, die sich bemühen, dem Gegner das Fell über die Ohren zu ziehen, und die Gesamtmethode des politischen Vorgehens, wie sie durch eine bestimmte Überlieferung erwachsen ist. Diese Überlieferung ist in beiden Fällen, im englischen wie im französischen, schon über hundert Jahre alt, geht in vornapoleonische Zeiten zurück. Sie hat sich aber in den beiden Lagern ungleich entwickelt. Sie ist unverhältnismäßig einheitlicher im englischen Lager. Immerhin waren den Briten sowohl der erste als auch der dritte Napoleon gewachsen, und beide benutzten ähnliche Mittel, begingen ähnliche Ränke und Treulosigkeiten wie ihre Nebenbuhler vom Inselreiche. Im allgemeinen aber könnte man sagen, daß die Franzosen doch seit Bonaparte, ja seit Ludwig XIV. schroffer, unverhüllter, rücksichtsloser zu Werke gehen als die Briten. Die Germanen haben sich da viel schmiegsamer, umgänglicher, einfühlsamer und zu Kompromissen geneigter gezeigt als die Romanen, deren Lebenskunst und kulante Manieren man sonst doch sehr rühmt. Man muß da wieder an das erste Auftreten der Normannen denken. Das waren durchaus nicht nur wilde, barbarische Wikinger, sondern waren Männer der Verstellung und des Wortes mächtig, Männer, die ebenso gern durch trügerische Vorspiegelungen ihre Feinde schlugen und erschlugen, als durch das Schwert. In einer anderen Eigenschaft sind dagegen die Franzosen besser daran, sie sind erfinderischer. Besonders Napoleon und Talleyrand und früher Mazarin und Richelieu waren unerschöpflich im Ausdenken immer neuer Auswege aus mißlichen Lagen, immer neuer Mittel, um die Feinde zu trennen und zu schwächen, um die Freunde zu stützen. Der Engländer ist, und nicht mit Unrecht, als Schablonenmensch bekannt. Er nimmt seine Mahlzeiten nach der Uhr und hat seine besonderen Gesetze darüber, wie er sich zum Essen anzieht. Seine Sonntagsheiligung ebenso wie sein Sonntagsspazier-

gang oder die Weekendsreise und überhaupt seine ganze Lebensgebarung hat etwas Abgezirkeltes, Pedantisches. Er ist namentlich in gesellschaftlichen Dingen grundstürzenden Neuerungen abgeneigt. Dem entsprechend ist auch seine Gepflogenheit in diplomatischen Angelegenheiten Geschlechter hindurch die gleiche geblieben. Es hat sich da eine bestimmte Übung entwickelt, von der man nicht recht sagen kann, wer sie aufgebracht hat. Vor allem ist das Bewußtsein lebendig, als Seemacht gegenüber Landmächten, gegenüber Festlandeuropa zu wirken mit allen Vorteilen, mit aller Beflügelung, die eine Seestellung verleiht. Das Inselreich ist nicht wie ein Landreich durch bestimmte, ewig feststehende Nachbarn begrenzt. Es ist für jede Küste benachbart, die es mit seinen Schiffen bequem erreichen kann. So ist Britannia ebensosehr die Nachbarin von Spanien und Norwegen, ja von Finnland und Amerika als von Frankreich und Belgien. Aus dieser rein geographischen Vielseitigkeit erklärt sich ohne weiters die vielfältige, schwankende und nur zu häufig treulose Politik der Engländer. Es mußte freilich nicht so sein. Denn bei dem genauen Gegenstück Großbritanniens, bei Japan, stimmt die Sache nicht. Man kann bisher den Beratern des Mikado keine Treulosigkeit nachweisen. Höchstens könnte man das eine anführen, daß die geographischen Bündnismöglichkeiten für Japan im fernen Osten viel geringer sind als im Abendland. Für die Briten ergab sich aus der Vielfältigkeit ihrer Beziehungen die durch den Erfolg geheiligte Sitte, fortwährend ihre Freunde zu wechseln, und vor allen Dingen der Wunsch, die einzelnen Mächte Festlandeuropas gegeneinander auszuspielen.

Dies der Hauptzug in der auswärtigen Staatskunst des Londoner Kabinetts. Nun zur Technik, zur eigentlichen Methode des Betriebs! Sie besteht in der Beeinflussung durch Geld, durch große und regelmäßige Subsidien, ferner durch die Presse und Propaganda, drittens in der Absendung von Noten, die meist gebieterisch und drohend gehalten sind, endlich in der geheimen Unterwühlung der Gegner. Gerade in diesem letzten Punkte haben die Briten Erstaunliches geleistet und haben freilich dabei ihre volle Hemmungslosigkeit bewiesen. Die Briten sind die Meister der Geheimarbeit und der Spionage. Die Befähigung dazu leiten sie zunächst aus der vollkommenen Selbstbeherrschung ab, die sie von Jugend aus üben. Daher ist ja auch Poker eines der beliebtesten Spiele in der angelsächsischen Welt. Es kommt darauf an, durch kein Zucken des Gesichtes seine Gefühle zu verraten. Sodann beherrscht der Brite die Formen des Verkehrs. Er hat drittens große Geldmittel zur Verfügung. Das Foreign Office hat in Vorkriegszeiten wohl das Dreißigfache für Geheimdienst ausgegeben von dem, was etwa das Auswärtige Amt für ausreichend erachtete. Abgesehen hiervon bestand jedoch ein fundamentaler Unterschied zwischen der deutschen und der britischen Methode. Unsere Staatskunst beschränkte sich ganz wesentlich auf Nachrichtendienst. Die Engländer dagegen sahen und sehen in ihm nur eine elementare

Vorbedingung für viel wichtigere Handlungen. Sie stiften Verschwörungen und Aufstände an, sie verteilen Waffen an weiße und farbige Völker, sie stiften — das ist der schwärzeste Abschnitt aus ihrer diplomatischen Geschichte — zum Morde von Fürsten und Ministern an. Wie die Briten arbeiten, das konnte man besonders im Weltkrieg sehen. Hunderte von Millionen wurden vom Geheimdienst ausgegeben, aber nicht weggeworfen. Im Jahre 1916, als sich die britischen Politiker aufs äußerste anstrengten, um die Vereinigten Staaten in den Krieg zu zerren, da war ein Agent des Foreign Office mit verschiedenen Aufträgen in der Union tätig. Sein Bericht ist durch einen Zufall in deutsch-amerikanische Hände gekommen und, wie oben erwähnt, in einer reichsdeutschen Zeitschrift („Deutschlands Erneuerung") veröffentlicht worden. Was besagt der Bericht? Er schildert die Schwierigkeit, die dem geschilderten Vorhaben entgegenstehen. Er meint, daß die Yankees, von den anderen Volksheiten ganz zu schweigen, durchaus noch nicht gewillt seien, an dem Kriege teilzunehmen. Ja, es bestehe sogar die Gefahr, daß die Vereinigten Staaten auf die Seite der Mittelmächte träten. In diesem Falle würde er, der Agent, empfehlen, einen Bürgerkrieg in der Union zu entfachen. Alles das von einem Sprach- und Volksgenossen der Yankees, von einem Manne, dessen Nation stets die innigste Freundschaft für Nordamerika auf den Lippen trug. Und alles das mit ganz kühlen, geschäftlichen, sachlichen Worten, als ob die Entfesselung eines Bürgerkrieges nicht mehr bedeute, als wenn jemand einen Aperitif verordne. Ein zweites Beispiel von weltgeschichtlicher Bedeutung war die Vorbereitung und Inszenierung der russischen Revolution durch Buchanan, den englischen Gesandten in Petersburg. Für unsere Betrachtung der Methoden ist aber das erste Beispiel viel bemerkenswerter. Das Vorgehen Buchanans folgt lediglich den Linien der Festlandzermürbung, die England seit mehr als zwei Jahrhunderten zu seinem Kanon gemacht hat. Die beabsichtigte Selbstzerfleischung der Vereinigten Staaten ist dagegen eine Anwendung des Grundsatzes, der sich in Europa als nützlich bewährte, auf die ganze Weltpolitik. Zunächst in Amerika. Ebensogut kann aber, und zwar schon in nächster Zeit, auch einmal Ostasien die Zielscheibe derartiger Bestrebungen werden. Auch dort läßt sich mit dem uralten Grundsatze „Teile und herrsche!" ausgezeichnet Politik machen. Nichts leichter, als Japaner und Chinesen gegeneinander zu hetzen, wie England das schon 1894 getan hat. Denn der erste Mandschurische Krieg wurde von England angestiftet. Der Erfolg blieb freilich damals aus. Die Briten nämlich, die wie eine Spinne das allerfeinste Gefühl für Wetterumschläge oder für Feinde haben, die auch nur von fern, an den Rändern ihr Netz bedrohen, hatten schon damals, als die übrige Welt in Japan nur ein Puppenkönigreich sah, die wachsende Gefährlichkeit der Japaner, die zwei Jahre zuvor eine Vergrößerung der Flotte beschlossen hatten, erkannt. Demgemäß trachteten sie danach, den neuen, poten-

tiellen Nebenbuhler zu dämpfen. Jedermann hielt damals China für weit stärker. Die Sache schlug aber umgekehrt aus: die Japaner siegten und erstarkten noch mehr. Nun sehe einer die Geriebenheit der Engländer! Kaum war die Überlegenheit Dai Nippons entschieden, da warf sich England sofort von der chinesischen auf die japanische Seite um, und als die drei Mächte die berühmte Dazwischenkunft von Shimonoseki unternahmen, da konnte John Bull bereits als einziger und bester Freund des Mikado paradieren. Auf dieser Bahn schritt er dann weiter. Er knüpfte im Januar 1902 ein Bündnis mit dem Reiche der aufgehenden Sonne. Wozu? Um das Reich zu verderben. Wer von den Engländern ißt, stirbt daran. Die Briten stürzten das Inselreich des fernen Ostens in einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Zaren. Kein Mensch zweifelte daran, daß der Bär über den Leoparden oder, wie die Russen verächtlich sagten, den Halbaffen siegen würde. Allein wiederum kam es ganz anders. Die Entscheidung fiel abermals gegen den, der in den Augen der Welt als der stärkste galt, fiel für David gegen Goliath. Allerdings sind die Japaner nicht ganz ungeschwächt aus dem Kriege hervorgegangen. Er hat ihnen einige Milliarden gekostet, und sie haben keinen Yen von ihren russischen Gegnern erhalten können — eine Enttäuschung, die ihnen ebenfalls von ihren angelsächsischen Freunden eingebrockt wurde. Seitdem hat London eingesehen, daß die Japaner nicht so leicht umzubringen sind. Sie würden auch längst auf andere Mittel gesonnen haben, um sich dieser lästigen Gegner zu entledigen, wenn nicht ein anderer Gegner noch gefährlicher dünkte, Onkel Sam. Dazu ist als vierter, in der Zukunft nicht nur zu fürchtender, sondern schon in der Gegenwart leibhaftiger Feind, der Franzose, gestoßen. Demgemäß sieht sich Weltbritannien zum mindesten drei feindlichen Weltmächten gegenüber, von der Welt des Islams ganz zu schweigen. Man sollte denken, daß es unter solchen Umständen den Briten etwas trübe zu Mute sein müßte, zumal sie durch Unruhen im Innern, durch irische Wirren und Massenausstände der Arbeiter bedroht sind. Viele Propheten sprechen denn auch wieder einmal von dem Niedergange und von dem bald zu erwartenden Zerfalle Englands. Der wird jedoch noch geraume Zeit auf sich warten lassen. Weit entfernt, durch die große Zahl von Gegnern entmutigt zu werden, hat im Gegenteil John Bull auf sie gerade seine Hoffnung gesetzt. Viele Gegner, das heißt für die britische Staatskunst die Möglichkeit, viele Gewinne einzuheimsen. Je mehr Gegner auf dem Plan, um so höher die Ziffer, die sich aus der politischen Variations- und Permutationsrechnung ergibt. Je höher die Zahl, um so wohler fühlt man sich in London. Weiß man doch aus Erfahrung, wie leicht es ist, Keile zwischen noch so befreundete Mächte zu treiben, zumal in der Gegenwart mit ihren entlegenen, überaus zerstreuten und überall verstrickten Interessen. Auch sind die berührten Wirren und Ausstände nicht allzu tragisch aufzufassen. Gerade auch zur Zeit, als England mit Bona-

parte in lebensgefährlichen Kampf geriet, bewirkte die Blockade, die Napoleon verhängte, Teuerung und Hungersnot in England und verursachte dadurch Unruhen des niederen Volkes. Wenn es nötig wäre, könnten wir ferner Beispiele aus der römischen Geschichte heranziehen; denn auch da, namentlich in der Zeit Sullas und Cäsars, haben die gewaltigsten inneren Erschütterungen den beständigen Fortgang auswärtiger Eroberungen, haben den Krieg gegen Mithridat und die Unterwerfung Galliens durchaus nicht zu hindern vermocht.

Natürlich, unfehlbar sind auch die Engländer nicht! In der Politik ist es ja nur zu oft wie im Skat oder im Schach: Man siegt nicht nur durch eigene Schlauheit, sondern häufig durch die Dummheit und die Irrtümer der Feinde. Wenn die Mächte Festlandeuropas nicht so überaus leicht und schnell auf den Leim kröchen, den ihnen London hinschmiert, wenn sie nicht immer wieder in den eigentlich recht plumpen Fallen sich verfingen, die ihnen John Bull stellt, wenn sie nicht immer wieder den Einflüsterungen der Briten Gehör liehen, nicht immer wieder auf britische Anstiftung hin Revolutionen machten und sich selbst im Parteikampfe zerfleischten, mit einem Wort, wenn sie nicht so unheilbar dumm wären, dann würde die im Grunde recht armselige Monotonie der britischen Methoden nicht gewirkt haben, dann würden die Engländer entfernt nicht so weit gelangt sein. Auch hat, trotz ihrer Erfahrung, selbst die englische Staatskunst Fehler genug gemacht, und was für Fehler! Als bleibendes, ragendes Merkmal verhängnisvoller Irrtümer dauert doch noch heute die Nordamerikanische Union, die einst eine britische Kolonie war.

Das Spiel ist augenblicklich für die Engländer keineswegs ungünstig. Sie sind nur anscheinend in die Enge getrieben, aber der Schein trügt. Sie haben doch eine ganze Anzahl von wertvollen Trümpfen in der Hand. Sie können sich auf Spanien, Italien und Griechenland, also auf ganz Südeuropa, können sich auf Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden, also ganz Nordeuropa, können sich auf Deutschland und können sich endlich, nachdem der Draht zwischen Paris und Moskau gerissen ist, auch auf Rußland stützen. Ein Zeichen des beginnenden Umschwungs ist darin zu erblicken, daß bereits die Rand- und Balkanstaaten schwanken. Das wäre also ganz Festlandeuropa gegen Paris.

---

11. Napoleonische Weltpolitik.

Schon vielfach ist aufgefallen, daß sich das heutige Dichten und Trachten unserer westvogesischen Nachbarn wieder ganz in den Bahnen bewegt, die einst der übermütige Korse eingeschlagen. So jetzt die Verabredung mit Angora, die Verbrüderung mit der Welt des Islams. Sie ist von der allergrößten Bedeutung. Frankreich will allen Neben-

buhlern, insonderheit den Angelsachsen, aber auch den Italienern und nicht zuletzt den Deutschen, die gerade auf russischem Boden sich erholen könnten, den Wind aus den Segeln nehmen. Es will auch Rußland seine wirtschaftlichen und seine militärischen Kräfte monopolisieren. Das ist allerdings einstweilen mißlungen.

Es ist noch gar nicht solange her, daß man Verhandlungen, die länger als ein Jahrhundert zurückliegen, nämlich zwischen Bonaparte und Zar Paul, wieder ausgegraben hat, Verhandlungen, die heute wieder unseren lebhaften Anteil erregen können. Es wurde ausgemacht, daß ein französisches Heer von 35 000 Mann quer durch Rußland nach Asterabad, nordöstlich vom Kaspisee, marschieren, sich dort mit einem gleichstarken russischen Heere vereinigen und dann gemeinsam über Herat und Kandahar, durch das südliche Afghanistan nach der Mündung des Indus ziehen solle. Gleichzeitig sollte eine selbständige russische Armee von Orenburg ausgehen und über Khiva, Buchara und Nordafghanistan den oberen Indus erreichen. Es blieb nicht nur bei dem Entwurfe. Ungestüm und ungeduldig wie Paul I. war, wartete er gar nicht erst die Ankunft des französischen Kontingentes ab, sondern befahl sofort dem obersten Ataman der Donkosaken, Orloff Denissoff, ein Hauptquartier in Orenburg zu errichten, um von da seine Truppen nach Indien zu werfen. Der Ataman überschritt die Wolga im März 1801 und wandte sich nach Orenburg. Die Ermordung des Zaren setzte diesen Vorbereitungen ein Ziel. Der Argwohn, der sich unter den Fachmännern immer mehr befestigt, daß jener Mord durch die Engländer angestiftet wurde, erhält durch diese Bedrohung Indiens ein überraschendes Licht.

Napoleon hat den Plan, Indien zu erobern, dreimal gefaßt. Oder ein viertes Mal, wobei die Inseln Bourbon und Mauritius als Flottenstützpunkt dienen sollten. Im Jahre 1807 schickte er den General Gardanne nach Teheran — die Order dazu ging von dem Schlosse des Grafen Dohna aus, wo der Korse zur Zeit von Tilsit sich aufhielt — und den Maltheserritter Louis de Lascaris-Vintimille nach Syrien. Der Ritter sollte dort arabisch lernen, mit den Beduinen in Verkehr treten, ihre Stämme erforschen, Verbindungen mit ihnen bis nach Mesopotamien und zum persischen Golfe anknüpfen und sie zu einer gewaltigen unabhängigen Konföderation organisieren, die sich völlig von der Hohen Pforte loslöste. All das zur Vorbereitung eines Zuges durch Belutschistan nach Indien. Laskaris gewann das Vertrauen von Ibn Chalan, den man den Vertilger der Türken hieß, weil er einst den Pascha von Bagdad geschlagen hatte. Er stellte dem mächtigen Beduinenhäuptling eine ehrenvolle Allianz mit dem Großen Kaiser des Okzidentes in Aussicht. Jene Konföderation war schon auf dem Wege, da mischte sich Lady Esther Stanhope ein. Man erzählte sich in den Basaren, daß eine englische Prinzessin, die Tochter des Königs selbst, mit einem

zahlreichen Gefolge, unermeßliche Reichtümer ausstreuend und prunkvolle Feste feiernd, Syrien durchziehe. Der Pascha von Damaskus „vervielfältigte sich" in Bemühungen um sie, halb als ihr Beschützer, halb als ihr Diener. Sie hätte bereits einen Beduinenstamm, die Hanezes, von ihrem jüngsten Bündnis mit den Schammar wieder abtrünnig gemacht und hätte so die Kombination des Malteserritters und Ibn Chalans zerstört. Das Gerücht erwies sich als wahr oder beinahe wahr. Lady Esther war die Enkelin des berühmten Premierministers Lord Chatham und die Nichte eines anderen Premierministers, William Pitt, des Todfeindes von Napoleon. Ihre Klugheit war so anerkannt, daß der König einmal äußerte: Er wüßte noch einen besseren Minister als Pitt, nämlich seine Nichte! Und Pitt hörte das mit Wohlgefallen und Stolz. Die Lady wollte sich tatsächlich ein Reich im Orient gründen. In arabischer Tracht, mit einem Yatagan bewaffnet, mit Dolch und Pistolen, zog sie herum. In Tamor auf den Ruinen von Palmyra riefen 50 000 Beduinen sie als Prophetin und Königin aus, während junge Mädchen auf den noch stehenden Säulen des Sonnentempels ihr Lieder sangen und Blumen zuwarfen. Auch Laskaris gehorchte ihr, er, der Ritter, Mönch, der ebenfalls Araber geworden war. Die Lage verwickelte sich durch das Aufkommen der Wachabiten, die Ende 1812 schon auf 150 000 Krieger angewachsen waren. Während der Schlacht bei Leipzig sollen sich 230 000 Mann auf türkischer und arabischer Seite am Orontes geschlagen haben. Die weiteren Erlebnisse Ibn Chalans, der einen großen Sieg erfocht, der Wachabiten, die in das Nedschd zurückkehrten, und der Lady Stanhope (die auf dem Libanon 1839 in trauriger Vereinsamung starb) und von Laskaris, der mit dem mehrfach genannten Beduinenhäuptling bis an die Grenze von Belutschistan vorstieß, sind fesselnd genug, dürfen uns aber hier nicht weiter aufhalten. Laskaris kam 1814 nach Konstantinopel und verkündete dem französischen Gesandten, Andressy, daß alle Kombinationen vollständig gelangen. Während aber Napoleon in Asien Erfolg über Erfolg einheimste, hat er alles in Europa verloren. Immerhin sind die Erinnerungen an diesen Erfolg noch heute in Frankreich lebendig geblieben, und die Gegenwart möchte zur Vergangenheit zurückkehren und ihren Ruhm erneuern.

Wenn man erwägt, daß die Franzosen in Anatolien durch Vertrag besseren Fuß gefaßt haben, als wenn sie einen großen Krieg gewonnen hätten — genau wie zur Zeit von Laskaris —, wenn man ferner erwägt, daß sie im Libanon eine festere Stellung innehaben denn je, wenn man berücksichtigt, daß sie sich noch immer als Beschützer der römischen Katholiken im Orient aufspielen und gleichzeitig mit dem Islam Hand in Hand gehen, wenn man endlich berücksichtigt, daß ihre Macht keineswegs bloß auf religiösem Imperialismus beruht, sondern auch auf wirtschaftlichen Konzessionen, wie sie denn drauf und dran sind, ein Verkehrsmonopol für Eisen-

bahnen und Kraftwagen in Anatolien zu ergattern, so wird man niemals glauben, daß die französische Politik gewillt sei, in Asien vor den Engländern die Waffen zu strecken.

Der Korse war nicht der erste Mann, der Weltpolitik trieb, allein niemand vor ihm hat die Aufgabe in so umfassender Weise angegriffen. Er suchte im Westen bis zur Neuen Welt hin ein Imperium zu errichten, und er hegte die größten Entwürfe in Absicht auf den Orient, bis zum äußersten Osten der Alten Welt. Nachdem er Spanien besetzt, suchte er auch die spanischen Kolonien in Amerika für sich zu gewinnen. Das gelang ihm in Louisiana, dem ungeheueren Länderstrich, der sich zwischen der Mündung des Mississippi und Vancouver wie dem heutigen Britisch-Columbia hindehnt; dagegen ist sein Versuch in Argentinien gescheitert. Auch in Westindien, wo der große Negergeneral Toussaint auftauchte, ging es ihm nicht nach Wunsch. Weit bedeutender waren seine Erfolge im Orient. Er machte den Zug nach Ägypten und Syrien und dachte daran, Mohammedaner zu werden, um als moslimischer Kaiser, als neuer Kalife die Welt des Islams zu beherrschen. Er plante nicht weniger als dreimal die Eroberung Indiens. Er knüpfte Beziehungen zu Siam. Und eine Denkschrift, die auf eine französische Kolonisierung Formosas abzielte, wurde ihm vorgelegt. Endlich unternahm er den Zug nach Moskau. Die ganze bewohnte Erde ward von ihm aufgewühlt, dergestalt, daß er noch jetzt in Ostsibirien und in dem westafrikanischen Angola als Halbgott gefeiert wird. Die Franzosen von heute greifen auf seine Taten zurück und hoffen, sie zu erneuern. Auch ihnen ist es im Westen weniger geglückt. Zwar ist das Verhältnis zu Spanien und Italien nicht ganz so verzweifelt, wie es manchmal scheinen möchte Es gibt dort immer viele Unter- und Gegenströmungen. Giolitti soll franzosenfreundlich sein. Die Brücke nach Spanien, die sich in der zweiten Hälfte des Weltkrieges befestigte, ist niemals abgebrochen worden. Man erinnere sich daran, daß Bismarck 1870 eine entschiedene Wendung der Spanier, die doch von Napoleon III. bei der Neubesetzung ihres Thrones empfindlich vor den Kopf gestoßen waren, gegen Frankreich erwartete, daß aber eine solche Schwenkung nicht eintrat. Auch ist noch immer der Gedanke Hanotaux' lebendig, eine Gemeinschaft aller romanischen Nationen zu schaffen. Neben dem Panslavismus, dem Allangelsachsentum und dem Allasiatentum ein Panromanismus!

Ranke sagt: Für die späteren Geschlechter sind die Traditionen der Macht ein fast unwiderstehlicher Antrieb, mit den früheren Geschlechtern zu wetteifern. Das zeigt sich jetzt am Rheine. Die französische Politik will dort mit Richelieu, Ludwig XIV. und den beiden Napoleons wetteifern. Der Gewinn der Rheinlinie und die Zerstückelung Deutschlands ist ein Ziel, das in Frankreich immer volkstümlich war und das von sämtlichen Staatsformen, Regie-

rungen und Führern Frankreichs stets angestrebt wurde. Gab doch die Herrschaft über Deutschland den Franzosen die Hegemonie in ganz Europa. Wir stehen wieder vor einem Jena, zunächst einem politischen. Wie weit ist es noch bis nach Leipzig? Im September 1922 standen 96 000 Franzosen in den besetzten Gebieten, davon 20 000 farbige Truppen, Marokkaner, Algerier, Madegassen und Anamiten. Es waren ferner dort 13 500 Belgier, 11 000 Engländer und immer noch einige Amerikaner, 1200 an Zahl. In Friedenszeiten erhoben sich die deutschen Garnisonen in den jetzt besetzten Gebieten auf nur 70 000 Mann. Die Heere der feindlichen Besatzungen haben insgesamt 221 Orte bei uns belegt, und haben in zusammenhängenden Wohnungen 38 465 Zimmer und außerdem noch 12 487 Einzelzimmer in Anspruch genommen. Schon jetzt zeichnet sich eine andere Wiederholung der Vergangenheit ab. Die Begleiterscheinung französischer Übermacht war stets, daß England in die Schranken trat. Es übernahm gegen Ludwig XIV. und gegen Bonaparte die Führung einer europäischen Koalition. Die gleiche Rückwirkung gegen seine Hegemoniebestrebungen beginnt Frankreich jetzt schon zu erleben*).

Am deutlichsten treten aber die Erfolge des Pariser Kabinetts in dem weiten Osten, von Marokko und der polnischen Grenze bis nach Japan, in die Erscheinung. Den Komplex von Fragen, die hier sich entfalten, wird man am bequemsten in vier Gruppen einteilen: eine osteuropäische, eine ostasiatische, eine islamische und eine australasiatische.

Seit bald zwei Jahren besteht die Kleine Entente. Sie setzte sich ursprünglich aus Tschechoslowakei, Rumänien und Südslawien zusammen. Dazu ist Polen und mittelbar, durch den Vertrag von Lana, Österreich getreten. Nicht minder sind Bestrebungen im Gange, um Griechenland für die Kleine Entente zu gewinnen, nur weiß man nicht recht, ob man den Streich mit König Konstantin oder mit Venizelos führen soll. Damit hängt das Bündnis zusammen, das zwischen Athen und Bukarest in die Wege geleitet wurde. Hieß es doch bereits: man kann zweifeln, wo der Engländer mehr gehaßt wird, in Angora oder in Athen. Ja, man ging sogar schon einen Schritt weiter und stellte auch den Ungarn, wenn sie recht brav seien und die Frage der ungarischen Thronbesteigung entsprechend, d. h. französischen Wünschen gemäß, lösen wollten, den Eintritt in die Entente in Aussicht. Die Möglichkeit war vorhanden, auch Bulgarien herüberzuziehen, doch steht bis heute Bulgarien abseits.

Die Böhmen haben seit ihrer Ausdehnung nach Preßburg und nach Mähren ihre Kraft mehr nach innen gewandt; höchstens, daß sie einmal gegen die Ungarn mobilisierten, als Kaiser Karl dort

*) Hermann Oncken, Die historische Rheinpolitik der Franzosen, 1922. Gotha.

die Zügel an sich reißen wollte. Sonst haben sie sich hauptsächlich auf die Unterdrückung, die kulturelle und wirtschaftliche Schwächung der Deutschen verlegt. Das hindert jedoch nicht, daß Böhmen vielleicht der kräftigste und leistungsfähigste Staat in ganz Osteuropa sei. Jedenfalls erfreuen sie sich eines Staatsmannes, der sicherlich im Osten, außerhalb von Moskau, der bedeutendste ist. Das ist der Ministerpräsident Benesch. Seine Tätigkeit ging und geht weit über den Rahmen eines Klein- oder Mittelstaates hinaus. So hat er einmal, um die Wende von 1921/22, einen Bruch zwischen Frankreich und England verhütet. Er hat ferner den Vertrag von Lana mit Österreich abgeschlossen, durch den Wien nicht nur an Prag gekettet wurde, sondern auch die Deutschböhmen der Tschechisierung preisgab. Schon Ende 1918 ward ausgemacht, daß das böhmische Heer bis 1929 bedingungslos französischer Leitung unterstellt werden sollte. Enger wahrhaftig kann das Verhältnis zu Paris nicht werden! Ebenso kam im Frühsommer 1922 eine Militärkonvention mit Rumänien zustande.

Französische Militärmissionen bestehen in allen Hauptstädten der Kleinen Entente. In Warschau sind 3000 solcher Militärs, davon 1000 Offiziere. Starke Missionen sind in Bukarest, etwa 1600 Köpfe insgesamt, und in Prag. Das hindert aber die Kleine Entente nicht, gelegentlich zum mindesten mittelbar wider Frankreich anzugehen. So beschlossen September 1922 Tschechen und Südslawen, gemeinsame Beobachtungskorps bei Usküb aufzustellen gegen etwaige Eroberungsabsichten der durch Kemals Erfolge kühn gewordenen Türken!

Als die Bolschewiki ihre Reiterscharen unter Budjeni bis vor die Tore Warschaus heransprengen ließen, im August 1920, da haben französische Offiziere, vor allem General Weygand, die polnische Armee beraten. Freilich haben gerade diese Offiziere im entscheidenden Augenblick das bedrohte Warschau im Stiche gelassen. Auch muß man anerkennen, daß der polnische Generalissimus selbst, der Marschall Pilsudsky, vieles zur Errettung der Hauptstadt getan hat. Wenn im übrigen trotz der französischen Hilfe die polnische Wirtschaft vor die Hunde ging, wenn die polnische Mark auf ein Dreißigstel der deutschen sank — sie hat sich jetzt wieder, allerdings ohne irgendeinen erkennbaren Grund, auf ein Sechstel erholt —, wenn die Fabriken stillstehen, wenn die Textilindustrie von Lodz so gut wie tot ist, wenn die Landwirtschaft ausgesogen wird und ihrem Zusammenbruch nahe ist, so sind die Franzosen nicht daran schuld, sondern der bolschewistische Einschlag, der sich in Polen breit macht. Wenn dagegen die Polen es möglich gemacht haben, andauernd 600 000 Mann unter Waffen zu halten, so war das lediglich durch die Hilfe französischer Banken möglich. Man muß sich jedenfalls davor hüten, wirtschaftliche Not und etwaige Mißerfolge der äußeren Politik oder militärischer Pläne in ursächlichen

Zusammenhang zu bringen. Weiß man doch aus der Geschichte, daß die französische Republik 1795 wirtschaftlich in der allerbedrängtesten Lage war, daß die Assignaten fast nichts mehr galten und dann doch unmittelbar danach der riesenhafte militärische Aufschwung, der sich sofort in einem ungeheuren Wachstume weltpolitischen Ansehens auswirkte. Nun hat die französische Staatskunst den Meisterstreich getan, die widerstrebenden Gruppen Osteuropas zusammenzuschweißen. Sie hat Fäden zwischen der Kleinen Entente und dem polnisch-ungarischen Konzerne gesponnen. Sie hat demgemäß die beste Aussicht, alle Länder von Danzig bis Athen, also von der Ostsee bis zur Ägäis, in eine einzige Interessengemeinschaft zu verweben. In den Zusammenhang dieser Bestrebungen paßt es sehr gut, daß das gehätschelte Lieblingskind, Polen, sich auch Wilnas, damit des wichtigsten Teiles von Litauen, bemächtigen durfte. Die Staatskunst leistete aber noch mehr. Sie brachte auch Warschau und Helsingfors zusammen. Sie erwirkte eine Verständigung zwischen Polen und Finnland.

Die Herrschaft des Sowjets über Rußland dauert fort. Allein die Art der Herrschaft ist ganz wesentlich umgewandelt worden. Die Lehren des strengen Marxismus, auf denen sich theoretisch der Bolschewismus aufbaute, sind gegenwärtig vollkommen aufgegeben. Der Umschwung begann im März 1921.

Vor allen Dingen hat man das Privateigentum wieder eingeführt. Man hat die Fabriken ihren Eigentümern zurückerstattet. Man hat Banken errichtet — und hat sogar den Goldrubel aus seiner Versenkung wieder hervorgeholt. Handel und Wandel unterliegen noch starken Beschränkungen, allein wie im März Veilchen nach dem Winter, so wagt sich schüchtern, aber zukunftsfroh, auch ein freier Handel doch allmählich wieder ans Tageslicht. Gleichzeitig ist man dazu übergegangen, genau wie in alter bourgeoiser, großkapitalistischer Zeit, gewaltige Konzessionen an Einheimische, und noch mehr an Ausländer, zu verleihen. Gewiß, die Leute, die am Ruder stehen, sind noch dieselben, die einst, Kerenski überwindend, dem Zarismus den Garaus gemacht und die Räterepublik gegründet haben. Das hindert jedoch nicht den völligen Wandel ihrer Gesinnungen. Das gleiche griff einst im französischen Schicksalsjahre 1795 Platz. Auch damals wurde durchaus nicht die Republik gestürzt, auch damals erhielt sich wenigstens ein Teil der Revolutionäre, die das Königshaus der Bourbonen gestürzt hatten, an der Macht. Auch damals war noch Handel und Wandel durch Zwangswirtschaft beschränkt. Trotzdem war die Morgenluft spürbar, war nicht zu verkennen, daß ein ganz neuer Zug in die französische Wirtschaft und Gesamtgebarung gekommen war. Nach dem Sturze von Robespierre und Marat brach eine gemäßigtere Richtung durch, die schließlich einen vollständigen Bruch mit dem Grundgedanken der

Revolution herbeiführte. Die Sinneswandlung des Sowjet hat denn auch schon bedeutende außenpolitische Folgen gezeitigt. Seit einem ganzen Jahre drängen sich die Regierungen und die Großindustriellen Mittel-, Süd- und Westeuropas dazu, gewinnbringende Verträge mit dem Sowjet abzuschließen. Selbst Skandinavien, das einen heftigen Haß gegen den Bolschewismus bekundet, das sich von dem Chauvinismus des Sowjet bedroht fühlt, ist nicht dahinten geblieben. Es hat sogar den Moskauern noch mehr neue Lokomotiven geliefert als Deutschland, das auf diesem Gebiete besonders rührig ist. Am längsten hat Paris gezögert. Es wollte aus den verschiedensten Gründen, wahrscheinlich auch, weil es die Zeit dazu noch nicht für gekommen erachtete, nicht einmal Verhandlungen mit Moskau pflegen. Ein anderer wichtiger Grund war der, daß die Moskauer sich weigerten, die Vorkriegsschulden anzuerkennen. Die Franzosen sind finanziell keineswegs auf Rosen gebettet, ihre Staatsschuld ist von 6½ Milliarden auf 35 Milliarden Dollar angeschwollen. Ihr Staatshaushalt zeigt 1922 einen Fehlbetrag von 4 Milliarden Franken. Nur zu begreiflich, daß sie unter solchen Umständen die Vorkriegsanleihen an das zaristische Rußland, die sich auf 18 Milliarden Franken belaufen, gern zurückhaben möchten. Solange die Weigerung des Sowjets aufrechterhalten wurde, war keine Hoffnung auf freundschaftliche Verständigung. Jetzt aber beugte der Sowjet seinen harten Sinn; er ließ mit immer wachsender Deutlichkeit verlauten, er sei nicht abgeneigt, sich schließlich doch zur Anerkennung jener Schulden zu verstehen und hat dann in Genua und im Haag die letzten Schritte getan. Damit ist ein Haupthindernis aus dem Wege geräumt. Vor kurzem war noch der Name der Franzosen in ganz Rußland aufs äußerste verhaßt. Bei den einen, den Chauvinisten, weil Frankreich es gewagt hatte, durch Unterstützung von Denikin und Wrangel, die zusammen eine runde Milliarde Franken von Paris bekommen haben, und durch Entsendung eigener Truppen den heiligen Boden Rußlands zu bedrohen, bei den anderen, den Anhängern der genannten Generale, weil sie sich von den Franzosen schnöde im Stich gelassen und der Willkür ihrer Feinde und äußerster wirtschaftlicher Not preisgegeben fühlten. Mit einem Schlage kann sich diese Gesinnung ändern. Nicht nur Lenin, der immer, und so namentlich in letzter Zeit, eine gemäßigte Richtung vertrat, sondern auch Trotzki, der Führer der Scharfmacher nach innen und nach außen, hat gelegentlich freundliche Worte für Frankreich gefunden. Nun ist noch Paris ebensowohl wie Moskau mit Angora befreundet, und les amis de nos amis sont nos amis.

Frankreich war drauf und dran, auch Rußland und dadurch ganz Osteuropa unter einen Hut zu bringen. Der Hut sollte unter dem Schatten der Trikolore stehen. Da haben jedoch im letzten Augenblick die Engländer oder richtiger die Juden eingegriffen. Sie wünschten kein zu mächtiges Anwachsen des französischen Chauvi-

nismus, denn dieser könnte, genau wie unter Bonaparte, Engländern und Juden gefährlich werden. Napoleon I. verdrängte nämlich den englischen Einfluß vom Festland, und er zeigte sich in der Handhabung der Börse den Juden gewachsen oder gar überlegen. So werden jetzt Poincaré und seine katholisch-royalistischen Freunde preisgegeben. Schon tutet die jüdische Presse in ein anderes Horn und beginnt gegen den Militarismus Frankreichs zu wettern. Die russische Beute aber entgleitet dem Schnabel des französischen Hahns.

Dagegen hat Paris in Anatolien und Mittelarabien Fuß gehabt. Seit Frühsommer 1922 ist Ibn es Saud von Er-Riad, der Hauptstadt des Nedschdas, der Vasall Frankreichs. Ein Schlag ins Gesicht für England! Paris hat den Marschall Joffre nach Tokio und Foch nach Washington geschickt. Es hat Ende 1921 ein Abkommen mit Japan getroffen. Soviel wir aus den Enthüllungen wissen, die im letzten November in Washington so peinliches Aufsehen erregten, bezieht sich das Abkommen in erster Linie auf Sibirien. Höchstwahrscheinlich aber hat es eine weit umfassendere Bedeutung. Japan ist seinerseits ein Land, das Fenster nach drei oder vier Seiten hat. Es schaut nach dem asiatischen Festland, nach Kalifornien, nach Australien und nach dem Eiland-Archipel, der sich im Westen des Stillen Ozeans von Java bis zu den Philippinen hinzieht. Auch Frankreich ist in diesem Teile des Planeten interessiert. Es hat Besitzungen in der Südsee, wie Neukaledonien, es hat ein zusammenhängendes, abgerundetes Imperium auf dem asiatischen Festlande, das aus Tonkin, Kambodscha und einem abgerissenen Fetzen Siams besteht. Nach diesen indochinesischen Ländern hatten aber längst die Japaner ihre Augen geworfen. Sie haben schon vor mehr als dreihundert Jahren eine Kolonisation dort versucht, und sie haben neuerdings gegen 1900 eine Besiedlung Siams ins Werk gesetzt. Ein Abkommen zwischen Paris und Tokio würde den Verzicht Japans auf indochinesische Entwürfe bedeuten. Es ist aber gleichzeitig eine Kampf- und Bereitschaftsstellung gegenüber der vereinigten Weltmacht der Angelsachsen. Es ist drittens der Anfang einer gemeinschaftlichen Aufteilung Asiens und damit ein Gegenwurf zu der englisch-russischen Aufteilung von 1907. Sicherlich, auch hier handelt es sich großenteils nur um Zukunftsmöglichkeiten, jedoch bei einem Gesamtgemälde, wie wir es anstreben, muß auch eine kräftige Untermalung vorhanden sein, die vielleicht erst nach Jahren die Deckfarben der Oberfläche durchbricht, um dann die ganze Tonsymphonie der Farben zu beherrschen.

Um die Hand auf Asien zu legen, dazu bedient sich Frankreich außer Japan noch des Islams. Es pflegt eine innige Freundschaft mit Angora. Der Vertrag, den Franklin Bouillon mit so übermenschlicher Eile vor etwa einem Jahre von Angora nach Paris gebracht hat, ist grundlegend für die Neuordnung der Verhältnisse

nicht nur in Vorderasien, sondern auch im gesamten mohammedanischen Orient. Er ist denn auch ein ärgerlicher Stein des Anstoßes für Weltbritannien. Der Vertrag bedingt ein inniges, enges Zusammengehen von Osmanen und Franzosen zum Schaden der Griechen, Italiener und nicht zuletzt der Engländer. Er bedingt nebenbei eine Verleihung wertvoller Konzessionen an Pariser und Lyoner Kapitalisten. Dazu gehört aller Wahrscheinlichkeit nach ein Monopol für den Verkehr Anatoliens, der durch die Begründung umfangreicher Kraftwagenstrecken gefördert werden soll, die Autos dazu wird aber die französische Industrie stellen. Der Vertrag birgt zugleich eine empfindliche Bedrohung Mesopotamiens und Indiens in seinem Schoße. Angora ist heutzutage der Hort des Panslamismus.

Mit den Bestrebungen der Kemalisten gehen die des Sowjet Hand in Hand. Der Bolschewismus unterstützt den Panislamismus, der nur dadurch von ihm abweicht, daß er von einer Erfüllung marxistischer Ideale absieht und mehr auf der E-Saite, die ja neuerdings auch von Moskau bevorzugt wird, auf der E-Saite des Nationalismus spielt. Auch Moskau hat seine Sendboten in der ganzen Welt des Orients, von Südchina und Indien bis nach Ägypten und vielleicht bis nach Marokko. Die Gepflogenheit bestand und besteht noch, orientalische Aufwiegler nach Moskau einzuladen und sie dort in einer eigens dazu eingerichteten Schule für ihre Propaganda auszubilden. Nach dem, was man hört, soll die Ausbildung in einer überaus sorgfältigen und wirksamen Weise geschehen. Gelegentlich kam es zu Reibereien zwischen Moskau und Angora, jedoch zeitweilig wurden die Mißverständnisse, die sich zu einem tödlichen Hader zwischen Kemal und Enver verdichteten, wieder beigelegt.

Bis nach Afghanistan werfen die Franzosen begehrliche Augen. Im Frühsommer 1922 besuchte Dschemal Pascha, der zuerst als Gesandter Angoras und dann als afghanischer Kriegsminister in Kabul wirkte, Berlin. Er wollte dort eine Freundschaft in die Wege leiten. die der afghanische Geschäftsträger Mohammed Edhib Khan vorbereitet hatte. Man zeigte ihm jedoch die kalte Schulter. Maltzahn war zu sehr — es war bereits nach Rapallo — mit Moskau verstrickt, dessen Beziehungen zu Kabul sich gelöst hatten. Da reiste Dschemal nach Paris und fand dort geneigteres Ohr. Auf der Rückkehr nach Angora über München und den Kaukasus wurde Dschemal in Tiflis ermordet.

Die Freundschaft zwischen Angora und Moskau kann sich immer noch zu einer Verständigung zwischen Paris und Moskau auswachsen.

Einstweilen hat die Interessengemeinschaft von Kemalisten und Franzosen zur Eroberung Smyrnas und zur Bedrohung Konstantinopels, Anfang September, geführt. Französische wie englische Truppen stehen am Marmarameer und an der Tschataldschalinie, aber

nicht mehr Schulter an Schulter, sondern in schlecht verhüllter Feindschaft. Der türkisch-griechische Zwist hat sich zu einem Riesenduell zwischen London und Paris zugespitzt.

Als letztes Wirkungsfeld der französischen Diplomatie haben wir den australasiatischen Kreis zu betrachten. Die Franzosen besitzen, wie angedeutet, Interessen in der Südsee. Sie sind nicht gerade bedeutend, indes immer ausreichend, um als Flottenstützpunkte zu dienen. Sie sind ferner die Herren von Indochina. Sie haben noch eine kleine Kolonie von Pondicherry in der Himalajahalbinsel. Über Indien haben sie Kämpfe, die mehr als ein Jahrhundert währten, mit den Engländern ausgefochten. Noch 1899 kam es über Maskat in Südarabien zu einem Zusammenstoß, der fast, in Nachklang von Faschoda und im Zusammenhang mit dem Burenkriege, einen ernstlichen Ausbruch, vielleicht einen Weltkrieg zwischen den beiden Hauptmächten Westeuropas ausgelöst hätte. Die Freundschaft zwischen Angora und Moskau legt es nahe, daß Frankreich nunmehr auch eine Gefahr für das Kleinod des britischen Kolonialreichs, für Indien, bedeutet.

Vor einem Jahre wollten die Bulgaren eine Gesandtschaft nach Angora schicken. Ihnen wurde jedoch so heftig von dem gesamten Vielverbande abgewinkt, daß sie auf den Plan verzichteten. Unlängst hat dagegen Polen eine derartige Gesandtschaft wirklich ins Werk gesetzt. Eine bedeutsame Kombination der französischen Entwürfe in Europa und Vorderasien!

Napoleon, der an alles dachte, hatte noch keine afghanischen Träume. Er war zwar der Herr halb Europas und beeinflußte die andere Hälfte des Erdteils; allein ihm standen noch immer ein ungebrochenes russisches Heer und ein österreichisches auf dem Festlande entgegen. Heute ist Rußland wie Mitteleuropa zerbrochen. Der Sowjet ist, wenn nicht militärisch, so doch wirtschaftlich ganz erschöpft. Hierdurch hat Frankreich, dem das kurzsichtige England bei der Zerbrechung half, eine unvergleichlich stärkere Stellung als selbst Napoleon in Europa.

Ein Riesenkonzern, der aus lauter mittleren und kleinen Staaten zusammengestückt ist, erstreckt sich von Finnland bis zur Ägäis. Dazu kommt der Pariser Einfluß in der Ukraine, deren Erhebung unter Petljura gegen Moskau einst von Paris durch Verschenkung von Kriegsgeräten, Uniformen und Schuhen im Werte von einer viertel Milliarde Franken unterstützt wurde. An die Ukraine schließt sich der Freistaat Georgien, wo ebenfalls Paris, zum Teil durch Bergbaukonzessionen, Fuß gefaßt hat. Gegenüber der Ukraine und in unmittelbarer Nachbarschaft Georgiens ist nördlich Sowjetrußland, südlich Anatolien. In der Nähe des Persergolfes haust der franzosenfreundliche Wahabite, Ibn es Saud. So schließt sich der Ring. Er verbindet sechs Meere miteinander: das Weiße Meer, die Ost-

see, die Ägäis, das Schwarze Meer, den Kaspisee und, am Busen von Iskenderun, die östliche Ausbuchtung des Mittelmeeres. Das weitläufige Gebäude, das hier die französische Diplomatie errichtet hat, besitzt dazu noch einen Fernblick nach dem Persischen Golf und dem Indischen Ozean. Dazu kommt durch die Verbindung mit Ostsibirien und Japan und durch das Kolonialreich in Hinterindien ein Ausguck auf den Stillen Ozean.

Die Weltgeschichte ist an Widersprüchen reich. Moskau, das augenblicklich noch gegen Frankreich ist, lebt im Bündnis mit Angora, das die Franzosen befreundet. Wer die Konjunktur richtig erkennt und die Widersprüche so zu drehen weiß, daß ihre Entwirrung oder je nachdem auch deren noch größere Verwirrung zu seinem Vorteil ausschlägt, der ist der Herr der Lage. Zu den offenbaren Widersprüchen gehört das Zusammenarbeiten der linksradikal gerichteten Kreise und der Royalisten in Frankreich selber. Es einte sie der gemeinsame Wunsch, Deutschland niederzuwerfen. Die Verständigung unter diesen beiden Gruppen, von denen die eine dem Papst anhängt, die andere den Papst am liebsten stürzen und beseitigen möchte, hat schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege begonnen. Den Anstoß dazu gab Marokko. Da war der französische Krupp, der auch jetzt noch lebt, Schneider-Creuzot, ein Klerikaler, wie auch Marschall Foch. Die Chauvinisten, die mehr oder weniger verhüllt seinem und seiner Freunde Einfluß unterstanden, waren darauf bedacht, neue Märkte zu gewinnen; daher förderten sie die wirtschaftliche und territoriale Ausdehnung des französischen Reiches.

Die „friedliche Durchdringung" Marokkos aber brachte Paris in einen lebensgefährlichen Zwist mit Berlin. Der Chauvinismus derer um Schneider-Creuzot begegnete sich nun mit den Bestrebungen der Sozialisten und Gesinnungsgenossen, Deutschland auf die Knie zu zwingen. Auch noch früher, nämlich bei dem Panamaskandal, waren nicht nur führende Leute der Börse, sondern auch Männer beteiligt. die zum mindesten jetzt im royalistischen Lager stehen; dazu gehört Poincaré. Es wäre überhaupt dankenswert, über den Aufstieg, über das Vorleben Poincarés ein Buch zu schreiben. Es gab einmal eine Broschüre, die die höchst sonderbaren Machenschaften Poincarés bei der Suezgesellschaft, Machenschaften, wodurch die vorhandenen deutschen Ansprüche schwer geschädigt wurden, mit dokumentarischen Urkunden darlegte, allein die Broschüre ist unbeachtet versunken oder gar unterdrückt worden.

Zum engeren Kreise der Vertrauten Poincarés gehörte ursprünglich Lesseps, dann verschiedene Kolonialpolitiker, der Algerier Etienne, der namentlich in Oranais seinen Anhang hat, Doumier, einst Generalgouverneur von Indochina, Augagneur, einst Sozialistenführer, dann Statthalter auf Madagaskar, endlich der harte, selbstsüchtige Jonnart. Einen Teil seiner Macht hat sich Jonnart er-

heiratet. Er wurde der Schwiegersohn des großen Aynard. Dieser nämlich war der Regent der Bank von Frankreich, der Präsident des Credit Lyonnais, der Hütten von St. Etienne und vieler anderer Banken und Industriekonzerne. Kurz, der typische Trustmagnat. Durch den Einfluß seines Schwiegervaters wurde Jonnart Generalgouverneur von Algerien. Wer ihn bei den prunkvollen Festen sah, in seinem feenhaften Palaste zu Mustafa superieur, einst dem Sitze des Deys von Algier, wer dort die Spahis und die ordengeschmückten Scheichs der Kabylen, wer die herrlichen Teppiche, die Palmen, die elektrischen Glühlampen, wer die Damen im Ballstaat, darunter die tanzlustige Königin von Madagaskar, wer dieses Märchen aus 1001 Nacht sah, der mußte bald wahrnehmen, daß der einzige, der nicht in das Märchen hineinpaßte, der Gastgeber selber war, der mit seinem trockenen, nüchternen, versteinerten Gesichte in diese Üppigkeit hineinpaßte wie ein Uhu in eine Gesellschaft von Tauben oder Nachtigallen. Jonnart hatte mit den Resten einer antisemitischen Bewegung zu tun, die durch den Bürgermeister von Algier, Regis, entfesselt worden, und ferner mit dem Sudanproblem, das sich mit dem immer deutlicher auftauchenden marokkanischen berührte. Er ließ durch seine Agenten eine örtliche Erhebung von Berberstämmen provozieren. Die Stämme überfielen die Oase von Figig im Südwestsudan, hart an der marokkanischen Grenze, und auf dem wichtigen Karawanenwege nach den dattelreichen Oasen von Tuat und dem Tschadsee gelegen. Der Überfall mußte natürlich bestraft werden. Die Fremdenlegion und andere Streitkräfte wurden zur Bestrafung ausgeboten. Das schließliche Ergebnis? Eine Ausdehnung des französischen Einflusses nach Colomb Bechar, wohin die Oranais-Bahn fortgesetzt wurde, bis zu den genannten Tuat-Oasen und noch weiter südlich. So war der Weg zum Tschadsee frei, wo die konzentrisch vordringenden Interessenzonen des französisch-afrikanischen Kolonialreiches vom Senegal, vom Kongo, von der nordafrikanischen Küste her vordringend, zusammenfließen.

Jonnart umgab sich gern mit königlichem Prunke. Kaum daß er selbst viel Freude daran gehabt hätte, sondern nur aus Berechnung, weil der Prunk den Orientalen in die Augen sticht. Zeit seines Lebens ist dieser Politiker ein berechnender Geschäftsmann, ein Geld- und Einflußjäger gewesen. Das, was man in Paris einen Arriviste nennt. Karriere machen, arriver, das war sein Ehrgeiz, sein Lebensnerv, genau wie bei Poincaré.

Da brach dem Staatthalter, nachdem er sieben Jahre seines Amtes gewaltet, die Uenza-Sache das Genick. Gerade auf der Grenze zwischen Tunesien und Algerien sind reichhaltige Eisenerzlager, in der Nachbarschaft des Örtchens Uenza. An diesen Minen, die unter Jonnart entdeckt und in Betrieb gesetzt wurden, waren merkwürdigerweise zwei Deutsche, nämlich Krupp und der als Holländer naturali-

sierte Müller, der eine Metallweltfirma im Haag begründet hat, beteiligt. Man machte nun dem Statthalter die Beteiligung Krupps, die unter etwas unklaren Formen erfolgt war, zum Vorwurf. Stürmische Auftritte in der Kammer griffen Platz. Krupp schied zwar aus, allein auch Jonnart mußte zurücktreten. Er geht dann ins Parlament und wurde Abgeordneter von St. Omer. Ebendort hat er noch kürzlich eine Hetzrede gehalten, die auf denselben Ton gestimmt war wie die üblichen Äußerungen Poincarés. Nachdem Gras über die Uenzasache gewachsen war, ist Jonnart als Generalgouverneur nach Algerien zurückgekehrt. Im Weltkriege wurde er Oberkommissar in Griechenland. Er war der eigentliche Machthaber, der auf dem Balkan alle Fäden wob und die Dinge zugunsten des Vielverbandes drehte. Er forderte am 12. Juni 1917 die Abdankung König Konstantins, und er setzte die Abdankung durch. Französische Truppen nahmen Korinth. Am 26. Juni bildete Venizelos, der Freund des Vielverbandes, ein Ministerium. Franzosen besetzten, zusammen mit anderen Ententetruppen, Thessalien. Bei allen diesen Vorgängen war Jonnart der Leiter.

1922 hat der ehrgeizige Mann, der offenbar einst Präsident werden will, wiederum einen neuen Posten ergattert. Er ist Gesandter beim Vatikan geworden. Dadurch ist seine Zugehörigkeit zur royalistischen, katholischen Gruppe von Schneider-Creuzot auffallend unterstrichen. Für uns Deutsche ist es wahrhaftig kein Vorteil, daß ein so skrupelloser Mann, der uns schon so viele böse Sachen eingebrockt hat, an einem Platze, der für die Weltpolitik so wichtig wie kaum ein zweiter ist, in maßgebender Stellung wirkte. Es gibt aber viele Jonnarts in Frankreich.

Im Herbst hat Jonnart den ungefähr gleichgesinnten Jouvenel abgelöst und ist Präsident der Reparationskommission geworden. Da hat er ausgiebige Gelegenheit, seinen Deutschenhaß zu erproben.

In Genua ward der Bruch zwischen Paris und London aller Welt klar. Über Konstantinopel wird es vollends zum Streite kommen. Gegen Albion hat Frankreich viele Trümpfe in der Hand, vor allem Langrohre und die Flugzeuge. Es kann London bombardieren.

---

12. Am Mittelmeer.

Bei ehrsamen Bürgern ist es wohl eine liebe Angewohnheit, daß sie bei der Wirtschaft gegenüber ihr Bier holen lassen und daß sich um das Bier ein freundschaftliches Verhältnis anspinnt. Der Wirt verargt es sogar dem ehrsamen Bürger, wenn er nachher sein Bier anderswo holen läßt. Ähnlich kennt man in der Staatengeschichte ein Gesetz, das da lautet: Der Drang nach der Gegenküste. Die Anrainer eines Meeres spinnen ganz von selbst ein Verhältnis zu

den Gestaden an, die ihm lockend gegenüberliegen, und schickt seine Flotten dorthin, nicht gerade um Bier, allein um andere schöne Sachen, um Orangen, Wein, Öl, andere Südfrüchte, Ziegenhäute, Holz, Vieh und vielleicht auch Eisenerze u. dergl. nutzbare Metalle zu holen. Wir hatten den Fall bei Spanien, das die Hände nach Nord-Marokko ausstreckte. Wir haben ihn seit bald einem Jahrhundert bei Frankreich, das ein gewaltiges Gebiet gegenüber von Marseille, nämlich Algerien und Tunesien, beschlagnahmt hat. Im Jahre 1911 wollte es auch Italien den romanischen Schwestern gleichtun und sich eine Gegenküste verschaffen: Die Wahl fiel auf Tripolitanien. In früheren Zeiten, es sind erst elf Jahre her, wenn es freilich auch so klingt, als wäre es schon ein Jahrhundert her, hat sogar Österreich ähnliche Gelüste geäußert. Ein österreichischer Admiral meinte, die Habsburger müßten Ägypten kriegen. Wenn wir nun am Mittelmeer nach Osten weiterwandern, stoßen wir auf die Balkanhalbinsel. Auch da hat sich das Gesetz von der Gegenküste bewährt. Seit Jahrtausenden schwärmen die Griechen nach Kreta und Nordafrika. Jüngst machten sie einen langen Abstecher nach Asien und versuchten sich in Anatolien festzusetzen. Das ist ihnen allerdings schlecht bekommen. Schließlich haben die Türken seit ihrem ersten Auftauchen danach getrachtet, womöglich alle Küstenländer des östlichen Mittelmeeres unter einen Hut zu bringen. Das ist ihnen auf Jahrhunderte hindurch gelungen. In der Neuzeit hat jedoch eine Abbröckelung begonnen. Ägypten ist schon längst abgeschnürt, und der Weltkrieg hat dem Sultan Syrien und Arabien entrissen. Es verblieb ihnen Anatolien und ein kleines Stück nördlich des Marmarameeres und des Bosporus. Da aber hat man es wieder gesehen, mit welchem Eifer die Osmanen für die Zusammengehörigkeit der europäischen und asiatischen Küsten am Bosporus und Dardanellen eintraten. Und der gescheite, viel gewandte Gesandte der kemalistischen Regierung von Angora in Paris, Sami Bekir Bey, hat einen vollen Erfolg erzielt. Es sieht sogar schier so aus, als ob die Türken Adrianopel zurückbekommen sollten.

Nun wäre alles schön und gut, wenn sich das geschilderte und durch obige Beispiele belegte Gesetz von der Anziehung der Gegenküsten so ohne weiteres glatt und reibungslos auswirkte. Man könnte sich das ja sehr schön ausmalen: Marokko erhält das Rif; Frankreich kann mit den weiten algerischen und tunesischen Strichen füglich zufrieden sein; Italien ist im glücklichen, wenn auch mühselig erkämpften Besitz von Tripolis, und die Türken haben ihr Konstantinopel wieder. Allein so mathematisch abgezirkelt, so friedlich und versöhnlich, so angenehm und reibungslos pflegen die Dinge im Leben und namentlich im politischen Leben nicht zu verlaufen. Wie es in Raimunds unsterblichem „Verschwender“ heißt: „Da ist der allerärmste Mann dem andern viel zu reich, da setz' ich meinen Hobel an und hoble alles gleich.“ Dies schöne Lied paßt ganz aus-

gezeichnet für die praktische Politik, nämlich in der ersten Hälfte, während die zweite Hälfte den unverbesserlichen Ideologen, den ewig begeisterten und ewig hoffenden Menschheitsbeglückungsschwärmern, kurz den unheilbaren Theoretikern vorbehalten bleibt. Der allerärmste Mann im Mittelreich war Österreich. Es besaß nämlich überhaupt keine Gegenküste und war in der Adria wie in einem Käfig eingeschlossen. Man hat es ja im Ernstfall gesehen, wie wirksam die Straße von Otranto gesperrt werden kann. Diese Straße, die in einer Entfernung von 80 km Süditalien und Albanien verbindet, schließt, wenn mit Kriegsschiffen besät oder mit Minen besprenkelt, die Adria ebenso wirksam ab, wie ein Kork eine Champagnerflasche. Allein gerade dies arme Österreich erschien den Nachbarn noch viel zu reich. Sie stürzten sich daher über dies Land her und zerfleischten und zermürbten es. Heutzutage gehört Spanien zu den ärmeren Mitgliedern der mittelmeerischen Völkerfamilie, nicht wenn man seine hochwertige Valuta ins Auge faßt, wohl aber wenn es sich um die Gegenküste handelt. Denn das Rif, der Nordsaum Marokkos, ist kaum mehr als ein Zwölftel des Sherifenreiches, den ganzen großen Rest hat Frankreich eingeheimst. Trotzdem mißgönnen die Franzosen das Rif dem kärglich bedachten Spanien. Noch weniger möchten sie ihm Tanger lassen, um das gegenwärtig ein Streit entbrennt. Gar zu gerne würden die Franzosen den leckeren Bissen schlucken, damit kämen sie aber den Herren Engländern ins Gekröse, die gerade gegenüber von Tanger auf der hochragenden Festung Gibraltar sitzen. Bei den weittragenden Geschützen der Gegenwart wäre es ein Kinderspiel, die Straße von Gibraltar, die an ihrer engsten Stelle nur 18 km spannt, zu überschießen. Die Briten haben ein sehr ausgesprochenes Interesse daran, die Gegenküste von Gibraltar nicht in französische Hände geraten zu lassen, während die Spanier ungefährlicher erscheinen. Ist doch Gibraltar eine Hochburg der britischen Weltmacht. Es ist das Einfallstor für das Mittelländische Meer, und es liegt zugleich auf dem Wege nach Südamerika, Südafrika, Australien, endlich Süd- und Ostasien.

Der Gegensatz zwischen Weltbritannien und Frankreich spielt ja überall heutzutage in die Politik hinein. Das spürt man nun auch am Mittelmeer. Eine Verlängerung dieses Gegensatzes stellt die Spaltung dar, die zwischen den verschiedenen romanischen Schwestern eingetreten ist. Denn nicht nur Spanien, sondern auch Italien fühlt sich beunruhigt, ist durch die Unersättlichkeit Frankreichs aufgestachelt, das ganz offensichtlich auf eine Vorherrschaft im Mittelländischen Meere hinzielt. Die italienische Flotte ist gar nicht schlecht. Die italienischen Küstenbefestigungen sind wahrscheinlich besser, umfangreicher und mehr in neuzeitlichem Sinne ausgestaltet als die französischen. Nur zu begreiflich, daß sich die Italiener nicht so ohne weiteres an die Wand drücken lassen. Außerdem ist noch ein alter Span zwischen den feindlichen Nachbarn oder vielmehr gleich

zwei Späne, nämlich Savoyen, wozu Nizza gehört, und Korsika, beides Gebiete, in denen ausschließlich italienisch oder ein dem Italienischen eng verwandter Dialekt gesprochen wird. Die Faszisten bringen eine grimmige Irredenta auf die Beine, um Korsika und Nizza zurückzugewinnen. Nicht minder stoßen die beiden Nebenbuhler aufeinander in der Türkei. Seit der Sendung Franklin Bouillons stehen sich die Franzosen ausgezeichnet mit den Türken. Die Italiener dagegen, die in und um Adalia, an der Südwestecke Anatoliens einen größeren Einflußkreis errungen hatten, sehen sich vor der Notwendigkeit, diesen Kreis halb zu räumen. Auch sind sie handelspolitisch die Nebenbuhler und Gegner der Franzosen im Orient.

Sehr merkwürdig ist das Verhältnis der Italiener zu den Griechen. Gewöhnlich heißt es: Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Das ist aber hier nicht der Fall. Die Griechen wissen selber nicht, ob sie sich über die Haltung des Quirinals freuen oder ärgern sollen. Sie selbst, die Griechen, sind gegenwärtig den Franzosen spinnefeind, aus dem einfachen Grunde, weil die Pariser mit Politik und die Marseiller mit Handel und Schmuggel den Feinden Athens, den Türken, halfen. Mit einem lachenden Auge blickten daher die Athener auf französisch-italienische Zerwürfnisse, mit einem weinenden Auge dagegen müssen sie erkennen, daß auch der Italiener ein Bazi ist. Hat er ihnen doch zwölf der fettesten Brocken im Mittelmeer, den berühmten Dodekannesos, die Eilandgruppe um Rhodos weggeschnappt. Dort haben die Italiener Vergeltung für Korsika geübt. Sie haben sich da ihrerseits in fremde Sprachgebiete eingenistet, denn auf den zwölf Inseln wird nichts anderes gesprochen, als lediglich und ausschließlich griechisch. Infolgedessen ist ganz naturgemäß eine rührige griechische Irredenta gegen die italienische Herrschaft entstanden.

Ähnliche Sprachkämpfe aber, wie sie kürzlich bei den zwölf Inseln entbrannt sind, toben schon längst an dem ganzen Küstensaume Kleinasiens, nämlich zwischen Osmanen und Hellenen. Die Griechen sind zwar weitaus in der Minderheit; es sind ihrer vielleicht eine Million in Anatolien gegenüber 8–9 Millionen Türken, allein es sind doch durchweg gescheite, gewandte und geweckte Leute, die auch bis vor kurzem den größten Teil des Wohlstandes in der Bevölkerung an sich gebracht hatten, endlich Leute, die auf eine Überlieferung der Jahrtausende zurückschauen, da ja schon zu Zeiten Homers der Saum Kleinasiens von Griechen besetzt war. Seit etwa 60 Jahren war das Griechentum in Kleinasien nach dem Innern zu, namentlich von Smyrna nach Aidin, im Vorrücken begriffen. Diese Bewegung hat sich aber durch den entscheidenden Sieg Mustapha Kemal Paschas in ihr Gegenteil umgewandelt. Genau die gleichen Sprachenkämpfe, nur vermehrt und verwickelt noch durch andere,

spielen sich an den Dardanellen und am Bosporus ab. In Konstantinopel allein sollen an 300 000 Griechen sitzen; in der ganzen europäischen Türkei, die freilich jetzt noch nicht einmal so groß ist wie Baden oder Württemberg (die aber sicherlich in nächster Zukunft wieder größer werden kann), werden es ungefähr 600 000 sein. Auch dort, nördlich vom Bosporus, ist eine griechische Irredenta im Entstehen, nur richtet sie sich gegen andere Feinde wie auf den zwölf Inseln, gegen Osmanen und Bulgaren. Jedenfalls ist überall an den Gestaden des Mittelländischen Meeres noch auf viele Geschlechter hinaus für Unterhaltung gesorgt.

Dazu trägt der Sprachenkampf bei, der auf Zypern zwischen Griechen und Engländern, auf Malta zwischen Arabisch, Italienisch und Englisch wogt.

---

13. Italien.

In Frankreich wirkte die Erinnerung an Napoleon, an Ludwig XIV. und sogar an Karl den Großen noch nach. Italien denkt an die einstige Größe Roms. Es möchte das Imperium Romanum erneuern. Es hat Millionen seiner Kinder nach Amerika geworfen. Wenn freilich Garibaldi vor 80 Jahren in Uruguay kämpfte, so war das die vereinzelte Tat eines Freibeuters, blieb ohne Folgen. Dagegen dachten begeisterte Imperialisten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts tatsächlich daran, ein Reich vom Roten Meer quer durch Abessinien bis zum Nil und darüber hinaus aufzurichten. Im 20. Jahrhundert haben die Neurömer wenigstens Tripolitanien und ein Stück von Anatolien wie auch vom Nordwestbalkan eingeheimst. Dagegen haben sie Valona und ihren anderen Besitz in dem heißumstrittenen Albanien wieder geräumt. Und eine Besetzung Kaukasiens, das ihnen vom Völkerbund angetragen wurde und wozu ein Heer, zur Einschiffung bereit, schon ausgerüstet war, haben sie nach langem Bedenken, durch Nitti beeinflußt, zuletzt ausgeschlagen. In keinem Falle aber sind die Italiener von den Ergebnissen des Weltkrieges befriedigt. Sie glauben sich vernachlässigt und hintergangen. Obwohl sie ihre alten Ziele, Tirol bis zum Brenner, Triest und Görz, erreicht haben, glauben sie für ihre halbe Million Tote und ihre 60 Milliarden Lire Kriegskosten lange nicht genug bekommen zu haben. Dabei ist ihnen das allergrößte Geschenk mühelos zugefallen, die Zertrümmerung der Habsburger Monarchie. Nur aber, das ist zuzugestehen, hat sich dieser Segen für Italien in einen schmerzlichen Unsegen verkehrt, weil statt der gesättigten, müden und schwachen Habsburger das jugendliche, von Selbstvertrauen strotzende, ausdehnungslustige Südslawentum, das mit Tschechen und Polen verbündet ist, sich drohend ihm gegenüberreckt. Le rêve réalisé devient souvent le malheur.

Seit Sommer 1922 kämpfen um die Reste des Habsburger Reiches, um Österreich und Ungarn, die Italiener und die Mächte der Kleinen Entente. Erstere diplomatisch, letztere militärisch. Der Quirinal sendet eine dringende Note nach der anderen an seine Verbündeten. Um dem Konflikt die Spitze abzubrechen und die Zusammenkunft der Konferenz von Venedig zu beschleunigen. Die Italiener fühlen sich durch den Machtzuwachs und durch das schwellende Machtgefühl der Kemalisten bedroht. Kein Wunder, haben sie doch vor zehn Jahren durch den Frieden von Ouchy dem osmanischen Reiche den Dodekanesos mit dem Mittelpunkte Rhodos entrissen. Die zwölf Inseln gehören geographisch zu Anatolien, und die Besorgnis ist nur zu gerechtfertigt, daß Mustapha Kemal die Räumung der Inseln verlangen werde. Von der anderen Seite her, im Norden, fühlt die Kleine Entente kommende Erschütterungen voraus und hat Anstalten getroffen, ihnen zu begegnen, ihre Auswirkungen abzuschwächen. Südslawien hat im Einverständis mit der Tschechei beschlossen, Truppen nach Üsküb zu senden. Leben doch noch Hunderttausende von Türken im Westbalkan. Auch in Albanien ist die Erinnerung an die osmanische Herrschaft noch stark, und es gibt dort mehr Mohammedaner als Christen. Man muß sich in das Gedächtnis zurückrufen, daß kurz bevor Prinz Wilhelm zu Wied in Durazzo einzog, der muhammedanische Prinz Fuad, der jetzige König von Ägypten, Mbret von Albanien zu werden beabsichtigte. Nun aber steht Italien in peinlichem Gegensatze zu der Kleinen Entente. Das hat sich erst vor kurzem bei Gelegenheit der Seipelschen Reise nach Verona offenbart. Wenn die Kleine Entente Österreich oder gar noch Ungarn besetzen wollte, so drohten die Italiener mehr oder weniger verhüllt, selbst die Reste des alten Habsburger Staates unter ihre Obhut zu nehmen.

Diese Verwicklungen können nicht verfehlen, auch auf Deutschland hinüberzuwirken. Wir werden ja nicht viel gefragt, allein, wenn wir auch die Wahl hätten, so würde uns eine solche ungemein schwer fallen. Die Kleine Entente ist uns feindlich, und eine Vergewaltigung Österreichs und Ungarns durch sie würde — wenn schon dadurch das alte Habsburgerreich wieder hergestellt würde, und sogar in weit größerem Umfange als seither — ein von Südmazedonien bis Polen, ja bis Danzig sich erstreckendes Reich schaffen, dessen Verslawung, wie sie offenkundig beabsichtigt wird, uns nur äußerst unangenehm sein kann. Ebensowenig aber würde eine Vorherrschaft Italiens zu unserm Vorteil ausfallen. In jedem der beiden Fälle wäre der so glühend ersehnte Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland zunichte gemacht und auf unabsehbare Zeit hin vereitelt.

Internationale Zusammenhänge hat es schon Jahrhunderte vor dem Weltkriege gegeben. So war es im Mittelalter und noch bis über

die Wallensteinische Zeit hinaus Sitte, daß Adelige aus aller Herren Ländern sich zu gemeinsamen Zügen zusammentaten. Jahr für Jahr zogen englische und schottische Barone nach den Ostseeprovinzen, um dort dem deutschen Orden gegen die heidnischen Litauer und Finnen zu helfen. Noch in den Jugendtagen des Prinzen Eugen finden wir spanische und französische Ritter in den Heeren der Habsburger, um gegen die Türken zu streiten. Auf der anderen Seite verfügte der Papst und geboten seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts die Freimaurer über internationale Verbindungen. Dazu kamen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Arbeiter- und Kommunistenverbände. Ich glaube, man wird in diesem Lichte auch das Aufkommen der Faszisten zu erblicken haben. Gegen die Übermacht und die Übergriffe der Sozialisten, zumal derer, die sich absichtlich über den engeren Rahmen ihres Vaterlandes und ihres Volkes hinaussetzen, sind Widerstände von rechts in der Entstehung und Gruppierung begriffen. So hat der Bauernführer Dr. Heim eine grüne Internationale, einen Zusammenschluß sämtlicher Agrarier Europas in die Wege geleitet, um sie der roten und der goldenen Internationale entgegenzuwerfen. Auch die Faszisten stellen nur ein Glied in einer großen, zum mindesten Europa demnächst umfassenden Kette dar. Sie sind das elementare Anzeichen einer allgemeineren Rechtsbewegung, die sich in den verschiedensten Staaten ankündigt.

Eine Partei wie die Faszisten ist notwendig. Es ist jedoch gar nicht anders möglich, als daß jede Partei von vornherein zwiespältig ist, daß sie Strömungen und Gegenströmungen hegt. So hat man es erlebt, daß die französischen Arbeiter trotz aller internationalen Phrasen dennoch lästigen Mitbewerbern, namentlich den italienischen Arbeitern zu Leibe rückten und sie kurzer Hand totschlugen, um sich von der Konkurrenz zu befreien. Ähnlich der Bolschewismus in Angora. Er ist als Ausfluß der Moskauer Internationale und als Verbündeter des Sowjets für allgemeine Völkerverbrüderung; tatsächlich aber wirkt er in nationalistischem Sinne. Genau so tragen die Faszisten zwei Seelen in ihrer Brust: sie heißen so von den fasces der römischen Prätoren, dem Sinnbilde strengster Autorität, und sind demgemäß bereit und gewillt, überall der Autorität zu ihrem Rechte zu verhelfen. Diese Gesetzesverfassung wird aber sofort feindselig und fanatisch, sobald es sich um fremde Überlieferung und Autorität handelt. So ergibt sich der Zwiespalt, die widerspruchsvolle Erscheinung, daß diese Monarchisten und Hüter der Tradition in Triest und Südtirol auf das gehässigste andere Hüter und Vorkämpfer der Ordnung verfolgen, nur weil es eben Deutsche sind.

Zweimal schon sind die Faszisten in Bozen eingedrungen und haben dort Schrecken zu verbreiten gesucht. Es ging nicht ohne einigen Totschlag ab. Das zweite Mal jedoch fanden sie ihren Meister. Als fünfzehn von ihnen durch den engen Gang eines Gasthofes

eingedrungen waren, um einen einheimischen Tiroler Führer aufzuheben, da ergriff dieser Recke, ein bärenstarker Mensch, den ersten der Angreifer, drehte ihn in der Luft um und schlug mit ihm auf die nachfolgenden und schlug sie tatsächlich in die Flucht. Denn von einem harten Schädel getroffen zu werden, und wäre es auch der eines Freundes, schafft wenig Vergnügen.

Die Häupter der Faszisten sind Mussolini, eine Wetterfahne, einst Sozi, dann einer der größten Rufer im Streite, als es galt, Italien in die Reihen des Vielverbandes hinüberzudrängen, und der Journalist Capponi, der Herausgeber des „Avvenire d'Italia". Dies Blatt kommt zu Bologna heraus, das früher der Ausgangspunkt eines revolutionären Chauvinismus in der Art Crispis war. Führer war einst Forli, der vor mehr als einem halben Menschenalter gestorben ist. Seitdem haben sich die Zeiten gewaltig geändert, und selbst Garibaldis Name hat nicht mehr denselben Klang wie noch um die Wende des Jahrhunderts. Waren doch die Freunde Garibaldis, allen voran Mazzini, eher Gesinnungsgenossen der heutigen Freimaurerkreise Italiens, gegen die gerade die Faszisten sich empören. Wie groß der Anhang Mussolinis und Capponis sei, ist schwer zu schätzen. Es heißt: 90 000 Köpfe. Jedenfalls gehört zu ihm ein großer Teil der Studenten und der goldenen Jugend von Italien. Diese aber haben es verstanden, auch bereits einen Teil der Arbeiter zu gewinnen und dadurch eine starke Partei zu schaffen, die ungefähr den Nationalsozialisten in Deutschland und Österreich gleichzustellen wären, wenn nicht die Faszisten jüdisches Geld aus Frankreich bekämen.

Die Feldzüge nach Bozen und Triest waren im Grunde nur unbedeutende Diversionen. Viel wichtiger ist das Vorgehen der Faszisten in ihrer angestammten Heimat, im alten Regno. Sie begnügen sich dort keineswegs damit, Übergriffe der Sozialisten und Anarchisten abzuwehren, sondern sie gehen angreifend vor und scheuen auch vor Provokationen nicht zurück. Sie wollen ihren politischen Gegnern das Leben so schwer machen, daß diese gar nicht mehr auf den Gedanken kommen sollen, selber sich unangenehm bemerkbar zu machen, selber anzugreifen. Es kam zu schlimmen Zusammenstößen, die schon wie Aufruhr aussahen, in Venedig und Ancona, in Mailand und Fiume, in Bologna und in Rom selber.

In Fiume ging es hauptsächlich gegen die Ansprüche der Jugoslawen. Die Faszisten sind mit den bisherigen Errungenschaften des Weltkrieges, so erheblich diese auch auf territorialem Gebiete waren, nicht zufrieden, sondern dürsten nach mehr. Sie erstreben ein noch größeres Groß-Italien. Sie wollen die italienischen Striche auf dem Balkan den Jugoslawen abspenstig machen, wollen womöglich, so wie es das Imperium Romanum tat, auch auf dem Ostufer der Adria, all' altra sponda, herrschen. Sie haben ferner insgeheim

eine neue Irredenta gegen Westen auf die Beine gebracht, eine Organisation geschaffen, um Korsika und das 1859 verlorene Savoyen wieder den Franzosen zu entreißen. Es kann kein Zweifel daran sein, daß die gegen Frankreich gerichtete Front zugleich ein Vorwerk für deutsche Hoffnungen bedeutet. Auch sollen sich deutsche Konservative und Faszisten bereits genähert haben. Einstweilen ist jedoch für uns am wichtigsten der deutschfreundliche Sozifführer Nitti.

Im Siegerstaate Italien herrscht eine schreckliche Teuerung, und es herrschen die Juden. Es gibt ihrer nur 50000, aber sie drängen sich in alle wichtigen Staatsbetriebe, in die Ministerien — Schanzer und Alessio gehören zu ihnen —, in die Universitäten, in die Gerichte und selbst ins Heer (wie auch die Union ihren Strauß und Baruch hat und das australische Heer vom Juden Monash kommandiert wird). Sie gebieten in der Presse und in vielen Gemeindeverwaltungen. Ihnen gehören die meisten wichtigen Verlage. Seit Mazzini und Crispi sind die Logen mächtig, in denen mehr und mehr die Juden das große Wort führen.

14. Auf dem Balkan.

Viermal ist die osteuropäische Halbinsel der Ausgang kultureller und territorialer Eroberung, die Wiege eines angriffslustigen Imperialismus gewesen. Das war, als Athen seine Flotten vom Piräus nach Syrakus und zum Nil sandte, das war unter Alexander, unter Byzanz und unter den Osmanen. Sonst dagegen ist der Balkan nicht Subjekt, sondern Objekt der Weltpolitik gewesen, wurde selbst angegriffen und vergewaltigt. So geschah es durch die Perser, freilich nur auf kurze Frist, durch die Römer, diesmal auf sechs Jahrhunderte, durch die Germanen, insonderheit die Goten, durch Hunnen, Avaren, Bulgaren, Magyaren, Mongolen, durch die Ros, die fünfmal vor Konstantinopel zogen, durch die Venezianer und die lateinischen Ritter seit dem 4. Kreuzzug, endlich in der Neuzeit durch Russen und Österreicher, wie kürzlich durch die für den Weltkrieg verbündeten Westmächte. Gegenwärtig ist abermals der Balkan selber vergrößerungslustig; sein Selbstbewußtsein und seine Macht ist im Wachsen begriffen. Das beweisen zwei Tatsachen: eine positive, das Hinausstreben über die bisherigen Grenzen, eine negative, die Schwäche Rußlands und Mitteleuropas.

Dem Machtzuwachs der Balkanier steht die Machtabnahme der Moskowiter und der Deutschen entgegen. Die Führung des Slawentums ist den russischen Händen entglitten. Sie ist in die Hände der Polen, Tschechen, Südslawen und Bulgaren übergegangen. Äußerlich am beträchtlichsten steht Polen da, weil es sich von Danzig bis Wolhynien erstreckt und weil es schätzungsweise über 30 Millionen Bewohner verfügt. Innerlich hingegen kräftiger, weil wirtschaftlich weit stärker, weil kultivierter, weil besser gelegen, ist der

Bund zwischen Tschechei und Jugoslawien, zumal er durch Rumänien und letzthin durch den Beitritt Österreichs vergrößert ist. Inzwischen hat Rumänien eine Rücksicherung in Gestalt eines griechischen Bündnisses abgeschlossen. Vereinzelt ist Bulgarien. Sein gegebener Freund ist Deutschland. Allein die derzeitige Freundschaft Berlins für den Sowjet steht hier hindernd im Wege.

Daß der Balkan nicht nur nach Norden hin expansive Neigungen zeigt, sondern auch nach Westen und Osten hin, das zeigt die Zurückdrängung der Italiener aus Albanien und halb Dalmatien und der Krieg in Anatolien. Infolge der unerwarteten Widerstandskraft der Osmanen sind freilich die östlichen Entwürfe einstweilen gescheitert. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der balkanischen und der asiatischen Griechen hat immerhin einen Aufschwung erfahren, der noch Geschlechter durchdauern wird.

Äußerlich machen die Bulgaren einen nüchternen, trockenen und häufig einen strengen und anmaßenden Eindruck. Allein der Schein trügt, wie so oft. Zwei Seelen wohnen in der bulgarischen Brust, eine ruhige, arbeitsame, lernbegierige, die sich an greifbaren Tatsachen und sachlichem Urteile erfreut, und eine rücksichtslose, zügellose, ausschweifende Seele, die vor keiner Gewalttat zurückschreckt. Schon vor Alters waren die thrakischen Männer wegen ihrer orgiastischen Dionysosfeste berühmt, und die thrakischen Mädchen wegen ihrer bedenkenlosen Sittenlosigkeit berüchtigt. Vereinigt ist häufig mit sexuellen Ausschweifungen ein übergroßer Hang zu theologischen Experimenten und Spekulationen, eine Neigung zur Bigotterie. Man kennt ja das Sprichwort von den Betschwestern und dem, was sie früher waren. Zum Teil erklären sich die widerspruchsvollen Eigenschaften aus der Verschiedenheit der Rassen, aus denen die Bulgaren zusammengeflossen sind. Es waren da einmal die Thraker, an der Küste leise untermischt mit Griechen, und südlich des Balkans, wie jüngste Schädelforschung ergeben hat, mit Resten afrikanischer Horden, die freilich Jahrtausende vor den Griechen dort eingewandert oder als Autochtonen gehaust haben müssen; ferner die Burgan oder Bulgaren, die von den Nordwesthängen des Kaukasus kamen, und die ich für Verwandte kaukasischer Lhesgier halte (entgegen der allgemeinen Ansicht, die da Finnen in ihnen erblicken will); endlich der zahlreiche Troß, der mit dem Herrenstamm vom Kubanflusse an die Maritza wanderte und der aus slawischen Stämmen zusammengesetzt war. Endlich werden ganz im Norden einige finnische Horden geschweift haben. Aus diesen bunten Völkerteilen, zu denen noch Armenier, Zigeuner, Juden, Tscherkessen, Serben, Albaner und zahlreiche Angehörige der Türkenrasse stießen, ist das Bulgarentum entstanden. Allgemein betrachtet, weist es eine starke Einheitlichkeit, eine große Zähigkeit und Zielbewußtheit des nationalen Willens auf: nach den Eigenschaften zergliedert stellt es jedoch eine Palette dar, die in den mannigfaltigsten Farben schillert.

Nur aus jenem Hange zur Zügellosigkeit ist es zu erklären, daß Kommunismus und Bolschewismus in Bulgarien so viel Anhänger gefunden haben. Wie käme sonst ein Agrarland, das nur von wenig Eisenbahnlinien durchschnitten wird, das keine Industrie und keinen belangreichen Bergbau aufweist, zu einem solchen Ansturm gegen den Kapitalismus, zu einer Verherrlichung der Anarchie? Sind doch sonst die Bauern die zähesten Verfechter individuellen Eigentums und die unversöhnlichsten Feinde von Unordnung und Zerstörung. Nichts ist den Bolschewisten lieber als Brandstiftung und Mord, nichts aber einem richtigen Landmann verhaßter. Das Rätsel läßt sich eben nur aus der geschilderten Rassenanlage erklären. Diese hat schon oft die schrecklichsten Opfer gefordert. Während des Krieges von 1877 kam es vor, daß die Bulgaren ganze feindliche Dörfer umzingelten, alle Männer hinmordeten, Frauen und Mädchen nackt auszogen und insgesamt vergewaltigten. Allerdings waren ihnen in solchen Handlungen die türkischen und tscherkessischen Baschibozuks (wörtlich Tollköpfe) mit bösem Beispiel vorangegangen. Auch wissen unsere Feldgrauen so manches Lied von bulgarischer Brutalität zu erzählen.

Ist schon das Zusammengehen von Kommunisten und der Bauernpartei, wie es jüngst aus Bulgarien gemeldet wird, auffallend und merkwürdig, so ist noch seltsamer das Ziel, das diese merkwürdigen Bundesgenossen sich für ihre Angriffe gewählt haben; sie gehen nämlich wie wütende Keiler gegen die Wrangelsoldaten an. Man wird sich erinnern, daß Ende 1920 die Bolschewiki, mit tödlichen Giftgasen von England ausgerüstet, in die Krim einbrachen und Wrangel von dort vertrieben. Der konterrevolutionäre, jedoch demokratische, nicht zaristische General, der zeitweilig nicht nur die Krim, sondern auch die Hälfte der fruchtbaren und ausgedehnten Ukraine erobert hatte, mußte sich auf seine Schiffe flüchten; mit etwa 70000 Soldaten und etwa 150000 Seelen der Zivilbevölkerung ging Wrangel nach Konstantinopel. Gar bald sahen sich die Flüchtlinge von grimmiger Not bedroht. Frankreich, das bisher den General unterstützt hatte, ließ ihn fallen. Da die Hilfsgelder ausblieben, was tun? Viele, darunter hohe Offiziere, suchten sich als Türsteher oder Zeitungsverkäufer einen Unterhalt zu verschaffen oder fanden als Gärtner oder sonst irgendwie Beschäftigung. Ungefähr 12000 der Soldaten wurden auf serbischen Schiffen nach Cattaro verfrachtet, um von dort nach dem Sandschak gebracht zu werden. Inzwischen ergingen verschiedene Anfragen fremder Regierungen, die sich den Beistand kriegserprobter Söldner sichern wollten. Anträge nach dieser Richtung erfolgten von Brasilien, Algerien und sogar von einer Gruppe kalifornischer Spekulanten, die ihre in Nordostsibirien erworbenen, aber noch nicht bestätigten Konzessionen gegen etwaige japanische Angriffe verteidigen wollten. Die Bolschewiki verlangten die Rückkehr der Wrangelleute, jedoch nur, um sie entweder in ihr eigenes Heer einzureihen oder aber sie hinzurichten. Sie selbst, die Wrangelsoldaten,

wären am liebsten nach Anatolien gegangen, um dort für die Regierung von Angora zu kämpfen. Oder sollte das nur eine Machination der Franzosen gewesen sein, die dann von der Entente, will sagen von den englischen Freunden und deren griechischen Informatoren unterbunden wurde? Man schaut da nicht recht durch, die ganzen Vorgänge sind da äußerst unklar. Geraume Zeit war im Gegenteil eine empfindliche Spannung zwischen den Franzosen, die nach den 300 für die Krim verausgabten Millionen Franken keine weiteren Gelder mehr hergeben wollten, und Wrangel, der auf einem Schiffe im Marmarameer lebte und dort so gut wie interniert war. Schließlich fand man den Ausweg, einen Teil der unbeschäftigten Söldner, die eine Landesgefahr zu werden drohten, nach Bulgarien abzuschieben. Während die Söldner im Sandschak zu militärischen Verbänden zusammengefaßt blieben und von der Belgrader Regierung Herbst 1921 in der Gegend von Mitrowitza gesammelt und dann bei Dibra angesetzt wurden, um Mittelalbanien für die Serben zu erobern, wurden ihre Kameraden in Bulgarien auf das platte Land verteilt, um dort als Landarbeiter und Taglöhner zu wirken. Sie bildeten also gar keine Bedrohung mehr. Trotzdem jetzt dieser plötzlich auflodernde Haß der Bauern und der Kommunisten! Es liegt nahe, auf fremde Anstiftung zu denken, und noch näher, das Karnikel in Moskau zu suchen.

Die Franzosen schickten nämlich Burzeff nach Karlowitz, wo gegenwärtig Wrangel weilt. Karlowitz ist eine beträchtliche Stadt, mehrere Tagereisen nordwestlich von Belgrad, seit zwei Jahrhunderten der Sitz eines Patriarchen für diejenigen orthodoxen Serben, die seit der Zeit Prinz Eugens in Habsburgische Lande ausgewandert waren, und gehört jetzt zu Jugoslawien. Wer aber ist Burzeff? Er hat sich berühmt gemacht als Spionenriecher. Er hat ein Buch, das vor 15 Jahren gewaltiges Aufsehen machte, gegen einen der wichtigsten Männer der Ochrana, der berüchtigten dritten Abteilung, Azew, veröffentlicht, mit dem Beweise dafür, daß Azew zwei Herren diente, dem Zaren und den Revolutionären, und daß er beide verriet. Burzeff, ein ungeschlachter tatarischer Russe, gehörte selbst zu den Sozialrevolutionären. Nach dem allgemeinen Zusammenbruche gründete er zu Paris, seinem ständigen Aufenthalte, eine eigene Zeitung, „La cause commune“, von der ein Ableger, „Gemeinsame Sache“ („Obschtsche Djelo“) in Berlin erschien, und schrieb zugleich regelmäßig für die „Victoire“ seines Freundes Hervé. Obwohl Burzeff auch mit dem Auswärtigen Amte in Berlin Verbindungen suchte und eine Unterredung mit Maltzahn hatte, arbeitete er doch vorzugsweise für die Franzosen. Im Pariser Auftrage begab er sich 1919 und noch einmal 1920 nach der Krim, gelangte bis Asow, studierte die dortige Lage und verfaßte eine Reihe von Berichten darüber, die außerordentlich günstig — allzu günstig — für Wrangel lauteten, in den ihm zu Gebote stehenden Zeitungen. Nachdem die

Franzosen Wrangel preisgegeben hatten, verstummte er. Im Frühsommer 1922 ist er auf einmal wieder bei Wrangel aufgetaucht. Das bedeutet die Anbahnung einer abermaligen Unterstützung Wrangels durch Paris. Im August rief sich der Kandidat der Franzosen, Großfürst Kyrill, zum Zaren aus.

Der geschilderte Vorstoß löste beinahe automatisch den Vorstoß der Kommunisten aus. Da nun das amtliche Deutschland mit Moskau so gut wie verbündet ist, so bedeutet das, realpolitisch gesehen, eine berlin-freundliche Handlung der Bulgaren. Das Verhältnis Sofias zu Berlin hat mancherlei Schwankungen erfahren. Im Balkankriege von 1912/13 waren zweifellos die deutschen Sympathien auf Seite der Bulgaren. Da vollends im August 1913 Österreich zugunsten der Bulgaren intervenieren wollte, was die Unterzeichnung des Bukarester Vertrages beschleunigte — nach einer Friedenskonferenz, die nur eine Woche dauerte und damit den Rekord schlug — und da Österreich mit dem Deutschen Reiche verbündet war, so wuchs neuerdings die Deutschfreundlichkeit in Sofia. Sie verdichtete sich zu einem Schutz- und Trutzbündnis, als dessen Anreger und Durchführer der mit Ferdinand verwandte Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg war, im August 1915. Wir sind dann Waffengenossen auf dem Westbalkan und später in Rumänien gewesen. Nachgerade entstanden jedoch Unstimmigkeiten, die schließlich dazu führten, daß die Bulgaren sich von den Mittelmächten trennten und sich der Entente in den Arm warfen. Wenn man gerecht sein will, muß man sagen, daß die Bulgaren mehrfach Ursache hatten, gegen uns verschnupft zu sein. Erstlich verhinderte die Berliner Diplomatie sie daran, gegen das heißersehnte Saloniki vorzudringen. Heutzutage kann aber kein Zweifel mehr darüber walten, daß die Besetzung Salonikis das einzig richtige gewesen wäre; daß sie unterlassen wurde, hat uns mit den Weltkrieg verlieren lassen. Der Anfang vom Ende war im Balkan. Zweitens fühlten sich die Bulgaren dadurch benachteiligt, daß wir ihnen mehrfach während der Kriegführung in Rumänien in den Arm fielen und namentlich ihnen untersagten, Konstanza zu nehmen, fernerhin, daß wir ihre Ansprüche auf einen Teil Bessarabiens, wo 30 000 Bulgaren oder noch mehr leben, nicht unterstützten, sondern in der Schwebe beließen und unsere Bundesgenossen auf eine künftige Friedenskonferenz vertrösteten. Die Bulgaren erklärten klipp und klar, daß sie sich so die Sache nicht gedacht hätten. Was sei denn eigentlich das Kriegsziel, für das sie Gut und Blut einsetzten? Nun wohl, ein bedeutsames Kriegsziel hatten sie damals erreicht, nämlich die Gewinnung Mazedoniens. Gerade hier aber setzte eine beklagenswerte Ungeschicklichkeit oder vielmehr grobe Disziplinlosigkeit unserer politischen Leitung ein. Man ließ es zu, daß ein namhafter Sozialistenführer, Wendel, Aufsätze in großen reichsdeutschen Zeitungen veröffentlichte, des Inhalts, daß Mazedonien von Rechts wegen den Serben gehöre, da es überwiegend von Ser-

den besiedelt sei. Diese Behauptung Wendels, der jetzt wieder eine beträchtliche Rolle in Jugoslawien spielt und sich intensiv wirtschaftlich dort betätigt, war erstlich eine unglaubliche Dummheit, denn sie stieß offenkundig unseren Freunden und Bundesgenossen vor den Kopf; zweitens widerspricht sie durchaus den Tatsachen. Wie sämtliche unparteiische Beurteiler, wie namentlich auch die Carnegiekommission, die, mit reichlichen Mitteln ausgerüstet, von Amerika nach Südosteuropa entsandt wurde, um die Ursachen des Balkankrieges zu erforschen, übereinstimmend gefunden haben, besteht die Mehrzahl der mazedonischen Bevölkerung aus Bulgaren. Ich möchte hier gleich noch einen Punkt erwähnen, der von der genannten Kommission zwar erörtert, jedoch nicht erschöpfend behandelt worden ist, nämlich die Frage, wer im Sommer 1913 angefangen habe, die Bulgaren oder die Griechen. Die Sache liegt so, daß tatsächlich die Bulgaren angefangen haben. Sie waren jedoch dazu berechtigt, weil sie wußten, daß schon im Januar des Jahres Geheimverträge zwischen ihren ehemaligen Bundesgenossen und jetzigen Feinden abgeschlossen waren, um sie, die Bulgaren, der Siegesbeute zu berauben. Alles dies sind Dinge der Vergangenheit. Sie sind jedoch in Sofia noch nicht vergessen. Trotzdem hat sich neuerdings wiederum eine spürbare Deutschfreundlichkeit bei den Bulgaren aufgetan. Der Handel mit Deutschland namentlich ist offensichtlich im Aufblühen begriffen.

Das Deutschtum ist auf dem Balkan, infolge von Einverleibungen, erheblich gewachsen. Früher erhob es sich nur auf 60 000; jetzt umfaßt es — verschiedene Quellen bieten verschiedene Angaben — $1^1/_4$ bis anderthalb Millionen.

Nunmehr zählt Rumänien dreiviertel Millionen Deutsche, nach einem Gewährsmanne sogar 1,1 Millionen. Die Verschiedenheit der Schätzungen erklärt sich durch die Unsicherheit, die hinsichtlich unserer beßarabischen Volksgenossen herrscht. Auf der einen Seite nämlich war der Zensus von 1897, auf den unsere Statistiker zurückgehen, anerkanntermaßen äußerst unvollkommen und hat die Menge der deutschen Siedler schwerlich erfaßt; auf der anderen Seite sind in Beßarabien, wie in Südrußland, in Kaukasien und an der Wolga sehr viele Deutsche, deren Zahl schlechterdings sich der Schätzung entzieht, untergegangen. Wie Rumänien, so beherbergt auch Jugoslawien eine stattliche Zahl deutscher Städte und Bauern, die allerdings in der Hauptsache auf ein kleines Gebiet im Nordwesten beschränkt sind, zusammen etwa $^1/_3$—$^2/_5$ Mill., während unsere Sprachinseln in Bosnien und in Belgrad zahlenmäßig nicht allzusehr ins Gewicht fallen. In jedem Falle haben wir in Zukunft mit einem starken Deutschtum in dem erweiterten Balkansysteme zu rechnen. Das ist ein Faktor, der notwendigerweise auch auf die mitteleuropäische Politik einen beträchtlichen Einfluß ausübt.

Wichtig ist die Einbeziehung Ungarns in das balkanische Staatengeflechte. Auch hier kehrt das Ende zum Anfang zurück, die Gegenwart zu entlegener Vergangenheit. Denn gleich in ihrer Frühzeit, als die Magyaren den Pruth überschritten, um dauernd Osteuropa zu verlassen, als sie kaum noch ihre neue Heimat an Donau und Theiß erobert und befestigt hatten, da wandte sich ihre Tatkraft auch gegen Süden, gegen das byzantinische Reich. Zu wiederholten Malen sind die Magyaren bis vor Konstantinopel und einmal sogar bis tief nach Griechenland hinein geritten. In der Folge, unter den mazedonischen Kaisern, hat sich Byzanz wieder auffallend erholt, hat Bulgaren und Serben abermals seinem Szepter unterworfen und das ohnehin bereits erlahmte Ungestüm der Magyaren zurückgedrängt, nicht ohne auf Ungarn einen beträchtlichen kulturellen Einfluß zu erlangen. Die Stephanskrone zeigt byzantinische Muster, und ein ungarischer König hat sich mit einer byzantinischen Kaiserstochter vermählt. Seit dem 13. Jahrhundert aber kehrte sich das Verhältnis um. Byzanz war von der lateinischen Ritterschaft erstürmt, und der Balkan ward unter die Lateiner und einige slawische Duodezfürsten aufgeteilt. Jetzt war Ungarns Stunde gekommen. Von einer besonders tatkräftigen und eroberungslustigen Dynastie, den Anjou, die von Neapel bis Polen herrschten, wurde es auf den Gipfel seiner Macht geführt. Es wandte seine Kraft abermals gegen den Balkan. Es gewann für einige Menschenalter Nordalbanien, Dalmatien, einen Teil des alten Königreichs Serbien, Stücke von Bulgarien, besonders das Banat Widdin und zeitweilig die Länder an der unteren Donau, zum mindesten die Walachei. Diese Bestrebungen, südlich der bis 1914 bestehenden Grenzen des Stephankönigreiches Fuß zu fassen, dauerten bis zu Hunyadi, bis nach der Mitte des 15. Jahrhunderts. Durch die Besetzung Bosniens und der Herzegowina hatte neuerdings Ungarn Interessen auf dem Balkan errungen. Freilich, als Teil bloß der Doppelmonarchie, allein es war bezeichnend, daß bis auf den Polen Bilinski alle Statthalter der annektierten Provinzen Magyaren gewesen sind. Durch die Lage allerdings, die der Weltkrieg geschaffen hat, ist Ungarn von einer Angriffs- in die Verteidigungsstellung gedrängt worden. Das Gemeinsame jedoch mit früheren Lagen besteht darin, daß es wiederum aufs engste mit den Geschicken des Balkans verknüpft ist.

Nachdem einmal den betrübten französischen Lohgerbern die russischen Felle weggeschwommen waren, da wurde sofort die Losung ausgegeben: Gegen den Sowjet! Die gehorsamen Polen schwenkten ein und griffen zunächst in diplomatischen Noten die Moskauer heftig an. Andere osteuropäische Staaten schlossen sich dem Vorgehen der Polen an, es ist aber durchaus nicht gesagt, daß dies überall, und noch weniger, daß es aufrichtig und gern geschah. Man kann es sehr wohl begreifen, wie die kleinen Leoparden sich scheuen, einen wilden

Tiger zu reizen. Man kann ohne weiters verstehen, wenn Rumänien nur mit unbehaglichen Gefühlen einer Invasion der Sowjetheere entgegensieht oder wenn Finnland vor einer Erneuerung des bewaffneten Angriffes auf Karelien steht. Für Rumänien ist der Zankapfel längst gegeben: Beßarabien. Im Grunde hat dies Gebiet, das von dem im 13. Jahrhundert auftauchenden Fürstengeschlechte der Beßaraba benannt ist, niemals recht zu Rumänien gehört, wenn es auch geologisch eine Fortsetzung des unteren Donaubeckens vorstellt. Seitdem die siegreichen Heere Katharinas den Pruth überschritten und in den Donaufürstentümern gegen den Großtürken kämpften, ist Beßarabien stets in den Händen der Russen gewesen. Wenn eine kurze Zeitspanne hindurch Beßarabien staatsrechtlich den Machthabern in der Walachei überantwortet wurde, so geschah das doch in einer Form, daß tatsächlich die Russen die maßgebende Stellung in dem Lande behielten, wie denn auch zumeist russische Garnisonen dort belassen wurden. Es war ja zweifellos keine besonders freundschaftliche Handlung, wenn Alexander II. auf dem Berliner Kongresse Beßarabien ergatterte. Nur ein Jahr vorher, da pfiffen die Russen ganz anders. „Kommt uns zu Hilfe, unter welchen Bedingungen ihr wollt, aber kommt und kommt sofort!" so drahtete der Großfürst Nikolai, der Vater des aus dem Weltkriege sattsam bekannten Nikolojewitsch, an den damaligen Fürsten, nachherigen König Karol von Rumänien. Allgemein erklären die Kenner der Kriegsgeschichte, daß ohne die rumänische Hilfe das russische Unternehmen gescheitert wäre. Zum Dank für die Hilfe steckten später die Russen Beßarabien ein, dessen Besitz ihnen vom Berliner Kongreß bestätigt wurde. Naturgemäß war man in Bukarest wütend. Wenn man jedoch erwägt, daß die Donau-Fürstentümer viele Geschlechter hindurch dem Großtürken gezinst haben, erwägt, daß sie ohne den Beistand der Russen in der Vasallenschaft verharrt hätten, ferner erwägt, daß viele Jahrzehnte hindurch früher schon Beßarabien tatsächlich russisch gewesen ist, muß man die Undankbarkeit der Moskowiter doch in milderem Lichte sehen. Nun hatten wieder 1918 die Rumänen das unverdiente Glück, einen günstigen Vertrag mit Herrn von Kühlmann zu schließen, und neuerdings Aussicht auf das Land jenseits des Pruth zu bekommen. Nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte wurde Beßarabien ihnen, die sofort über den Pruth vorbrachen und sogar bis Wolhynien vorstießen, tatsächlich von der Entente dauernd zugewiesen. Sie konnten dafür geltend machen, daß mehr Rumänen in Beßarabien sitzen, als Angehörige anderer Volkheiten zusammengenommen. Immerhin ist die Besitzergreifung noch keine vier Jahre alt, und es liegt klar zutage, daß sie weniger der eigenen Tatkraft der Rumänen als der Verkettung der Umstände zu danken ist. Nur den Diplomaten von Bukarest ist das nicht klar. In keinem Falle wollen sie die eigene Minderleistung eingestehen, und in keinem Falle möchten sie Beßarabien, das seit Menschenaltern heiß erstrebte, wieder hergeben.

Von der Schule her, von Homer und Platon, haben viele unter uns eine vortreffliche Meinung über die Griechen. Seinerzeit äußerte sich die Begeisterung für die Hellenen so überschwenglich, daß Deutsche nach dem Balkan zogen, um dem geliebten und verehrten Volke bei seinem Freiheitskampfe zu helfen und zugleich, wie Wilhelm Müller, der Dichter des kleinen Hydrioten, ihrer Begeisterung in Liedern Luft machten. Das war gerade vor hundert Jahren.

Seitdem hat sich die Meinung gewaltig geändert. Gelegentlich hat man dann des Schlechten zu viel getan und ist in das Gegenteil umgeschlagen und hat an den Griechen auch gar kein gutes Haar mehr finden wollen. Jedenfalls aber hat man eingesehen, daß der Großtürke nicht mehr wie vor Jahrhunderten, da er Wien bedrohte, der Ausbund aller Bosheit und Schlechtigkeit sei, sondern auch sehr achtungswerte Eigenschaften habe. In einem könnte uns der Türke sogar zum leuchtenden Vorbilde gereichen, in der flammenden Liebe zu seinem Vaterlande und in der Kraft, wie er sich seinen Feinden widersetzt. Hat doch das geschlagene, ausgesogene, aus hundert Wunden blutende osmanische Volk es fertig gebracht, alle seine Gegner aus Anatolien hinauszudrängen und für sich wieder eine gefürchtete Stellung in der Welt zu erringen. Die Osmanen stehen politisch hundertmal besser da als die Deutschen. Das drückt sich auch in der Valuta aus. Früher hielt man dafür, daß kein Staat erbärmlichere finanzielle Zustände aufzuweisen habe als die Türkei, der denn auch die führenden Großmächte eine dette publique aufgebrummt hatten — ein Vorspiel der Finanzkontrolle in Deutschland. Und heute? Da steht das türkische Pfund, das einst 18 M. gegolten hatte, auf beiläufig 1200, ist also 60mal besser als unsere Währung. Wir haben es in der Tat herrlich weit gebracht! Wer hätte jemals auch nur entfernt sich träumen lassen, daß wir so tief unter die geschmähten und verachteten Türken sinken würden?

Dieser Tage braut sich abermals ein Ungewitter auf dem Balkan und in Vorderasien zusammen. Schuld daran ist der Ehrgeiz der Griechen. Nachdem ihre anatolischen Hoffnungen zu Wasser geworden, wollen sie wenigstens in Europa ergattern, was sie nur können. Ihr Heer, das aus Kleinasien herausgeschlagen ist, sinnt auf Eroberungen am Bosporus. Die Hellenen haben augenblicklich einen König, der sich eines bedeutungsvollen Namens erfreut. Es ist seit langem die heiße Sehnsucht der Griechen die Wiedergewinnung von Konstantinopel, wo einst die Byzantiner länger als ein Jahrtausend walteten. Als glückliche Vorbedeutung wird es daher aufgefaßt, daß der Name des jetzigen Throninhabers an den Namen der ersehnten Welt- und Hauptstadt anklingt. Ein Kaiser Konstantin gründete Konstantinopel, und ein zweiter Kaiser Konstantin soll auf der Hagia Sofia das Kreuz wieder aufrichten! Zufällig heißt nun auch die Gemahlin des jetzigen Königs Sofia. Was Wunder, daß da alte Hoffnungen wieder wach werden? Für die Christenheit wäre es zweifellos ein frommer Sieg.

wenn die Hoffnungen sich verwirklichten. Andererseits wird man es begreifen, daß die Türken sich diesen Plänen aufs äußerste widersetzen. Seit 1453 ist das Reich der Sultane aufs innigste mit Stambul verknüpft. Das Ansehen der Osmanen leidet es nicht, daß Stambul ihnen entrissen werde. Und hat nicht einst Napoleon gesagt: Der Besitz Konstantinopels bedeutet die Weltherrschaft! Freilich würde es sich in keinem Falle um eine Weltherrschaft der Griechen handeln; dazu ist dieses Volk, das, wie man auch sonst seine Kraft immer einschätzen möge, doch nur 6 Millionen Seelen zählt, denn doch nicht kopfreich genug. Vielmehr stehen im Hintergrunde die Engländer, die augenblicklich am Bosporus maßgebend sind, wie sie denn auch die Polizei in der Stadt ausüben. Letzten Endes geht es um eine Herrschaft der Engländer, die hier, an diesem vorgeschobenen Posten am Goldenen Horn, ihren indischen Besitz verteidigen.

Die Angoratürken versammelten ein Heer bei Ismid in Nordwestanatolien, um es nach Konstantinopel hinüberzuwerfen. Die Türken verlassen sich auf Frankreich. Man argwöhnt, daß die Franzosen noch vor den Griechen in Konstantinopel einziehen wollen. Wiederum napoleonische Politik!

Die Griechen haben im Hochsommer 1922 ein Heer gegen Thrazien aufmarschieren lassen. Sie haben 25 000 Mann nach Rodosto geworfen, das am Marmarameere liegt, zwischen Bosporus und Dardanellen. Das hat die Türken sofort zu erbittertem Widerstande aufgestachelt, zwar nicht die Mannen des Sultans, der nur noch eine Drahtpuppe in den Händen der Entente ist, wohl aber die Angoratürken. Mustafa Kemal will Streitkräfte nach Thrazien ziehen und an der Tschataldschalinie, die sich nördlich Konstantinopels von Meer zu Meer hinzieht, den Hellenen entgegentreten. Die Tschataldschalinie ist schon zu dutzenden Malen heiß umstritten worden. Einmal galt es, die Goten, dann die Hunnen, dann die Avaren und zuletzt die Bulgaren abzuweisen. Noch 1912/13 ist an dieser Linie das Ringen zwischen Osmanen und Bulgaren zum Stehen gekommen. Damals haben deutsche Offiziere, namentlich auch bayerische, wie der General von Lossow und der Graf Preysing, den Türken wirksam geholfen. So scheiterte der Traum Ferdinands, als bulgarischer Zar, als Simeon II., in Konstantinopel einzuziehen. Heutzutage sind umgekehrt die Bulgaren, die schon eine Bündnisgesandtschaft nach Angora ins Werk setzen wollten, auf seiten der Türken zu finden. Denn auch die Bulgaren sind geschworene Feinde der Griechen oder sind es vielmehr wieder geworden, da der volkliche Gegensatz zwischen den beiden schon längst grob hervorgetreten war. Seit Monaten wütet denn auch ein erbitterter Bandenkrieg zwischen den beiden Völkern, namentlich in Südmazedonien.

Man ahnt es: der Zweikampf zwischen Türken und Griechen wächst sich zu einem Duell zwischen Franzosen und Engländern aus, denn die Griechen werden offensichtlich von London unterstützt. Der

britische Admiral hat ausdrücklich schon 1921 der griechischen Flotte unter Admiral Kyptos Polizeirechte im Ägäischen und Schwarzen Meere eingeräumt und hat nach einigem Zögern, Mitte August 1922, seine eigene Flotte klar zum Gefecht gemacht. Er trägt einen hochtönenden Namen, Sir Osmond Beauvoir-Brock. Inzwischen ist ein stattlicher Teil der Atlantischen Flotte im Marmarameere eingelaufen, und sind mehrere Regimenter von Malta und Gibraltar nach den Dardanellen abgegangen. Die englischen Oberbefehlshaber in Konstantinopel und Umgegend sind Maurice und Harrington. Es galt, Mustafa Kemal vom Überschreiten der Meerengen und vom Vormarsch auf Konstantinopel abzuhalten. Inzwischen regte Großbritannien eine Orientkonferenz an, die entweder in Venedig oder in Mudania in Nordwestanatolien abgehalten werden sollte.

Konstantinopel ist eine Festung, die schwer zu nehmen ist. Schwer von fremden Eroberern, während Mustafa Kemal als Einheimischer begrüßt wurde. Die Stadt läßt sich zu Wasser und zu Lande verteidigen. Tatsächlich ist die Stadt auch nur sehr selten eingenommen worden, ein Schicksal, das Jerusalem und Rom unzählige Male erlitten. Wenn wir von den vorchristlichen Zeiten absehen, von dem Übergange über die Dardanellen, den Darius und Xerxes unternahmen, von dem Kampfe zwischen Athenern und Spartanern, zwischen den Griechen und König Philipp von Mazedonien, so hat Septimius Severus eine dreijährige Belagerung von Byzanz durchgeführt. Der Kaiser hatte die gesamten Hilfsmittel des Weltreiches zur Seite, und doch hat er so lange gebraucht, um diese einzige Stadt zu überwältigen. Danach ist Konstantinopel, wenn man zahlreiche Thronwirren übergeht und nur den Angriff fremder Völker berücksichtigt, ein ganzes Jahrtausend lang niemals erobert worden, obwohl Araber, Avaren und Bulgaren sich wiederholt und krampfhaft bemühten. Erst ein Jahrtausend nach Septimius Severus ist es auswärtigen Kriegern gelungen, nämlich den Kreuzfahrern. Dann freilich hat ein genialer Padischah der Osmanen nach einer umständlichen, überaus verwickelten Belagerung, die vier Monate dauerte, die Stadt genommen. In den damaligen Zeiten waren weder Bosporus noch Dardanellen durch mit Kanonen gespickte Forts befestigt. Heute ist Konstantinopel noch viel schwieriger zu nehmen als früher. Wenn Ende 1918 die Mächte der Entente in die Stadt einzogen, so geschah das ohne Schwertstreich. Vor allen Dingen handelt es sich jetzt bei einer Verteidigung gar nicht mehr allein, ja, nicht einmal in erster Linie um Konstantinopel, sondern vielmehr um ein ganzes Gebiet, und zwar ein solches, das sich von Kumkale (an der Mündung der Dardanellen ins Ägäische Meer) und Gallipoli bis an die Tschataldschalinien und auf der asiatischen Seite bis Ismid und Haidar Pascha und zum Südufer des Bosporus erstreckt. Man hat es schon öfter gesehen, daß Belagerer zu Belagerten werden. So ist es nicht ausgeschlossen, daß Schiffe der Entente, die

sich jetzt im Marmarameer befinden, abgeschlossen und eingesperrt werden, so wie man eine Flasche zukorkt.

Es handelt sich aber bei der ganzen Verwicklung um eine zweite Weltfrage, die ebenso wichtig ist. Durch den Streit um die Meerengen werden auch Gibraltar und Suez berührt. Wieso? Keineswegs bloß des Handels wegen, der in allen drei Fällen Beziehung auf das Mittelmeer hat, nein, vor allen Dingen des Völkerrechtes wegen. Die schiffahrenden Völker müssen den Anspruch erheben, daß die Völkerstraßen, die vom Atlantischen ins Mittelmeer führen, und die wiederum vom Mittelländischen Meer ins Rote Meer und weiter in die ostasiatischen Gewässer führen, der ganzen Menschheit offenstehen. Was aber sehen wir? England sitzt in Gibraltar fest, hat sich aus dem Felsen (englisch „the rock" ist die gewöhnliche kurze Bezeichnung der Briten für Gibraltar) eine erstklassige Festung geschaffen, um die ganze Meerenge zu beherrschen, und hat während des Weltkrieges die durchfahrenden Schiffe angehalten und sorgfältig durchsucht. Ebenso hat es sich in Ägypten festgesetzt, ist seit 1917 über die Sinaihalbinsel nach Palästina vorgedrungen und beherrscht demgemäß beide Ufer und Hinterländer des Suezkanals. Nun hat England zur Dardanellenkonferenz, die wahrscheinlich zu Mudania stattfinden wird, wohl Rumänien und Jugoslawien zur Beteiligung eingeladen und sogar die Tschechoslowakei, die doch gar keine unmittelbaren Interessen da drunten an den Meerengen hat, nicht aber Bulgarien und nicht Rußland. Genau so ist es sehr wohl denkbar, daß Großbritannien einmal eigenmächtig Frankreich oder Italien von der Straße von Gibraltar, oder Rußland und die genannten Mächte von der Durchfahrt durch den Suezkanal ausschließen will. Es ist aber klar, daß ein solcher Ausschluß gegen die heiligsten Menschenrechte verstoßen würde, denn die Freiheit der Meere ist ein solches Gesetz. Kein Volk, das etwas von sich hält, kann sich von den Ozeanen ausschließen lassen. Und es ist nicht zu dulden, daß eine einzige Macht sich das Recht vorbehält, je nach Gutdünken an wichtigen Verbindungen der Ozeane die Durchfahrt entweder zu gestatten oder zu verweigern. Wozu ist denn überhaupt der Völkerbund entstanden? Er sollte doch die Gesamtheit der zivilisierten Völker darstellen und im Namen des Weltfriedens, im Namen der Menschheits- und der Völkerrechte walten und in diesem Sinne die Angelegenheiten der ganzen Welt, das ist der trockenen Erdteile und der Ozeane ordnen. Sobald daher der Völkerbund einseitige Interessen vertritt, sich für den Nutzen nur eines bestimmten Landes oder Staates einsetzt, dann hat er sofort seinen Daseinszweck verfehlt. Warum also ruft man den Völkerbund nicht auf, um nicht nur die Frage der Dardanellen, sondern auch Gibraltars und Suez' zu entscheiden?

Wir können diese Anregungen eines hervorragenden Ägypters unterstützen. Hier ist wieder einmal eine Gelegenheit für den perma-

nenten Kongreß von Genf, zu zeigen, inwieweit er seine Ideale zu verwirklichen gedenke.

Die Ereignisse vom Herbst 1922 finden bloß in der Zeit der Kreuzzüge ein Gegenspiel. Wie damals, so halten jetzt fremde Eroberer, nämlich die Engländer, Konstantinopel und Nachbarschaft besetzt und versuchen die Meerengen mit jenem Welthafen gegen die eigenen Besitzer, im Falle der Gegenwart gegen die Türken, zu behaupten. Die Engländer sind naturgemäß gegen Angora, weil es die Welt gegen sie in Harnisch bringt und weil es ihnen den Weg nach Indien versperrt.

Vielleicht hängt damit die neuerliche Betätigung Enver Paschas zusammen. Nach vielen dramatischen Wechselfällen ist Enver in Turkestan aufgetaucht. Er befindet sich jetzt in peinlichem Gegensatz sowohl zu Moskau, das ihn lange schirmte und das ihm eine Zuflucht gab, als auch zu Angora. Der ehrgeizige Mann hat sich nach Buchara geworfen und hat in Turkestan eine zahlreiche Gefolgschaft gewonnen. Es scheint, daß er ein unabhängiges mohammedanisches Reich vom Kaspisee bis ins Tarimbecken gründen wolle. Der ganzen Lage der Dinge nach drängt sich der Argwohn auf, daß er hierbei von England unterstützt werde. Teile und herrsche! war von jeher der Wahlspruch der Briten. Was könnte ihnen Willkommeneres geschehen, als einen mohammedanischen Vasallen zu gewinnen, der sich gegen Angora und das mit ihm verbündete Kabul wendet? Da seine Tätigkeit zugleich gegen Moskau gerichtet ist, da ferner Aussicht besteht, seine Macht über die Kirgisensteppe bis zu den tatarischen Stämmen Sibiriens zu erweitern, so ist die Bedeutung seines Auftretens gar nicht abzusehen. Ja, es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß er mit den Japanern Fühlung nähme, die zur Hälfte Uralaltaier, mithin Rassegenossen der Türken sind.

Jener Argwohn, der mehrfach ausgesprochen wurde, ist jedoch, wie wir unten sehen werden, nicht gerechtfertigt.

Wir haben also vier Nebenbuhler oder richtiger zwei Bewerbergruppen um Konstantinopel: Engländer und Griechen, Franzosen und Türken. Dazu kommt als fünfter Staat Rußland.

Die Frage um den Besitz Konstantinopels, das Bonaparte als den Schlüssel der Weltherrschaft bezeichnete, ist demgemäß noch lange nicht entschieden. Es klingt wie eine Stimme aus dem Grabe, daß auf einmal die Russen sich noch als rechtmäßige Anwärter auf die türkische Erbschaft fühlen. Allein begründet ist der Anspruch, und durch staatliche Logik läßt er sich durchaus rechtfertigen. Wenn einmal der Sowjet als rechtmäßige Regierung von den Mächten anerkannt wird, wenn die Vertreter Lenins schon in Genua an demselben Tische mit den Vertretern christlicher Nationen wie auch Japans und Chinas saßen, wenn Rathenau den zaristischen Botschaftspalast den Mannen des Sowjets überantwortete, wenn Moskau sich bedingungsweise bereit erklärte, für die Schulden des ehemaligen

Zarenreichs aufzukommen, wenn endlich die Franzosen die Segnungen des Versailler Vertrages auch auf Moskau erstrecken und ihm 800 Millionen Goldmark auf deutsche Kosten zuschanzen wollten, so war es nur logisch, wenn die Machthaber des Sowjets auch die Erbschaft des Ententebündnisses antreten wollten und an die bündigen Versprechungen erinnerten, die einst die Entente den Ratgebern Nikolaus II. gemacht hat. War es doch ausdrücklich verabredet worden, daß als Siegespreis den Engländern zwar das Großteil der deutschen Kolonien und den Franzosen die Länder links vom Rhein, den Russen aber Konstantinopel und Nordanatolien zufallen sollte.

Die russische Partei ist in Sofia wieder im Wachsen begriffen. Die gemeinsame Religion trägt wie vor alters dazu bei, die Bulgaren für die Russen freundlich zu stimmen, wenn man sich auch nicht verhehlen kann, daß die Regierung des Sowjets mit dem griechisch-orthodoxen Glauben wenig zu tun hat. Die Gemeinsamkeit der Religion sollte auch Jugoslawien oder wenigstens die dort maßgebenden Kreise (die Kroaten und Slowenen sind ja römisch-katholisch) für Moskau günstig stimmen; allein dort, im Nordwesten des Balkans, hat sich ein bedeutsamer Riß aufgetan. Zu Genua verkehrte Tschitscherin besonders freundschaftlich mit den Abgesandten Montenegros. Die Montenegriner sind, obwohl glaubensverwandt und volksverwandt, den Brüdern im alten Königreiche Serbien nicht grün. Schon zweimal ist es zu blutigen Aufständen im Land der schwarzen Berge gegen die serbische Oberregierung gekommen. Und jetzt sucht offensichtlich das von den eigenen Volksgenossen bedrückte Land eine Anlehnung an Moskau. Damit werden die Pläne Peters des Großen und Nikolais II. wieder aufgegriffen, wird die Erinnerung an ein Wort Alexanders III. wach, der da behauptete: Nikita von Montenegro ist mein einziger Freund. Das Bakschisch hat bei der Freundschaft mit den Zrnagorzen nicht unerheblich nachgeholfen; das Schmieren einer willfährigen Hand ist indessen eine Kunst, auf die sich auch die Bolschewiki meisterhaft verstehen. Dergestalt ergeben sich merkwürdige Ausblicke für eine Wiederauferstehung und Steigerung des russischen Einflusses auf dem Balkan. So sind bereits 15 jugoslawische Zeitungen von den Bolschewiki gekauft.

Montenegro hängt an seiner alten, bewährten Dynastie Njedos. Ihre Mitglieder verkehren mit den Zaristen in Rom.

Andere Zerklüftungen ergeben sich in Südslawien durch den Zwist der katholischen Kroaten und der orthodoxen Serben. Trotzdem ist S.H.S., der serbisch-kroatisch-slowenische Staatenbund, mit seinen 11–12 Mill. Einwohnern und seinen 245 000 qkm ein mächtiges Gebilde. Für uns ist es deshalb von besonderm Belang, weil mehrere hunderttausend Deutsche dort wohnen. Das ist überhaupt eine ganz neue Frage in dem neuen Balkan, die deutsche. Die Hauptmasse wohnt unter rumänischer Flagge in dem östlichen Banat, in Sieben-

bürgen, in Beßarabien. Vorläufig ist allerdings der politische Einfluß unserer Volksgenossen gering, namentlich in Jugoslawien. Auf die Dauer jedoch wird er sich schon fühlbar machen. In jedem Falle aber werden unsere kräftigen Vorposten dort die wirtschaftliche Stellung des Gesamtdeutschtums in Südosteuropa fördern und festigen.

Auch in Jugoslawien belebt sich also wieder der russische Einfluß. Freilich, genau wie man leider Gottes zwischen Deutschfreundlichkeit und Berlinfreundlichkeit unterscheiden muß, so ist auch der Sowjetanhang auf dem Balkan von der allgemeinen Russenfreundlichkeit scharf getrennt. Einen Stützpunkt hat das zaristische System in Belgrad. Man muß sich vergegenwärtigen, daß nur die mittlere Zone von Europa republikanisch ist, während der Norden und der Süden des Erdteils noch in monarchischen Formen verharren. Daß auf dem Balkan die dynastische Politik noch immer ein gewaltiges Wort zu sagen habe, dafür gibt der jetzige König von Jugoslawien, Alexander, ein bedeutsames Beispiel. Seine Schwester Helene ist mit einem Sohne des ermordeten Großfürsten Konstantin verheiratet; sie hat zwei Söhne. Eine Gruppe in Belgrad möchte einen der Söhne zum Zaren ausrufen. Ein solcher wäre ein Gegenprätendent gegen den Kandidaten der Franzosen, den jüngst zu Paris proklamierten Kyrill. An Stelle des minderjährigen Sohnes von Helene würde, so beabsichtigt man, Alexander der Regent Rußlands werden. Es handelt sich nur um einen Plan, der vielleicht nie verwirklicht wird; in der Politik ist es aber gut, auch um Pläne Bescheid zu wissen. Förderlich würde sich für das Unternehmen die Heirat erweisen, die im Frühjahr 1922 König Alexander mit einer rumänischen Prinzessin vollzogen hat, eine Heirat, die mit großem Prunk, unter dem alten spanischen Zeremoniell der Höfe, in Belgrad gefeiert wurde.

Die dynastische Verbindung wurde durch eine Militärkonvention zwischen Belgrad und Bukarest bekräftigt. In der Konvention wurde ausgemacht, daß ein serbisches Heer, dem sich die noch verfügbaren Wrangelsoldaten anschließen könnten, ohne weiters durch Rumänien marschieren dürfe. Die Kriegsstärke der Jugoslawen darf auf 700 000 Mann geschätzt werden, und das Heer ist gut. Die Konvention bildet eine engere Verständigung inmitten des weiteren Rahmens, den die Kleine Entente umspannt. So ist Jugoslawien von Norden her völlig gedeckt, und es kann sich außerdem auf die Franzosen, die Schöpfer der Kleinen Entente, stützen. Andrerseits steht Bukarest, wie schon erwähnt, in engerer Fühlung mit Athen, so daß also die französischen Fäden bis in den englischen Einflußkreis hinüberreichen.

Die Freundschaft der Höfe von Athen, Bukarest und Belgrad hat jüngst in gemeinsamen Schritten gegen Bulgarien ihren Ausdruck gefunden. Allzu tragisch darf man die Schritte freilich nicht nehmen, zumal Sofia seinerseits durch die koburgische Verbindung

mit dem rumänischen Königshause verknüpft ist. Es handelte sich um die Bandenkämpfe in Mazedonien.

Im März und im August 1922 ergingen Ultimata, oder wenn man sich an die diplomatische Sprechart der Jetztzeit gewöhnen will, ultimative Noten von Belgrad, Athen und Bukarest nach Sofia. Bulgarien war zwar vollkommen entwaffnet. Es hat nur noch 3000 Soldaten, und selbst die hat es mit Mühe aufgebracht. Denn zur freiwilligen Meldung, die für das bulgarische Söldnerheer ausgemacht war, kamen zunächst nur 800 Mann. Die Bauern waren offenbar der Kriege und Wirren müde, sehnten sich nach Ruhe und wollten von keinem Waffendienst mehr etwas wissen. Und trotzdem die Ultimata? Ja. Das geschwächte, das niedergebrochene, das zu Boden liegende Bulgarien (das nach anderen Gewährsmännern 45000 Mann haben soll) erschien den balkanischen Nachbarn doch noch immer als äußerst gefährlich, genau wie Deutschland den Franzosen und Polen. Dabei waren die Bulgaren doch gerade die gewesen, die am spätesten in die Reihen der Mittelmächte eingetreten waren und am frühesten diese Reihen wieder verlassen wollten, die schon im Frühjahr 1917 zu einem Sonderfrieden bereit waren und die Ende 1918 zuerst die Flinte ins Korn warfen. Auch von den Bulgaren wird jetzt beteuert, sie seien schuldlos an allem Unglück, und wird eine überaus rege Pressetätigkeit entfaltet, die ihren Hauptsitz in Paris hat. Nicht weniger als neun ausführliche Schriften in französischer Sprache sind dort erschienen, um die Bulgaren reinzuwaschen. Einige Milderungsgründe kann man ihnen allerdings zubilligen. Wir haben sie oben zusammengestellt. Südmazedonien, das unzweifelhaft bulgarisch ist, wurde ihnen vorenthalten, und dreiviertel Jahre lang blieben, auf Entscheid von Berlin hin, die verbündeten Heere der Mittelmächte an der damaligen griechischen Grenze stehen, ohne, was für den Ausgang des Weltkrieges von maßgebender Bedeutung gewesen wäre, einen Vorstoß nach Saloniki zu unternehmen. Nicht minder vorenthalten wurde ihnen Konstanza, auf das sie allerdings kein sonderliches Anrecht hatten, dessen sie aber zum Ausbau ihrer Seegeltung dringend bedürftig waren. Und sogar der Besitz der Norddobrudscha wurde hinausgezögert, während gleichermaßen der Besitz derjenigen Teile Beßarabiens, die eine bulgarische Bevölkerung hegen, dem Beschlusse künftiger Konferenzen anheimgestellt wurde. Aber noch mehr und Herzkränkenderes! Nicht allein wurden nach bulgarischer Auffassung die Ruhmestaten der bulgarischen Helden in deutschen Zeitungen lange nicht genug gewürdigt, wurden sogar absichtlich verschwiegen, sondern man ließ es zu, wie oben ausgeführt, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Wendel in der Presse dafür eintrat, daß Mazedonien serbisch sei. Es waren das sozialistische Sabotagen unseres Siegs, waren zugleich Fehler der deutschen Diplomatie, vor deren Wiederholungen wir auch heute noch keineswegs

sicher sind. Die Dinge sind vergangen, allein der Groll darüber wurzelt noch tief in dem Herzen der Bulgaren. Dagegen beginnt in dem Lande eine steife Brise der Berlinfreundlichkeit aufzukommen.

Das gleiche kann für Jugoslawien gelten, allerdings vorläufig nur auf wirtschaftlichem Gebiete. Vor kurzem wurde ein bedeutsamer Handelsvertrag zwischen Berlin und Belgrad abgeschlossen, und auf der Agramer Messe dieses Sommers war Deutschland hervorragend vertreten. Dem Vernehmen nach soll auch in Griechenland die Woge der Deutschfreundlichkeit wieder anschwellen.

Zwei ehemalige Balkanstaaten, Jugoslawien und Rumänien, haben ihre früheren Gebiete um das Doppelte und mehr als das Doppelte vergrößert. Man kann jedoch nicht leugnen, daß diese Ausdehnungen der Territorialhoheit sich auf volkliche Zustände, auf eine ethnologische Unterlage stützen können; tatsächlich leben Serben weit über die Donau hinaus bis tief ins Herz von Ungarn hinein; ebenso waren über drei Millionen Rumänen schon seit alters in dem Habsburgerreiche angesiedelt. Weniger in der Bukowina, die ebenfalls zum größten Teile dem neuen Königreiche Rumänien anheimgefallen ist. Auch nach Osten zu müssen wir den bisherigen Begriff des Balkans erweitern, nämlich durch Einbeziehung von Beßarabien, wo seit Jahrhunderten das Großteil der Bevölkerung aus Rumänen bestand. Wenn demgemäß die Territorialgrenzen heutzutage besser mit den ethnologischen zusammenfallen, so ist auf der anderen Seite der Begriff der südeuropäischen Halbinsel besser abgerundet, wenn man einfach eine Linie zieht, die von dem nördlichsten Einschnitte der Adria bis zu dem äußersten Schnittpunkte im Nordosten, nämlich der Mündung des Dniestr führt, eine Linie, die annähernd gerade über Laibach und Temesvar verläuft, um dann allerdings eine stattliche Ausbuchtung nach Norden hin durch Moldau und Bukowina zu erfahren. Das Gesamtergebnis ist aber, daß der Befund der volklichen Unterlagen und die rein geographische, man möchte fast sagen, geometrische Linie im Norden fast zusammenfallen. Im ganzen Westen und Süden ist die Sache leicht: Bosporus und Dardanellen, Adriatisches und Jonisches Meer trennen die Halbinsel vollkommen von der Außenwelt ab. Im Süden wird Kreta, das allerdings bedeutende Beziehungen auch zu Afrika hat, dem Balkan zugebilligt. Umstritten sind allein die kleinasiatischen Inseln. Sie bilden Übergangsglieder. Das mag sogar geologisch gelten, da nach einigen Gewährsmännern die Gebirge Südosteuropas sich in Kleinasien fortsetzen.

Der Balkan, wie er bis 1918 bestand, mit Einrechnung des österreichischen Besitzes, wurde auf 598 000 Geviertkilometer veranschlagt. Dazu ist jetzt das Laibacher Becken, alles Gebiet bis zum Triglav, ferner Kroatien und das Banat gekommen, sodann die Bukowina und Beßarabien. Heutzutage wird das Gesamtgebiet der

Balkanstaaten rund 840 000 Quadratkilometer ausmachen. Die Zahlen schwanken im einzelnen noch sehr. Es ist nämlich mißlicher, als der Leser denken sollte, zuverlässige Angaben zu erlangen, zumal in unseren gangbaren Handbüchern, wie im „Gotha", meist noch die alten Statistiken fortleben. In einzelnen Fällen klafft zwischen dem sehr genauen „Statesmans Yearbook" und deutschen Handbüchern ein Unterschied von völlig 50 000 Quadratkilometer. Einerlei, wir haben jetzt hier ein Gebiet, das um die Hälfte größer ist als das alte Deutschland, ein Gebiet, das auf Gedeih und Verderb mit der Weltpolitik unauflöslich verknüpft ist. Die Gesamtbevölkerung der sieben Staaten, die gegenwärtig auf diesem Gebiete vorhanden sind, dürfte 40 Millionen betragen. Auch dies eine Zahl, die wohl ins Gewicht fällt.

Inzwischen regt sich wieder das wirtschaftliche Leben. Die rumänischen Ölquellen werden instand gesetzt, ebenso die Bergwerke Jugoslawiens. Handel und Wandel kommen wieder in Bewegung. Die Eisenbahnen werden neu hergerichtet. Der Verkehr mit dem Auslande nimmt zu. Sogar ein gewisser Zustrom von Einwanderern hat begonnen. Auch hat ja der gesamte Balkan eigentlich durch alle die Kriege seit 1912 nicht allzusehr gelitten. Es ist eben in der Hauptsache noch ein Agrarland. Ein Schützengrabenkrieg wurde aber nur da geführt, wo er Kulturwerten nicht viel Schaden zufügen konnte, nämlich in den Hochtälern der Transsylvanischen Alpen, in der menschenleeren Öde am Doiransee und in den Sümpfen Mittelalbaniens. Von Städten wurde keine einzige zerstört, trotzdem wichtige Plätze wie Janina, Skutari, Adrianopel, Monastir monatelang belagert wurden. In der Hauptsache handelte es sich doch stets um einen Bewegungskrieg, der meist überraschend schnell verlief, um Springfluten, die über das Gelände dahinbrausten, ohne allzu schlimme Spuren zu hinterlassen.

Nur die finanzielle Lage ist nicht rosig. Die Schulden haben sich ganz bedeutend vermehrt, und die Aufwendungen, die für den Wiederaufbau gemacht werden, zwingen zu neuen Anleihen. Die Schulden betragen in Gold für Griechenland 3,3 Milliarden Drachmen, für Jugoslawien drei Millionen Dinar, für Bulgarien 7,7 Milliarden Leva und für Rumänien 11 Milliarden Lei. Bei der Zusammenstellung fehlen Albanien, dessen Staatsschuld ganz unbedeutend ist, und die europäische Türkei, die einstweilen unter der Vormundschaft der Mächte, insbesondere Englands, steht und deren finanzielle wie sonstige Zukunft völlig dunkel ist. Merkwürdig verschieden sind die Währungen der einzelnen Länder. Am schwierigsten ist Jugoslawien, das eine Doppelvaluta hat, eine von Kronen (gleich ein viertel Dinar) in Agram und eine alte Dinarwährung in Belgrad. Am besten steht Griechenland da. Sein Drachme muß mit zehn Mark erkauft werden. Die rumänische und die bulgarische Valuta ist etwa

ums Zehnfache besser als die deutsche, die jugoslawische ums Sechsfache als unsere.

Ein Land wie Spanien hat nur einmal einen ganz großen, durchgreifenden Wechsel in seiner Bewohnerschaft erlebt. Das war, als die dortigen Iberer und Ligurer romanisiert wurden. Weder Goten noch Berber noch Araber haben einen dauernden Eindruck gemacht. Ebenso ist Nordwestafrika bis zur Franzosenherrschaft nur einmal gründlich gestört worden: durch den Arabersturm. Kein Land der Erde hat dagegen, außer Kaukasien und der Halbinsel Krim, so viele und so tief eingreifende Umwälzungen und Rasseumschichtungen erlitten wie der Balkan. Ganz im Anfang war die Halbinsel von einer Völkergruppe bewohnt, die einerseits den Tscherkessen, andrerseits den Basken verwandt war, den Thrakern, Illyrern und Pelasgern. Die ganze Gruppe wurde nach und nach mehr oder weniger indogermanisiert. Der Südwesten der Halbinsel fiel den Griechen anheim. In der Nordhälfte hielten sich barbarische und halbbarbarische Stämme bis in die römische Kaiserzeit. Nachfahren der Römer, die seit der Schlacht von Kynoskephalai 197 v. Christi am Balkan herrschten, waren die Kutzowlachen des Pindos, Dalmatiens und Thessaliens, die ihrerseits die Ahnen der heutigen Rumänen wurden. Zu den drei Rassen der Urbevölkerung, von der als ungebrochener Rest die Albaner noch in die Gegenwart hineinragen, zu den Griechen und Römern stießen, als letzte Ausläufer der Völkerwanderung, Kaukasusstämme, die in Bulgarien und Serbien Staaten schufen, die ungarischen Türkfinnen, die mehrfach bis nach Konstantinopel und bis nach Griechenland vorschwärmten, endlich die Slawen. Seit rund 570 wälzte sich eine ungeheuere Slawenflut über ganz Südosteuropa bis in den Peloponnes, ja bis nach Kreta und Anatolien. Die heutigen Neugriechen haben, wie der scharfblickende Fallmerayer erkannt hat, einen starken slawischen Einschlag. Im 13. Jahrhundert nahten lateinische Ritter: Franzosen, Italiener, Wallonen, Katalanen und gründeten Despotate auf dem Festlande und auf den Inseln. Im 14. Jahrhundert kamen die Osmanen. Mit und nach ihnen eine ganze Reihe anderer Asiaten, als da sind Armenier, Tscherkessen, Kurden, Syrer und Araber, dazu die georgischen Lasen und vereinzelte Neger.

Endlich ist eine deutsche Einwanderung zu erwähnen. Sie begann schon sehr früh, schon unter Byzanz, das eine deutsche Fremdenlegion gründete. Sie setzte sich fort unter dem Sultanat, das scharenweise deutsche Renegaten aufnahm.

Im 19. Jahrhundert wurde Konstantinopel eine Zuflucht sämtlicher Abenteuerer Asiens, Nordafrikas und Europas. Der Niedergang der Türkei zeigt sich darin, daß die echten Osmanen immer mehr aus den führenden Stellen verschwinden. Waren schon in den früheren Jahrhunderten fremdblütige, besonders albanische Großvezire und griechische Admirale keine Seltenheit, so ist vollends seit 1850 die Türkei von Nichttürken beherrscht und verwaltet worden.

Einen merklichen Einschnitt macht die Revolution von 1848. Enttäuschte Rebellenführer und ihre Gefolgsmannen flüchteten zu Hauf nach der Türkei. Das anschaulichste Bild hiervon liefert der berühmte historische Roman von Sir John Retcliffe „Sebastopol". Es ist ganz erstaunlich, wie umfassend und scharfblickend dieser deutsche Postrat (Gödsche aus Schlesien) in „Sebastopol" und seinen zahlreichen anderen Romanen, die entschieden über Karl May zu stellen sind, ganz abgesehen davon, daß sie viel lehrreicher und weit besser fundamentiert sind, die einzelnen Entwicklungen aufgefaßt und dargestellt hat. Besonders das Flüchtlingswesen nach 1848 hat Gödsche, der offenbar ausgiebige Studien gemacht hat und sich wohl auch auf mündliche Erzählungen stützt, meisterhaft geschildert. Wir erfahren da, daß nicht weniger als 6000 Ungarn und Polen Mohammedaner wurden und Söldner des Sultans. 72 Adelsfamilien Ungarns und Polens nahmen den Turban. Der Oberbefehlshaber an der unteren Donau im Krimkriege, Omer Pascha, war ursprünglich ein christlicher Kroate, Michael Lattas. Ein Unterführer Omers, der bereits in Spanien eine große politische Rolle gespielt hatte, Prim, war ein Deutscher. Preußische Instrukteure waren als Drillmeister tätig, und bis in den Haushalt des Padischah traf man deutsche Ärzte und Gärtner. Während des türkisch-russischen Krieges 1877 war einer der glänzendsten Feldherrn ein Magdeburger, Mehemed Ali. Den Deutschen gesellten sich Italiener, Belgier und Skandinavier. Seit 1883, da der erste größere Schub neudeutscher Militärinstrukteure, Ärzte und Verkehrsorganisatoren nach der Türkei abging, ist abermals der deutsche Einfluß auf die Türkei gewachsen. Nicht minder wuchs auf dem ganzen Balkan die Zahl unserer Volksgenossen, die sich dort teils vorübergehend, teils dauernd niederließen. Sie war 1913 auf etwa 50—60 000 gestiegen.

Durch den Weltkrieg ist wiederum die Balkanhalbinsel in eine neue Phase eingetreten. Durch die fortwährenden Wirren und Fehden hat sich zweifellos die Bevölkerung verringert. Um wieviel, ist schwer festzustellen. Von den Serben weiß man, daß die Hälfte ihrer waffenfähigen Mannschaft auf den Schlachtfeldern der letzten Jahre liegt. Auch die Bulgaren haben schwer gelitten. Am meisten aber haben im Verhältnis die Türken und Albaner verloren, nicht so sehr durch Schwert und Büchse, als vielmehr durch Hunger, Entbehrung und Krankheiten. Schon während des ersten Balkankrieges (1912) sind an 150 000 Menschen der osmanischen Zivilbevölkerung außerhalb Konstantinopels entweder vernichtet oder zwangsweise ausgesiedelt worden. Soweit sich die Auswanderer retten konnten, haben sie sich meist nach Anatolien geflüchtet. Von den Albanern aber, die auf der ganzen Welt kaum mehr als drei Millionen zählten, wird in den letzten zwanzig Jahren völlig eine halbe Million entweder umgekommen oder entnationalisiert worden sein. Glimpflicher erging es den Griechen und Rumänen, die beide aus dem Balkankriege

wie aus dem Weltkriege bedeutenden Landgewinn zogen. Aber auch diese beiden Völker blieben von Menschenverlusten keineswegs verschont. Die Griechen wurden in Thrazien fast ausgerottet, und sie wurden von den Serben in Mazedonien zurückgedrängt. Die Rumänen aber wurden einmal durch die Kämpfe von 1916/17, dann durch den Bolschewismus in Beßarabien, endlich durch die Kriegswirren, die im Gefolge der bolschewistischen Bewegung ausbrachen, einigermaßen, doch nicht sehr erheblich, verringert. Im allgemeinen ist sowohl das Rumänentum als auch, trotz der anatolischen Niederlage, das Griechentum in deutlichem Aufstiege begriffen. Gleichermaßen das spanische Judentum, das in Saloniki und dann in Konstantinopel seine Hauptburg hatte und das nun auf dem ganzen Balkan die Bahn frei sieht. Ein gewisses Wachstum ist auch, trotz des serbischen Widerstandes, für die Italiener zu verzeichnen, die an der Ostküste der Adria so stark dastehen, wie einst zur Zeit Venedigs.

Den gewaltigen und tiefeinschneidenden Änderungen, die äußerlich die Staatenkarte des Balkans in der jüngsten Zeit erfahren hat, gehen innere Umschichtungen zur Seite. So ist das Albanertum von gänzlicher Vernichtung bedroht. Von Süden her schieben sich die Griechen vor, von Osten und Norden her drängen die Serben. Sie selbst, die Skipetaren, sind uneins. Die tapferen Albaner sind in Gefahr, das Schicksal der Basken zu erleiden und allmählich aus der bunten Völkerpalette zu verschwinden. Auch die Türken stellen nur noch kleine und nicht sehr starke Flecken auf dieser Palette dar. Am schwierigsten ist die Zukunft Mazedoniens zu beurteilen. Schon in der Vergangenheit war dies Gebiet praktisch und theoretisch am heftigsten umstritten. Theoretisch, denn in Aufsätzen, Flugschriften, Büchern suchten die Vertreter der einzelnen Volkheiten glaubhaft zu machen, daß ihnen von Rechts wegen das Gebiet gehöre. Es war fast wie bei der Variations- und Permutationsrechnung. Las man zehn Bücher, so konnte man zehn völlig voneinander abweichende Ansichten wahrnehmen. Hörte man auf einen Griechen, so waren in Mazedonien zwei Millionen Griechen und 50 000 Serben, schenkte man einem serbischen Gewährsmanne Vertrauen, so war das Verhältnis gerade umgekehrt. Ebenso umstritten ist die volkliche Lage zwischen den slawischen Vettern selbst. Gab ein serbischer Agitator einem Mazedonier ein paar Silberstücke, so erklärte sich dieser für einen Serben; wurde dagegen der Mazedonier von einem bulgarischen Einbläser beschenkt, so erklärte er sich für einen Bulgaren. Diese Verhältnisse sind heute, in dem glorreichen Zeitalter der Selbstbestimmung der Völker, nicht einfacher, sondern im Gegenteil nur noch verwickelter geworden. Es ist schlechterdings unmöglich, zumal wir darüber nur einseitige Arbeiten haben, nämlich die Arbeiten der Belgrader Akademie der Wissenschaften, mit Genauigkeit zu bestimmen, wie sich die Volkheiten in Mazedonien verteilen.

Im Nordosten der Balkanhalbinsel ist der Wirrwarr nicht viel geringer. Die Rumänen herrschen über Deutsche, magyarische Szekler und andere Ungarn in Siebenbürgen, über Tataren und Bulgaren in der Dobrudscha, über Deutsche, Bulgaren, Griechen und Russen in Beßarabien; dazu kommen noch zahlreiche Zigeuner, die freilich keine politische Rolle spielen, und fast eine Million Juden. Durch die Flucht der Juden aus der Ukraine und dem wankenden Sowjetreiche, durch ihre Auswanderung aus Polen und Litauen, die im größten Maßstabe eingesetzt hat, entsteht noch ein weiteres Problem, um die bereits vorhandene Verworrenheit östlicher Völkermischungen noch mehr zu verwirren. Man muß sich vorstellen, daß zwischen Wilna und Berlin im Norden und dem beßarabischen Kischinew und Saloniki im Süden sich ein breiter Gürtel hinzieht, in dem acht Millionen Juden leben, weit mehr als die Hälfte der Judenschaft der ganzen Erde. Eine ostwestliche Bewegung hat begonnen, die diesen ganzen Gürtel in grundstürzende Aufregung bringt. In Rumänien aber fühlen sich die Juden besonders behaglich und ziehen sich dorthin in immer breiteren Massen. Zehntausende allerdings, wenn nicht Hunderttausende der Wanderer haben sich als letztes Ziel Amerika vorgesetzt und bleiben daher nur vorübergehend in Rumänien und Nachbarschaft.

Eine gewisse Aufmerksamkeit beansprucht die durch die Auswirkung des Weltkrieges veranlaßte Anwesenheit vieler Russen. Seit den Angriffen Katharinas II. sind unaufhörlich Russen am Balkan erschienen, jedoch nur vorübergehend und fast nur als reguläre Soldaten. Die wenigen russischen Mönche und Bischöfe, die jahre- oder jahrzehntelang auf dem heiligen Berge Athos weilten, kann man hier füglich übergehen. Nun sind vor bald zwei Jahren 220 000 Russen aus der Krim nach Konstantinopel mit General Wrangel geflüchtet. Die russische Kolonie von Konstantinopel, die unter den mißlichsten Verhältnissen lebt und die halb am Verhungern ist, hat das bunte Bild am Bosporus und am Goldenen Horn noch bunter gemacht. Kopfreiche Kolonien, die in die Tausende gehen, befinden sich außerdem in Belgrad, Agram und Sofia. Heute hat Wrangel höchstens 35 000 Soldaten zur Verfügung.

Um die Darstellung erschöpfend zu machen, müssen wir noch der Garnisonen der Entente erwähnen, besonders der Engländer und Franzosen in Konstantinopel, die sich dort als Herren aufspielen. Dazu kommt ein neuerlicher Zustrom von Italienern.

Eine neue gewaltige Erschütterung erlitt die Gesamtbevölkerung des Balkans durch den Sieg der anatolischen Türken und vor allem durch den Brand Smyrnas im Herbst 1922. Eine Viertelmillion von Griechen flüchtete nach dem Balkan. Die Osmanen aber fluteten nach Thrazien zurück, wo ein Vernichtungskampf zwischen den einzelnen Volkheiten einsetzte.

Der Balkan, wie er bis 1914 bestand, umfaßte rund 600 000 qkm und beherbergte etwa 27 Millionen Einwohner. Der neue Balkan ist ganz bedeutend ausgedehnter. Er erstreckt sich auf 845 000 qkm und hat beinahe 40 Millionen Menschen. Dazugekommen ist im Westen das Laibacher Becken, alles Gebiet bis zum Triglav, Slowenien, Kroatien und das Banat, im Osten Siebenbürgen, der größte Teil der Bukowina und Beßarabien. Ein solches Machtgebilde kann nicht verfehlen, einen bedeutenden Druck auf die Weltpolitik auszuüben. Der Schwerpunkt hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr nach Norden verschoben. Zuerst war er in Athen, dann in Rom. Im 9. Jahrhundert wurden die Bulgaren, deren Gebiet von den Tschataldschalinien und Nordgriechenland bis zur Theiß ging, die ausschlaggebende Macht. Seit 1204 wurden Venetianer, Genuesen, französische und flandrische Ritter, endlich die katalanischen Raubscharen auf dem Balkan und auf dem Archipel die Herren. Ganz kurz nur dauerte die Geltung der Mongolen, um so länger die Gewalt der Osmanen, die vom Aralsee und ganz ursprünglich vom Altai stammen. Im 14. Jahrhundert war Ungarn der weitaus stärkste Staat Südosteuropas. Jetzt wird die Balkanpolitik von Paris und London bestimmt. Die Möglichkeit besteht jedoch, daß der Balkan im Verein mit Tschechei, Polen, Baltikum und Finnland einen Staaten- oder zum mindesten einen Zollbund errichte, der vom Weißen Meere sich bis zum Ägäischen ausdehnt und der vielleicht sich einst von fremden Einflüssen mehr oder weniger unabhängig machen wird.

---

15. Die Randstaaten des ehemaligen Zarenreiches.

Seit dem großen Zusammenbruche von 1917 glich das ehemalige Zarenreich einem Blätterteig, der sich so allmählich abblättert. Überall fielen Völker und Staaten an den Rändern des Riesenreiches ab, im Osten Sibirien und Turkestan, im Süden der Kaukasus und die Ukraine, im Westen Polen und Litauen, im Norden die baltischen Provinzen und Finnland. Einige der verlorenen Gebiete hat der Sowjet, dem eine satanische Tatkraft nicht abzusprechen ist, wieder zurückerobert, so namentlich die asiatischen Besitzungen. Das Zünglein der Wage ist zwar oft hin- und hergeschwankt. In Sibirien haben sich verschiedene zaristische Generäle aufgetan; Georgien hat noch unlängst einen Aufstand gemacht, um das Joch der Bolschewiki abzuschütteln: Im großen und ganzen aber ist das ehemalige russische Asien auch jetzt wieder russisch. Ebenso ist die Ukraine von dem Sowjet wiederum gewonnen und dem Befehle von Rakowski, einem Bulgaren, der (wie einst Radkow Dimitrieff, ebenfalls ein Bulgare) in russische Dienste trat, unterstellt worden. Rakowski (wahrscheinlich Jude) war Delegierter in Genua.

Ganz anders dagegen haben sich die Verhältnisse im Westen und Norden des einstigen Zarenreiches entwickelt. Dort ist die Absplitterung dauernd gewesen. Wenn man daher heutzutage von Randstaaten spricht, so meint man damit Polen, Litauen, Latvija oder Lettland, ferner Estland und Finnland. Es gehört zu der französischen Politik, diese Randstaaten unter sich in engere Fühlung zu bringen und sie zum mindesten in Absicht auf die äußere Politik zu vereinigen. Außerdem will man in Paris diese Randstaaten durch vertragliche und kommerzielle Bande mit den Staaten der Kleinen Entente, namentlich mit der Tschechoslowakei und Jugoslawien verknüpfen. Was ist der Zweck der Übung? Die Franzosen möchten einen gewaltigen Querriegel schaffen, der ganz Osteuropa von Meer zu Meer absperrt und der den deutschen Drang nach Osten wirksam hemmt.

Auf der anderen Seite ist es das Bestreben des Sowjets, diese Randstaaten für Rußland zurückzugewinnen. Das Bestreben wird einmal leiser, einmal lauter geäußert. Es wird einmal zurückgestellt oder auch ganz in der Kammer der Vergessenheit verborgen, um jedoch, sobald die Lage wieder günstiger ist, unverzüglich aus der Versenkung wieder hervorgeholt zu werden. So ganz unberechtigt ist das Verlangen ja nicht. Schon aus wirtschaftlichen Gründen wird es für die Säuglinge unter den Randstaaten, wird es namentlich für die baltischen Gemeinwesen nicht leicht sein, sich selbständig zu erhalten. Ihr Gewicht ist eben doch gar zu gering. Daher schwanken sie denn auch nach den verschiedensten Richtungen. Es gibt eine starke englische Partei, wie auch Tönnisen, der Führer der Esten während des Weltkrieges ein Asyl in England fand. Die Briten haben bedeutende Konzessionen, besonders in Wäldern, von den baltischen Regierungen erlangt. Auch ist gegenwärtig neben dem skandinavischen der englische Reeder am mächtigsten in den baltischen Häfen. Er war bis vor kurzem sogar an erster Stelle, da Schweden einen wirtschaftlichen Zusammenbruch erlitt, zum Teil wegen seiner allzuguten Valuta — ein Schicksal, das wohl der Schweiz auch noch bevorsteht. In letzter Zeit hat sich aber Schweden wieder erholt. Ebenso gibt es begreiflicherweise in Finnland die verschiedensten Strömungen und Gegenströmungen. Auch dort ist der englische Handel stark beteiligt, und der englische Konzessionsjäger, der es namentlich auf die Forsten und die Eisenerze abgesehen hat, bleibt nicht dahinten. In der Politik ist noch immer eine russenfreundliche Gruppe vorhanden. Oder vielmehr zwei. Denn die eine hat bolschewistische Neigungen; die andere ist zaristisch und feiert als ihr Haupt den General Mannerheim, der einst Garde-Kavallerist in Petersburg war und die schönen Erinnerungen daran noch nicht ganz an den Nagel gehängt hat.

Wenn wir nun einen Sprung nach dem Süden machen, so kommen wir nach zwei Gemeinwesen, die nur zur Hälfte zu den

Randstaaten zu rechnen sind. Nicht staatsrechtlich, aber doch tatsächlich. Das eine ist die Ukraine, das andere Beßarabien. Geraume Zeit hindurch ist die Ukraine unabhängig gewesen, seit dem Vertrage von Brest-Litowsk, dann wieder im Zusammenhange mit den Unternehmungen von Denikin und Wrangel, endlich durch die Hilfe der Polen, die am 6. Mai 1920 Kiew eroberten. Mit den Polen war und ist scheinbar noch Petljura verbündet. Es heißt, daß er sich Wrangel genähert habe und mit ihm gemeinsam ein Heer von 50000 Mann aufstellen wolle. Der Sowjet konnte den Verlust der Ukraine nicht verschmerzen, da sie zwei Drittel der schweren Industrie Rußlands und 40—60% seiner Nahrungsmittel hervorbringt. Der Sowjet hatte denn auch alle Kräfte daran gesetzt, die Ukraine zurückzugewinnen. Das ist ihm gelungen. Beßarabien will natürlich der Sowjet ebenfalls zurückhaben, da es zu dem Zarenreich gehörte. Freilich mag zweifelhaft sein, ob der Besitz Beßarabiens so wünschenswert sei, denn Juden gibt es dort genug und übergenug. Kischineff berüchtigten Angedenkens, wo von der Gesamtbevölkerung 70% Juden sein sollen, ist eine beßarabische Stadt. In Kischineff wurde einige Jahre vor dem Weltkriege der Beilis-Prozeß eingeleitet, bei dem zum ersten Male die Judenschaft offen mit dem Sturz des Zaren und mit der Zerstörung Rußlands drohte. Es kann kein Zweifel daran sein, daß der Sowjet Himmel und Hölle in Bewegung setzen wird, um Beßarabien wieder in seine Hand zu bekommen. Ihm bedeuten ja die Juden eine erwünschte Verstärkung. Auch ist Beßarabien landwirtschaftlich äußerst fruchtbar, was der ausgehungerten roten Armee ein besonderes Lockmittel ist. Zum Teil ist es ein Verzweiflungskampf des Sowjets, der dort und auf den polnischen Gefilden toben wird. „Friß Vogel oder stirb!" Wenn die rote Armee überhaupt weiterleben will, so muß sie das ausgesogene Rußland verlassen, muß andere Länder, die noch verhältnismäßig unversehrt geblieben sind, aufsuchen, um dort den eingeschrumpften Leib wieder zu mästen.

Der leistungsfähigste der osteuropäischen Staaten ist augenblicklich die Tschechoslowakei. Sie hat eine blühende Landwirtschaft, sie hat große Mineralschätze, namentlich an Kohlen, sie hat eine günstige Lage für den Handel, sie hat eine geweckte und tatkräftige Bevölkerung. Freilich, eines hat sie nicht: Einheitlichkeit der Rasse. Es sind Millionen von Deutschen und Magyaren unter ihren Bürgern.

Der ausgedehnteste und volkreichste der Randstaaten, aber der lockerste in seinem Gefüge ist Polen. Die Bevölkerung, die auf 28—30 Millionen zu veranschlagen ist, spaltet sich in Polen, Ruthenen, Juden, Russen, Deutsche und Litauer. Auch die Gesinnung dieser zersplitterten Bewohnerschaft ist weit von Einheitlichkeit entfernt. Es gibt adelige Großgrundbesitzer, es gibt Liberale, es gibt Sozialisten und Bolschewisten. In den Finanzen herrscht die berüchtigte „polnische Wirtschaft". Wenn sich letzthin die Währung von ihrem

Tiefstande auf mehr als das Sechsfache erhoben hat, so kann man trotzdem: immer noch für 17 deutsche Mark ganze hundert polnische kaufen. Besagte Erhebung kommt übrigens keineswegs von einer wirklichen Erstarkung der Staatsfinanzen oder der Privatwirtschaft her, sondern lediglich von dem schlesischen Raub und von dem Import fremder Gelder. So ist in Kattowitz eine französisch-polnische Bank mit einem Kapital von 52 Millionen deutscher Mark gegründet worden.

Ganz bedeutend wohlhabender und in seinen Geldverhältnissen gefestigter ist Finnland. Dort muß man umgekehrt 40 Mark bezahlen, um eine einzige finnische zu erhalten. Auch besteht in Finnland eine gewisse Einheitlichkeit der Gesinnung, ein spürsamer Nationalismus, namentlich Räterußland gegenüber. Von der Bevölkerung machen die Finnen sieben Achtel aus; der Rest besteht aus Schweden, Lappen und Ausländern. Die gewaltigen Wasserkräfte des Landes, seine unerschöpflichen Schätze an Holz und Eisenerz verbürgen ihm eine angenehme Zukunft und eine Fortdauer seines blühenden Handels.

Weniger gut steht es um die baltischen Staaten, die vor allem vom Bolschewismus zersetzt sind. Ihre Valuta ist schlecht, ihre Wirtschaft fällt von einer Krisis in die andere. Ebenso schwankt man politisch von der einen Verständigung, Annäherung und Bündnissehnsucht zur anderen.

Georgien weiß nicht recht: ist es am Rande Rußlands oder am Rande eines unabhängigen Asiens. Jedenfalls ist es am Rande der Verzweiflung. Georgien hat furchtbare Zeiten durchgemacht. Während des Krieges der Durchzug des russischen Millionenheeres, das sich aufmachte, Vorderasien zu erobern. Danach Besetzung durch Deutsche, durch Türken, durch Engländer, die von Franzosen und Italienern*) abgelöst werden sollten, wozu es allerdings nicht gekommen ist. Das benachbarte Armenien, das man, da einst zu zwei Fünftel russisch, ebenfalls zur Not zu den Randstaaten rechnen könnte, sollte sogar unter amerikanische Vormundschaft gestellt werden und eine amerikanische Schutztruppe erhalten. Auch dieser Plan ist gescheitert. Danach war Georgien selbständig und hat die mannigfaltigsten Schicksale gehabt. Es bildeten sich drei Kaukasusrepubliken, deren Grenzenbestand und innere Haltung sich fortwährend änderte. Zuletzt wurde die Republik bolschewistisch. Das war die übliche Vorstufe, das Zurechtkneten für die Einverleibung in Räterußland. Im März 1922 erhoben sich die Georgier gegen Moskau. Die Sowjetdelegation wehrte sich jedoch in Genua mit Händen und Füßen dagegen, daß die georgische Frage in Genua aufs Tapet gebracht werde.

*) Vgl. Nitti, Das friedlose Europa.

Bei ihrem Bestreben, die ehemaligen Randstaaten wieder in die Abhängigkeit zu bringen, die einst unter der Zarenherrschaft bestanden hat, kreuzen sich die Wünsche der Sowjetgranden mit der Hoffnung Frankreichs, die Vormundschaft über jene Staaten zu erlangen.

---

16. Einige Zahlen.

In Zusammenhang mit den Rand- und Balkanstaaten wird es nützlich sein, zumal es schwer ist, darüber zuverlässige Statistiken zu erlangen, einige Zahlen nicht nur über Ost-, sondern auch über Mittel- und Südeuropa in seiner neuen Gestalt zu geben. Es hat gegenwärtig:

Rumänien	300 000 qkm	16 Mill. Einwohner
Bulgarien	104 000 „	4,6 „ „
Südslawien	250 000 „	12,13 „ „
Ungarn	88 000 „	7,5 „ „
Finnland	377 000 „	3,3 „ „
Estland	47 000 „	1,7 „ „
Lettland	58 000 „	1,5 „ „
Litauen	63 000 „	$2^1/_2$ „ „
Polen	367 000 „	27 „ „
(darunter etwa 45 v. H. Polen)		
Tschechoslowakei	141 000 qkm	13,6 „ „
(darunter 60 v. H. Tschechen)		
Österreich	86 000 qkm	6,4 „ „
Italien	362 000 „	38 „ „

Nun zu deutschen Landen! Nicht weniger als 15,2 Millionen gehören augenblicklich zu den Volksgenossen, die außerhalb des Deutschen Reiches in Europa wohnen. Dabei sind aber nicht mitgerechnet 2,85 Millionen Schweizer und Luxemburger. Durch Versailles und seine Folgen verloren wir 8% der Bevölkerung und 11% unseres Gebietes; außerdem 14% der Weizen-, 18% der Roggen- und 20% der Kartoffelernte. In Südslawien wohnen etwa eine halbe Million Deutsche, in Rumänien $^3/_4$ Millionen, die auf Siebenbürgen, das Banat, Beßarabien und das alte Rumänien verteilt sind. In Elsaß-Lothringen wohnen 1,6 Millionen Deutsche und 200 000 Franzosen, wobei Garnisonen und später zugezogene Insassen Frankreichs nicht berücksichtigt sind. Zur Sicherheit ist zu bemerken, daß bei den Verlusten das Saargebiet nicht mit einbezogen ist. In Polen endlich leben nach der letzten Aufstellung 1 363 000 Deutsche; doch liegt der Argwohn nahe, daß seit jener Aufstellung viele zu uns ausgewandert sind. Die Zahlen sind nach Norbert Krebs im Handbuch der Politik 5. Sie weichen teilweise von den Ziffern ab, die ich in der 2. Auflage meines „Balkans" (Stuttgart 1923) errechnet habe.

Will man die jetzigen Verhältnisse übersichtlich darstellen *), so sind heute vorhanden:

Reichsdeutsche	58,5	Millionen
Reichsdeutsche im Ausland	1,5	„
Deutschösterreicher	6	„
Grenz-Außendeutsche	8	„
Auslanddeutsche unter fremder Flagge (Rußland, Balkan, Amerika usw.) . .	10	„
Deutschsprachige mit eigener Flagge (Schweizer, Luxemburger, Lichtensteiner)	3	„
Deutsche im geschlossenen Siedlungsgebiet	74	„
mit Schweiz usw.	77	„

Nach der amtlichen Zählung vom 30. September 1921 zählt der Freistaat Polen 25 406 103 Menschen, wobei die in Heer und Flotte stehenden nicht mitgezählt sind. Auch sind noch nicht mit eingerechnet die 980 296 Köpfe, die in Oberschlesien nach dem Genfer Schiedsspruch Polen zufallen sollen.

Die Bevölkerung Polens verteilt sich auf 15 Provinzen und den besonderen Verwaltungsbezirk der Stadt Warschau. Die Einwohnerzahlen lauten:

Stadt Warschau		931 176
Woywodschaft	Warschau	2 111 165
„	Lodz	2 256 165
„	Kielce	2 537 127
„	Lublin	2 090 040
„	Bialostok	1 295 086
„	Nowogrodzk . . .	1 296 417
„	Poleck	865 035
„	Wolhynien	1 501 511
„	Posen	1 970 822
„	Pommerellen . . .	941 461
„	Krakau	1 986 055
„	Lwow	2 724 327
„	Stanislawow . . .	1 334 630
„	Tarnopol	1 419 355
„	Schlesien	145 241

Wie die übrigen kriegführenden Länder, so hat auch Polen seit 1914 starke Veränderungen in der Zusammensetzung erlebt. Auf

*) Deutsche Arbeit, Juni 1922, wo jedoch die Auslandsdeutschen auf 20 Mill. veranschlagt werden. Unsicher ist Amerika. Wie schwankend die Statistik ist, erhellt aus dem Umstand, daß die Deutschen Südslawiens hier auf 260.000, dort auf 630.000 geschätzt werden.

die weibliche Bevölkerung kommen heute beinahe 56 Prozent der Gesamtzahl.

Die vom Deutschen Reich an Polen abgetretenen Gebiete zählen bereits jetzt eine kleinere Bevölkerung als 1910, geschweige denn 1914. So hat die amtliche Zählung vom 30. September 1921 in der Woywodschaft Poznan, also der ehemaligen Provinz Posen, eine Bevölkerungsziffer von nur 1 970 822 Menschen ergeben, während 1910 dort 2 099 831 Menschen lebten. Der Krieg ist daran weit weniger schuld als die Abwanderung deutscher Elemente, eine Folge der zahllosen Schikanen, die sich bis zu groben Ungerechtigkeiten, ja bis zur völligen Beraubung steigern können.

Die Kleine Entente stellt laut Oberst Immanuel*) einen Mächteblock von 75 Millionen Menschen dar. Sie setzt sich aus Polen mit 29,5 Millionen, Rumänien mit 17,5, Südslawien mit 14,4, Tschechoslowakei mit 13,8 Millionen Einwohnern zusammen. Polen hat einen Friedensstand des Heeres von 180 000 Mann. Die Kriegsstärke, deren Kern die Haller Soldaten bilden, beträgt 325 000 Fronttruppen und 250 000 Heimattruppen. Die französische Militärmission in Warschau umfaßt 1000 Offiziere und 3000 Mann. Rumänien hatte im Weltkriege 450 000 Mann Fronttruppen und 250 000 Mann zweiter Ordnung. Die heutige Kriegsstärke nähert sich einer Million. Auch in Bukarest ist eine französische Militärmission. Die südslawische Kriegsstärke wird, wahrscheinlich zu gering, auf 600 000 Mann geschätzt, die tschechische auf 500 000. Zusammen also hätten wir mit Streitkräften der Kleinen Entente zu rechnen, die sich auf 2,7 Millionen erheben. Alle diese stehen den Franzosen zur Verfügung.

---

17. Wandlungen des Sowjets.

Beinahe Jahr für Jahr reiste ich, so wie der Hadschi nach Mekka wallfahrtet, nach Velden am Wörthersee. Dort hatte Alexander von Peez, der Wiesbadener Franke, der es in Österreich bis zum Mitglied des Herrenhauses gebracht hatte, seinen schönen Besitz. Das Gespräch ging um Rassen und Politik. Peez liebte es, von kommenden Möglichkeiten zu sprechen, und heute noch bin ich nicht selten verwundert, wenn ich wieder auf seine Schriften stoße, zu entdecken, wie merkwürdig weitblickend und geradezu seherisch der Alte die zukünftige Entwicklung der wichtigsten Fragen beurteilte. So schrieb er nach der ersten Revolution über Rußland**):

*) Der Tag, 22. Juli 1922. Die Einwohnerzahlen weichen etwas von obigen ab, denen zumeist der „Gotha" zugrunde liegt.

**) Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 25. 8. 06.

Aus der Vogelschau gesehen, kann man in Rußland jetzt drei größere Gruppen unterscheiden, die um die Macht im Reiche ringen: den Zaren, die Umsturzpartei, die großrussische Bauernschaft mit ihren Verzweigungen.

Als reichsrussisch im bisherigen Sinne erscheint eigentlich nur der Zar, sein Hof, ein seiner Größe und Bedeutung nach schwer zu bestimmender Teil des Adels, endlich die Kosaken. Wie tief der meuterische Geist in Flotte und Heer eingedrungen ist, wird eine nahe Zukunft zeigen. Auffällig lau verhalten sich Klerus und Beamtenschaft; sie werden in sich gespalten sein; wenig eigene Tätigkeit, dagegen viel Unzufriedenheit, Schadenfreude und geheime Abneigung kommen in dieser Haltung zum Ausdruck. Das in der Industrie vertretene Bürgertum ist vielfach ausländischen Ursprungs und ordnete sich, auf Geldgewinn bedacht, den Befehlen der Regierung unter, die jede Beteiligung an der Politik streng untersagte. Behauptet sich, wie man im Interesse des Reiches erwarten darf, der Zar, so kennt man im europäischen Westen die Richtung, wohin das Steuer steht. Bedeutendere Änderungen werden dann kaum zu erwarten sein. Auch nicht in der auswärtigen Politik.

Anders die zweite Gruppe. Sie ist das schwarze Roß in der politischen Rennbahn. Ihre Zusammensetzung ist die bunteste. Sie vereinigt idealistische Schwärmer mit Realisten, die rein ichsüchtige Zwecke verfolgen und vor keinem einzigen Mittel zurückschrecken. Ihre Mitläufer sind alle, die der Absolutismus in religiöser, politischer, nationaler oder materieller Hinsicht verletzt hat oder die sich verletzt glauben. Unter ihren Triebkräften scheint die jüdische Bevölkerung Rußlands von hervorragender Bedeutung zu sein. In einer Zahl von mehr als fünf Millionen bilden die Juden wahrscheinlich — mit den Armeniern und Kaukasiern — den begabtesten, jedenfalls aber den geschäftsgewandtesten und geschäftseifrigsten Teil der Bewohnerschaft, der nunmehr den Zeitpunkt für gekommen erachtet, das ungeschmälerte Recht des Erwerbes und staatsbürgerlicher Betätigung im weiten Reiche zu erringen. Sie sind es wohl auch, welche der Bewegung internationale Verbindungen vermitteln. Nicht zum wenigsten beruht ihre Bedeutung darauf, daß sie, leider nach deutschem Vorbilde, die sozialistischen Arbeiter an sich zu ketten wußten, wie sie denn auch die gewaltsamen Angriffe auf den Adel in den Ostseeprovinzen organisierten. Daß die Gruppe des Umsturzes bei ausländischen Mächten Unterstützung findet, ist wahrscheinlich. Wohin jedoch ihre politischen Gedanken zielen, hüllt sich noch in tiefes Dunkel. Mit einem russischen Völkerstaate wäre sie (wegen der in ihr liegenden geschäftlichen Absichten) schwerer vereinbar, als mit einem revolutionären Einheitsstaate mit einem terroristischen Konvent mit einem Diktator an der Spitze. (Diese Prophezeiung wurde in der Tat durch Lenin verwirklicht. W.)

Was endlich die dritte Partei betrifft, so besteht sie zunächst aus großrussischer Bauernschaft. Ihr Ideal sind Landerwerb und Neuverteilung des Grund und Bodens. Auch diese Gruppe würde sich allenfalls mit einem föderativen Rußland vertragen, sonst jedoch ist sie reichsfeindlich. Sie haßt die ganze Entwicklung Rußlands seit Peter dem Großen, will nichts wissen von Panslavismus und Eroberungspolitik, hat aber am wenigsten Aussicht auf Sieg, da sie nicht organisiert ist. Jedermann wird mit ihr rechnen müssen, aber jedermann wird sie ausnützen wollen, und da das kommunistische Großrußland im ganzen Nordwesten, Westen, Süden, Südosten (Kaukasus) von Ländern mit alten Eigentumsbegriffen umgürtet ist, so wäre ein dauernder Erfolg dieser Gruppe nur bei Zerfall des Reiches möglich.

Eine nicht zu übersehende Flankenstellung nehmen in Rußlands Westen die Polen und im Südosten die Kaukasier ein. Der Kaukasus mit seinen asiatischen Nebenländern bringt Völker von zurückgebliebener, jedoch alter Kultur, Völker mit stolzen Überlieferungen, die sich zwar der russischen Übermacht beugten, aber noch keineswegs mit den Altrussen verschmolzen sind. Allein die schon in klassischer Zeit bekannte Vielheit und Verschiedenheit nach Glauben, Abstammung und Interesse hindert ihre Einigung, so zwar, daß eine Reichsregierung allezeit die Kraft haben wird, den Südosten an sich zu ketten. Gefährdeter ist die westliche Flanke der russischen Stellung, Polen.

Noch vor einigen Jahren hätte niemand im Ernste an die Möglichkeit einer Revolution in Rußland gedacht. Wie aus Granit erbaut stand der Zar, zugleich Kaiser und Papst, vor den Augen des übrigen Europa, das von den Schmeichlern des russischen Volkes mit Vorliebe als „der faule Westen" bezeichnet wurde. Wie ganz anders heute!

— — Zu den Grundlagen der Größe des russischen Reiches gehören: rückenfreie geographische Lage, Verfügung über unabsehbare Menschenmassen und eine Anzahl von tüchtigen Herrschern, worunter Peter I. und Katharina II. weitaus die erste Stelle einnahmen. Das weiß jedermann. Nicht bekannt oder doch nur von wenigen gekannt ist dagegen der Hauptgrund für diese Erfolge, nämlich die in Mitteleuropa durch den westfälischen Frieden geschaffene Desorganisation und die Uneinigkeit zwischen Österreich und Preußen. Die gleiche Ursache, die im Westen, in Frankreich, die Siege Napoleons ermöglichte, gestattete im Osten dem Zarenreich, sich nach allen Seiten auszubreiten und gegenüber dem übrigen Europa eine überhöhende Stellung zu gewinnen. Abwechselnd Preußen oder Österreich anlockend, abwechselnd auf eines von beiden gestützt oder abwechselnd entweder auf beide einen Druck ausübend oder beide vor seinen Siegeswagen spannend, schien dem russischen Reiche eine fast

unangreifbare Stellung beschieden. Und als der Panslawismus, wenn auch von außen nach Rußland hineingetragen, im Zarentum einen Verbündeten für seine auf Revolutionierung der Türkei und Österreichs gerichteten Bestrebungen fand, waren viele erfahrene Staatsmänner der Meinung, daß das Testament Peters des Großen vor der Erfüllung stehe.

So kam es denn zum Kriege in Ostasien, der die Autorität des Zaren tief erschütterte. Nach der Auffassung weiter Volkskreise sollte ein gottgegebener Zar allezeit siegreich sein. Und jetzt siegte er niemals! Das zerstörte einen guten Teil des rechtgläubigen Nimbus. Und wenn hier das alte volkstümliche Rußland einen Stoß erlitt, so mußte für das neue Rußland mit seiner Frivolität und Überhebung die Niederlage noch empfindlicher sein. Das moskowitische Rußland und das Pariser Rußland erwiesen sich als gleich unzulänglich. Das aus Ostasien zurückkehrende Heer brauchte zur eigenen Rechtfertigung Sündenböcke und fand sie nur in St. Petersburg. Gleichzeitig ward es klar, daß die stolzen Diplomaten und die vielmögende Bureaukratie keine einzige jener inneren Fragen gelöst hatten, die aus Rußland einen einheitlichen Staat hätten machen können. Die Bauernfrage, die Arbeiterfrage, die Judenfrage, sowie die ganze große Verfassungsfrage standen unvermittelt im Gefüge des Reiches und bedrohten es mit Zersprengung, die durch Kosaken allein auf die Dauer nicht zu beschwören war.

So entstand ein Zwiespalt zwischen Volk und Zaren. Dazu kam dann, daß jener Bestandteil der Bevölkerung, der bisher am treuesten und erfolgreichsten in Krieg und Frieden an der Seite des Herrschers für die Größe des Reiches gearbeitet hatte, in Ungnade fiel. Es waren die Balten. Wie sehr die Umsturzpartei selbst von der Überzeugung durchdrungen ist, daß sie im baltischen Adel ihren gefährlichsten Gegner besitzt, das zeigt die Wildheit, mit der sie in Livland und Kurland auftritt, das beweisen die Hunderte von Gutsherrschaften, die ihr dort zum Opfer fielen. Den Einflüsterungen der Panslawisten und ausländischer Intriganten gehorchend, ließ der Zar den baltischen Adel fallen. Ähnlich wie in Österreich-Ungarn scheint auch in Rußland durch das Entstehen des Deutschen Reiches im Jahre 1871 ein entscheidender und verhängnisvoller Wendepunkt für das innere System eingetreten zu sein. Das regierungsfähigste Element wurde von dort ab als unzuverlässig betrachtet und nach Möglichkeit von der Regierung ferngehalten. Alexander III. legte die Axt an eine Hauptwurzel des Reiches, indem er sich von jenem Elemente abwendete, das ohne Großsprecherei und Flausen und ohne einen einzigen jener politisierenden Generale (Ignatiew, Fadejew, Skobelew) dem Gebote der Pflicht noch am meisten nachgekommen war und im wundersamen Gemische von Warägern, Deutschen, Slawen, Tataren, Kaukasiern und Armeniern, aus welchem die regie-

rende Kaste Rußlands besteht, das eigentliche Traggerüst gebildet und insbesondere die überwiegend slawische Bureaukratie noch halbwegs im Zaume gehalten hatte *).

Der Abschluß des Bündnisses mit der französischen Republik begünstigte diese Entwicklung. Während das eigentliche Volk seit der Zeit des napoleonischen Einbruches von 1812 für die Franzosen kein gutes Andenken bewahrt, bogen die leitenden Klassen mit Entzücken in das neue Fahrwasser ein. Paris, das Ziel der Sehnsucht der Vornehmen und Vornehmsten, ward die eigentliche Hauptstadt Rußlands. Im anziehenden Gewande der Künste, der Literatur, des Theaters, des Romans, der Kokotte, hielten politische und soziale Ideen aus Frankreich in breitem Strome ihren Einzug. Auch der deutsche Sozialismus ist ja ein französisches Gewächs! Die Folgen reiften, wenig sichtbar aber sicher, langsam aber tief. Daß sich die Herrschenden, trotz Orthodoxie und heiligen Synodes, immer weiter vom Volke entfernten, ward nicht bemerkt. Allein es kam die Zeit, wo die Worte, die einst Goethe den deutschen Vornehmen zugerufen, für Rußland Geltung erhielten:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß,
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet Mächtige nicht! Was ihr verlangtet, geschieht!

Wem wäre nicht aufgefallen, wie der russische Umsturz von 1905 in vieler Hinsicht an die französische Revolution von 1789 erinnert? Die gleichen Worte, die gleichen Handlungen und Ziele. Es ist daher ein großer Irrtum, anzunehmen, daß nur der Krieg mit Japan die Revolution in Rußland hervorgerufen habe. Sie hat sich vielmehr lange vorbereitet. Der Krieg in Ostasien war nur die Lunte am Pulverfasse. Soweit Alexander von Peez.

Wie gar nichts anders zu erwarten, blieb die Stimme dieses Warners unbeachtet. Hörte doch auch niemand bei uns auf Peezs Prophezeiungen, die uns noch viel näher angingen, von kommendem Unheil für uns selber, vom nahenden Weltkrieg. Das Schicksal Rußlands erfüllte sich, unheilvoll beeinflußt von der Judenschaft der ganzen Welt, die in einem Zionistenkongreß zu Kopenhagen Herbst

*) Über die Rolle, die der meist pedantische und oft nicht sehr phantasievolle, aber zuverlässige Deutsche in Rußland gespielt hat, erzählt Bismark eine hübsche Anekdote (Poschinger, Tischgespräche I, 246). Er sagt: Der Russe wird den Deutschen nie entbehren können. Der Russe ist ein sehr liebenswürdiger Mensch. Er hat Geist, Phantasie, ein angenehmes Benehmen, gesellige Talente, aber täglich auch nur acht Stunden arbeiten, und das sechsmal in der Woche und fünfzig Wochen im Jahr — das wird in Ewigkeit kein Russe erlernen. Ich erinnere mich der treffenden Worte, die ein russischer Militär in meiner Gegenwart äußerte. Die Unterhaltung berührte den Umstand, daß soviele Offiziere deutscher Abstammung in der russischen Armee bis zum General avancieren. „Wie sollte ein Deutscher nicht General werden! sagte jener Militär, er trinkt nicht, er stiehlt nicht, er ist nicht liederlich, er reitet sein Pferd selbst, da muß er es schon zum General bringen." (Dehn, Bismark als Erzieher, S. 107.)

1916 die Revolution, den Sturz des Zaren beschloß, und gefördert von dem Auswärtigen Amte in Berlin, das Lenin und seine Spießgesellen nach Petersburg sandte. Im November 1917 setzten sich die Bolschewiki durch. In ungeschwächter Kraft erhielt sich ihr System bis zum März 1921. Seitdem wird es langsam abgebaut. Im Frühjahr 1922 nimmt der Abbau ein schnelleres Tempo an. Er ist aber noch lange nicht vollendet. Nur die verödeten Städte erfüllen sich wieder mit Leben, und es wächst die Kopfzahl ihrer Bevölkerung. Die Wandlungen des Sowjets gleichen vielfach, wie das ebenfalls schon Peez vorausahnte, denen der französischen Revolution. Nur die steigende Vertrustung Rußlands ist neu.

Die Ähnlichkeiten der bolschewistischen Entwicklung mit der französischen Revolution sind einmal die Assignatenwirtschaft, dann der Kampf gegen Kirche und Religion, ferner die Oligarchie der Verbrecher und des Stadtpöbels, weiterhin die Zwangswirtschaft mit allen ihren betrüblichen Nebenerscheinungen, hierauf die Einmischung des feindlichen Auslandes und die dadurch hervorgerufene Entfachung des einheimischen Chauvinismus, endlich die revolutionäre Propaganda in anderen Staaten, mit dem Ziele, diese Staaten, wenn genugsam zermürbt, sich anzugliedern.

Die führenden Volksschichten werden durch eine Unterschicht verdrängt; nur kam damals der dritte Stand zur Herrschaft, jetzt der vierte, oder gar der fünfte. Eine Monarchendämmerung hier wie dort. Eine Unzahl und Überzahl von Gesetzen, eine abenteuerliche Vermehrung des Beamtenheeres bei Sanskulotten und Bolschewiki. Pöbelputsche und Metzeleien in Paris, Lyon, Nancy und Nantes, wie im heiligen Rußland. Das Heraufkommen neuer Leute und junger Talente versteht sich bei derartigen Bewegungen am Rande. Ebenso die Begleiterscheinung des Hungers und der Not.

Was für Maßregeln wurden ergriffen, um den Hunger zu stillen? Man kann ihm durch Einfuhr ausländischer Nahrungsmittel, durch Förderung der einheimischen Landwirtschaft, drittens durch Rationierung begegnen. Die Sanskulotten und die Bolschewiki haben (ebenso wie die Deutschen) das allerdümmste Mittel, Rationierung und Höchstpreise, bevorzugt. Die Zwangswirtschaft erzeugte 1793 bis 1795 genau dieselben Folgen wie in Mittel- und Osteuropa seit 1915. Sie brachte den Schleichhandel, das Anstehen vor den Läden, die berüchtigten Polonaisen, zu denen sich die Pariser Bevölkerung manchmal schon vor Mitternacht anstellte; es gab eine Sperre vor dem revolutionären Paris und anderen großen Städten; es gab eine entsetzliche Teuerung und eine gefährliche Spannung zwischen Stadt und Land. Der Schleichhandel schoß ins Kraut, obwohl barbarisch bestraft. Entsprechend wuchs das Überwachungspersonal, dergestalt, daß es schon hieß, man müßte die eine Hälfte der Franzosen dazu gebrauchen, die andere Hälfte zu überwachen. Auch bei uns hat man

jetzt, nach sieben Jahren der Zwangswirtschaft, noch nicht begriffen, daß Schleichhandel nicht durch strenge Strafen, sondern einzig und allein durch vernünftige Maßnahmen, durch eine zweckdienliche Regelung von Angebot und Nachfrage beseitigt werden kann.

Die Angriffslust der Sanskulotten findet ein Spiegelbild in der bolschewistischen. Allerdings haben die Heere des Konvents sofort die französische Grenze überschritten, während die Truppen des Sowjets sich in der Hauptsache darauf beschränkten, die Randstaaten zurückzuerobern. Allein es ist noch nicht aller Tage Abend. Auch haben bereits die Mannen Trotzkys schon mehrmals fremde Länder angefallen, wie die Mongolei, Persien und Armenien, und sie haben Streitkräfte nach Anatolien geschickt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Unternehmungslust der Bolschewiki in nächster Zeit sich auf die Donauländer und Mitteleuropa ausdehnen wird. Vielleicht ergibt sich dann eine neue Ähnlichkeit mit den Methoden der großen französischen Revolution. Als nämlich die französische Wirtschaft zugrunde gerichtet war, drang Bonaparte die wertlosen Assignaten Italienern, Niederländern und den unterworfenen Völkern am Rheine auf, um sie in Metall umzutauschen. Außerdem erpreßte er Hunderte von Millionen durch Brandschatzungen aus den jeweils besiegten Ländern. In Plünderungen und Brandschatzungen sind aber auch die Bolschewiki Meister.

Den Ähnlichkeiten stehen bedeutsame Verschiedenheiten entgegen. Nicht entfernt hat Frankreich Ende des 18. Jahrhunderts eine so ungeheure Einbuße an Sachwert und Menschenleben erlitten wie das bolschewistische Rußland. Die Bolschewiki gingen und gehen lediglich auf Mord und Raub aus. Robespierre war ein Philosoph, ja ein Heiland, der eine neue Religion einführte. Girondisten und Montagnards schwärmten für Brutus und Kassius, schwärmten für Freiheit und Menschenrechte. Sie gedachten, die Menschheit auf leuchtende Höhen zu führen. Die Juden von Moskau und Petersburg haben nie an etwas anderes als an die Judenheit gedacht. Die Sanskulotten wollten wenigstens Frankreich groß machen; die bolschewistischen Juden wollen aber nur für eigenen Nutzen Rußland ausbeuten.

Denn sehen wir uns nur einmal an, was für Segnungen der Sowjet den Russen gebracht hat! Es sind verdammt wenige. Ohne Frage: das geschlagene und seiner Außenprovinzen beraubte Rußland hat sich aller seiner Feinde siegreich erwehrt und steht wieder mächtig da. Der Grund dafür ist aber lediglich und allein in dem Zusammenbruche der Mittelmächte zu suchen. Rußland stünde noch weit mächtiger da, wenn es zaristisch geblieben wäre, und es wäre wirtschaftlich nicht auf den Hund gekommen. Denn was hat der bis zum Wahnsinn überspitzte Marxismus an der Newa, an der Moskwa und an der Wolga erreicht?

Die Sozialisierung der Betriebe hat sich als eine Zerstörung der Betriebe erwiesen. Die Städte, auf die sich die Sowjetregierung stützt, wurden in wachsendem Maße verwüstet. Eine Mißernte, eine furchtbare, kam dazu, durch eine beispiellose Dürre gefördert, und verödet das Land.

Die Sozialisierung hat die Arbeitslust brachgelegt. Wohin man sieht in den Fabriken, ob in die einst weltberühmten Putilowwerke, ob in die Eisenhütten oder die Tulawerkstätten, überall Verwahrlosung und Schwund der Erzeugung. Die Kohlenausbeute im Don- und Donezbecken ist auf ein Siebentel gesunken. Von 32000 Lokomotiven sind nur noch 3500 gebrauchsfähig, zumal zu der Reparatur die vorhandenen, noch eingestellten Lokomotiven zugezogen werden. Richtig arbeiten überhaupt nur noch Waffen- und Munitionsfabriken, und diese in begrenzter Zahl. Das gleiche Bild in der Landwirtschaft, soweit diese sozialen Experimenten unterliegt. Auf dem Mustergut „Rosa Luxemburg" bei Petersburg geben 25 Rassekühe zusammen 11 Liter Milch täglich! An den landwirtschaftlichen Maschinen, die verrostet umherliegen, sind dicke Erdklumpen, aus denen bereits Gräser und Getreidehalme emporschießen. Überall Mangel an Dünger. Zugvieh und Schafe sind von plündernden Truppen geraubt und geschlachtet worden. Die einfachsten Werkzeuge fehlen. Die im Lande hergestellten Sensen und Sicheln sind schlecht oder ganz unbrauchbar. Die Städte gehen zurück. Die Häuser werden verheizt. Die Hygiene liegt im argen. Petersburg, das im Kriege zu 2,3 Millionen angeschwollen war, ist auf 600000 gestürzt. Der Bürgerstand ist vernichtet. Daher ist keine Intelligenz mehr da, um einen Aufbau zu leiten. Einzig für Schulen (jedoch kaum für Hochschulen) bemüht sich der Sowjet; es ist jedoch die Frage, ob die Bildung, die so dem Volke zugeführt wird, und das erwachende Selbstdenken zum Vorteile des Bolschewismus sei. Im Volke regt sich wieder die Frömmigkeit und der Antisemitismus.

Die Krankheit des ganzen Systems ist die Überproduktion von unproduktiven Beamten. Die 600000 Petersburger werden von 40000 Beamten regiert. Für ein Elektrizitätswerk am Onegasee, das der Sowjet beschloß, sind über 3000 Beamte tätig, die fleißig Tabellen, Zeichnungen und Statistiken anfertigen, gern gut bezahlte Inspektionsfahrten nach dem geplanten Werke unternehmen, aber sonst nichts. Kein Spatenstich ist getan, keine elektrische Birne oder gar Motor und Turbine ist beschafft werden. Wenn in den Städten eine Wohnung für vier oder fünf Sowjetgetreue beschlagnahmt wird, setzt man sofort einen eigenen Beamten ein, die Wohnung zu verwalten. Segnungen des Marxismus. Wir wissen in Deutschland auch ein Lied davon zu singen. In Berichten, in detaillierten Plänen und sauberen Statistiken ist auch Zarenrußland schon groß gewesen. Sowjetrußland setzt einfach die liebgewordene Übung fort.

Alle Statistiken, die so freigebig von den Kommissariaten ausgeschüttet werden, haben das fürchterliche Wachsen des Hungers keine Minute aufgehalten. Die Not ward so groß, daß an vielen Stellen des weiten Reiches, besonders an der Wolga, Kannibalismus einriß. Entsetzlich litten besonders auch die Deutschen an der Wolga, die vordem sich der blühendsten Landwirtschaft erfreut hatten. Auch die Nansenhilfe war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Überhaupt kam die Hilfe vom Ausland vornehmlich den Kommissaren und ihren Familien und den Rotgardisten zugute, diente somit zu einer Befestigung der schon wankenden Bolschewistenherrschaft. Die Juden Neuyorks schickten für 14 Millionen Dollars Lebensmittel, aber nur an die Juden in Rußland. Für Notleidende anderer Rassen hatten sie nichts übrig.

Zu dem Hunger kamen verheerende Krankheiten. Neben Cholera, Pest, Flecktyphus wütet die Syphilis, und die Frage kann aufgestellt werden, ob nicht auf Jahrhunderte hinaus das russische Blut verdorben ist. Zweifellos werden auch die Geschlechtskrankheiten eine schauderhafte Verringerung des Bevölkerungsstandes zur Folge haben.

Angesichts aller dieser Zerrüttung, einer Katastrophe, wie sie die gesamte Weltgeschichte noch nicht gesehen hat, gibt es nun blinde Leute, die den Bolschewismus als den Herold eines neuen Zeitalters willkommen heißen. Der Schwindel wird aufgetischt, besonders von Anhängern und Anhängerinnen Dostojewskis, die neue und einzig menschenwürdige Religion des Bolschewismus sei der Ausfluß der unverfälschten russischen Seele. Man könnte es noch verstehen, wenn man die Industrien als Erfindung des Satans betrachtet und daher ihre Zerstörung begrüßt. Ich sehe davon ab, daß die Zerstörung gar nicht in der Absicht der Sowjetgrößen lag: sie ist von selber gekommen. Man hat jedoch zugunsten des jetzigen Zustandes eingewendet: „Der Bauer hat all die Jahrhunderte bis 1850 keine Eisenbahn und keine Industrie nötig gehabt. Er braucht sie auch jetzt nicht." Das ist ein Trugschluß. Heute sind andere Zeiten. Man kann nicht ein Heer von 2 Millionen, von denen 8—900 000 an den verschiedenen Fronten stehen, mit Naturalwirtschaft leistungsfähig erhalten. Ja, wenn die Bolschewiki keinen Ehrgeiz, wenn sie keinen Imperialismus hätten! Wenn Rußland einfach in Schlummer versänke! Man kann ferner einwenden: „Der Bevölkerung mag es schlecht gehen. Es handelt sich um einen Militärdespotismus wie bei der Mongolenherrschaft. Da kann Rußland doch eine Weltmacht sein." Wieder falsch und aus dem gleichen Grunde. Die Mongolen schwangen ihre Knuten und schossen ihre Pfeile. Heute braucht man Kanonen, Munition, Flugzeuge. Die Gegenwart ist kein Mittelalter. Nur eine dritte Möglichkeit, sich zu behaupten, die gibt es allerdings: wenn Sowjetrußland von einer Großmacht unterstützt wird, z. B. von England, oder eben von den Großmächten der ganzen Welt.

Wir kehren jedoch zu den Verehrern Dostojewskis zurück, der übrigens ein Litauer war. Die Verehrer behaupten, von Rußland werde eine neue Weltanschauung und Weltgebarung ausgehen. Der Wahn wird von vielen Deutschen geteilt. Haben denn aber überhaupt die Russen die Kraft, anderen Völkern den Stempel ihres Glaubens aufzudrücken?

Man wird sich der Beobachtung nicht entziehen können, daß noch immer Osteuropa von einigen wenigen Männern, meist fremden, beherrscht worden ist. Zuerst kamen die Goten, dann die Hunnen, hierauf die Normannen. Der Mongolensturm fegte über die weiten Steppen hin, und zwei, drei Jahrhunderte hindurch waren die Tataren die Herren. Als dann endlich die Einheimischen sich auf sich selbst besannen, da waren es wenige Großfürsten und Zaren, die die zersplitterten Teile Rußlands zusammenschweißten und die den Kleinstaat zum Großstaat und dann zum Weltstaat erhoben. Eine sehr wesentliche Rolle spielten dabei die Ausländer, namentlich im 18. Jahrhundert. Von Peter dem Großen bis auf Nikolai kann man beinahe von einer Herrschaft der Deutschen sprechen. Von alledem aber, was in Moskau und in Petersburg ersonnen und ins Werk gesetzt wurde, blieb im Grunde das russische Volk unberührt. Bis zu dem heutigen Tage ist es eine teilnahmslose, beinahe fühllose, stumpfe Masse geblieben.

Das alte Sarmatien war in der Urzeit, wie es der alte Vorkämpfer des Nationalismus in Österreich, der gute Slawenkenner Karl Hron ausdrückte, „ein zusammenhangloses Nebeneinanderleben kollektivistischer kleinster Republiken". So ist es auch heute noch. Die Grundlage des Volkslebens und der Dorfverwaltung ist Jahrtausende hindurch so gut wie unverändert geblieben. Ein ruhiges Fortvegetieren! Kein Anteil an den Begebenheiten der großen Welt, kein Verständnis für die weitreichenden Entwürfe der Staatsmänner von Moskau und Petersburg. Auch kein organischer Zusammenhang innerhalb der einzelnen Volkssplitter, oder man möchte fast sagen, Volksatome, selbst. Zwei Grundeinrichtungen bilden den Kern, der Mir und der Wolost. Die kollektivistische Dorfgemeinschaft, der Mir, verteilte alle 15 Jahre die Gemeindeäcker an die bäuerlichen Familiengemeinschaften. Das geschah im Verhältnis zur Zahl der jeweils arbeitsfähigen Mitglieder der Familie. Also wie die Almende bei den Germanen. Die den bäuerlichen Sippen zugewiesenen Äcker heißen Seelenland, da die einzelnen Leibeigenen schlechtweg als Seelen bezeichnet wurden. Dagegen waren Freiland die Ländereien des Adels, die keiner Dorfgemeinschaft zugehörten. Alle drei Jahre wählte der Mir einen erbsässigen Bauer aus seiner Mitte zum Vorsteher, zum Starost. Dieser hatte allwöchentlich Bauernversammlungen zu berufen und zu leiten. Die Versammlungen entscheiden über die Verteilung der Steuern. Für sie haftet nämlich der Mir in seiner Gesamtheit dem Staate gegenüber. Die Steuern werden demgemäß den

einzelnen Familiengenossenschaften aufgebürdet. Zugleich entscheiden jene Versammlungen kleinere Rechtsstreite und verhängen Strafen für geringere Vergehen. Auch dürfen sie Darlehen für die Gemeinde und Kaufverträge beschließen, ferner Zuchtvieh beschaffen. Mithin eine Tätigkeit, wie sie die Genossenschaften ausüben, am erfolgreichsten in Bayern nach dem Vorgange des Dr. Heim. Allein nicht nur die Äcker, sondern auch die Ackergeräte und das Vieh, ja auch die Wohnhäuser sind das kollektive Eigentum der Familiengemeinschaft.

Die altslawische Flurgenossenschaft heißt der Wolost. Er besteht aus zehn Männern. Diese werden aus etwa fünf Dorfgemeinschaften erwählt. Es kann sich da stets nur um Bauern handeln: Studierte Leute sind durch Gewohnheitsrecht und auch gesetzlich ausgeschlossen. Der Wolost ist die Appellinstanz gegen Verfügungen des Mir und ebenso die des Friedensrichters. Er ist die letzte Instanz. Er führt Zivilprozesse bis zur Höhe von 500 Rubel (Gold) und ist zuständig für sämtliche Strafsachen, ausgenommen die politischen und Kapitalverbrechen. Er kann Gefängnis bis zu anderthalb Jahren und Verbannung nach Sibirien bestimmen, nicht minder die Prügelstrafe. Er hat einen Schreiber, der jedoch ebenfalls kein Akademiker sein darf, einen Schreiber, der keinen besonderen Einfluß besitzt. Dies Bauerngericht des Wolost ist, was die Zaren ausdrücklich bestätigten, an die staatlichen Gesetzbücher nicht gebunden. Also eine Unabhängigkeit, wie sie bei uns die Verfechter altgermanischen, altdeutschen Rechtes erstreben.

Mir wie Wolost wurden von der Befreiung der Leibeigenen durch Alexander II. erschüttert und durch den tatkräftigen Stolypin, der für die Bauern den Eigenbesitz einführen wollte, abgeschafft. Da jedoch die Verfügungen Stolypins, die seit 1907 getroffen wurden, keine Zeit hatten, einzuwurzeln, so ist die urtümliche Eigenart des Muschik dadurch kaum berührt worden. Überhaupt sind alle äußeren Änderungen, denen Staat und Verwaltung in Rußland anheimgefallen ist, an Mir und Wolost so gut wie spurlos vorübergegangen. So wenig wie der Baskak, der Vogt und Steuereinnehmer der Mongolen, so wenig hat die Verwestlichung seit Peter dem Großen auf die Seele des Muschiks Eindruck gemacht. Die Neuigkeiten von Kiew, Moskau und Petersburg waren in den Dörfern wie die Ereignisse einer anderen Welt. Auch die Semstwo, die Landschaftsvertretungen, die Katharina II. begründete, haben eigentlich nur ein wesenloses Scheindasein geführt. Dem Bauer gegenüber stellte sich die Staatsgewalt im Kreishauptmann (Isprawnik) mit seinen Bezirksamtmännern (Stannowoj) und Steuereinnehmern (Kasnatschej) dar. Die Staatsgewalt kümmerte sich kaum um die inneren Angelegenheiten der Bauern und verbot ihnen andererseits, sich in ihre Staatsgeschäfte zu mengen. Über das Verbot wachten sechstausend Urjadnik, Landgendarmen, die über das ganze Zarenreich verteilt waren, und

die Popen. Es war ein äußerst geringes Machtgebot, das in dem weiten Reiche Ruhe und Ordnung erhielt.

Diese Einrichtung, die auf viele Jahrhunderte zurückblickt, war die Ursache davon, daß die Russen im Grunde niemals sich zu einer Revolution aufgerafft haben, zum mindesten die Großrussen, denn die Ukrainer haben des öfteren der Staatsgewalt Widerstand geleistet. Es kam wohl immer wieder zu örtlichen Krawallen, die sich schließlich aber doch nur gegen die Bedrückungen einzelner Gutsbesitzer wendeten, nicht gegen die Staatsgewalt.

Den Bauern gegenüber steht die Bureaukratie, der Tschin. Halb gebildet, voll Neides auf die Besitzenden, aufgebläht und herrschsüchtig innerhalb ihres engen Bereiches, häufig mit westlichen, unverdauten Anschauungen erfüllt, waren die kleinen Beamten in ihrem innersten Herzen gegen die herrschende Ordnung feindlich gesinnt. Der Tschin züchtete ein Proletariat der Intelligenz. Einen anderen Übelstand, in des Wortes wörtlicher Bedeutung, bildeten die Batrak und die Kulak. Der bäuerliche Proletarier, der Batrak, ist so tief gesunken, daß er keinen Hof mehr besitzt. Sein Seelenland verpachtet er an den Dorfwucherer, den Kulak, wörtlich: „Fresser" und zugleich „Faust", verpachtet es bis zur nächsten Wiederaufteilung. Bis dahin arbeitet er gegen geringen Lohn beim Kulak, der ihn vorher durch Wucherzinsen von geborgtem Saatgut und Vieh langsam ruiniert hat.

Zu dem Tschin und den Blutigeln, die an dem Dorfe saugen, gesellte sich ein heruntergekommener Proletarieradel. Wie immer, so sind auch in Rußland umstürzlerische Gedanken zuerst von oben verbreitet worden. Wir sehen die Revolution von oben in Frankreich beim Ausgange Ludwigs XVI. und in Deutschland unter dem Prinzen Max von Baden. Das gleiche ist in Osteuropa eingetreten. Schon die Dekabristen bestanden aus lauter adeligen Offizieren. Des gleichen Standes und Berufes waren der revolutionäre Dichter Puschkin und der Anarchist Bakunin.

Der unzufriedenen Elemente, zu den in wachsender Anzahl Industriearbeiter stießen — während des Krieges allein in Petersburg angeblich 600 000 —, hat sich dann Lenin bemächtigt, und hat es verstanden, sie in seinen Wagen einzuspannen. Jedenfalls ist das eine klar, daß der eigentliche Kern des Russentums, die Bauernschaft, mit solchen Gedanken und Bestrebungen nichts gemein hat. Nichts wäre daher verkehrter, als irgendeine organische Verbindung zwischen Räterepublik und Mir oder überhaupt echt russischem Wesen herstellen zu wollen. Die Wiedergeburt Rußlands kann aber ebensowenig durch das Bauerntum erfolgen. Zwar ist eine vorübergehende Diktatur der Landwirtschaft gar wohl in Osteuropa denkbar; allein für die Wiederaufrichtung einer Staatsgewalt ist der Muschik schlechterdings unbrauchbar. Dazu müssen andere Kräfte her.

Die Selbstverwaltung der russischen Bauern, der Mir und der Wolost, sind an und für sich löbliche Einrichtungen. Sie sind echt indogermanisch. Sie verkörpern ein Bodenrecht, das uns leider abhanden gekommen ist. Man darf jedoch nicht hoffen, heutige Zustände wieder auf Begriffe der indogermanischen Urzeit zurückschrauben zu können. Den ungeheuren und äußerst verwickelten Anforderungen der Gegenwart, die sich auf Truste und Imperialismus einstellt, sind Mir und Wolost nicht gewachsen. Ebensowenig darf man übrigens erwarten, daß der Muschik die Äcker wieder herausgebe, die er den Großgrundbesitzern geraubt. Die Nationalisierung oder Kommunalisierung des Bodens war die einzige Verbindungsbrücke zwischen Muschik und Sowjet. Dadurch ist aber kein Fortschritt, sondern nur und ausschließlich ein Rückschritt zuwege gekommen *).

Höchstens sind neue, weniger leistungsfähige Latifundienbesitzer an die Stelle der alten getreten.

Ähnlich steht es mit der Religion des russischen Volkes, von der man eine wunderbare Belebung der europäischen Frömmigkeit erhofft. O ja, der Muschik ist gläubig. Allein sein Glaube ermangelt der schöpferischen Kraft. Der Beweis dafür liegt darin, daß die Zeit unmittelbar vor Peter dem Großen, die der Stufenfolge der Epochen nach unserem Reformationszeitalter entspricht, nur eine wirre Menge von Sekten, und zum Teil recht abenteuerliche gebar, aber nicht ein weltbezwingendes, in sich gefestigtes und zu einem vollkommen entwickelten System ausgebautes Bekenntnis, wie den Protestantismus. Jene Sekten, die sich seit 1660 auftaten, zeigen teilweise, wie bei den Skopzen und Klysten, eine merkwürdige Familienähnlichkeit mit den orgiastischen, kommunistischen Ketzereien der Gnostiker in Kleinasien und Syrien.

Die Bolschewiki bauten weder ihr System noch ihr Heer auf die russische Bauernschaft. Ebensowenig ihre Diplomatie und ihre Strategie.

Ein bekannter Grundsatz beim Kartenspiel lautet, daß man nicht nur durch eigene Schlauheit gewinnen kann, sondern auch durch die Dummheit der Gegner. Die Unentschlossenheit und Dummheit und dazu noch die Uneinigkeit der Gegner ist in reichstem Maße dem Bolschewiki zugute gekommen. Wären wir 1918, wie es nicht nur deutsche Generäle verlangten, sondern auch die meisten Russen selbst erwarteten, bis nach Petersburg gezogen, so wäre dem Wurm gleich der Kopf zertreten worden. So aber wuchs er und wuchs, bis er sich zu einer die ganze Erde umspannenden Mitgartschlange ausreckte. Mit rücksichtsloser Tatkraft, freilich nicht der von Organisatoren, sondern von kaltherzigen Räubern, zogen die Bolschewiki sämtliche Kräfte und

*) Nähere Ausführungen über die Nachteile der Güterverteilung, die fast nur dem Großbauern zugute kamen, ersehe man in meiner „Geschichte des Russischen Reiches" 1920, Braunschweig.

Hilfsmittel des weiten Reiches an sich und bauten vor allem wieder ein leistungsfähiges Heer auf. Sie bedienten sich in größtem Maßstabe der Verbrecher und ihrer Bedenkenlosigkeit. Man sollte es nicht glauben, aber es wird von ausgezeichneten Gewährsmännern versichert, daß Kerenski, dessen Name noch jetzt beinahe verhaßter ist als der Lenins, nicht weniger als 440 000 Verbrecher aus den Kerkern ließ. Dazu stießen 200 000 Chinesen, Letten und rotgesinnte Ungarn. Aus allen diesen Unholden schuf Trotzki den Kern einer Armee, der dann noch durch einheimische Rekruten verstärkt wurde. Das militärische Glück des Sowjets bestand in der Schwäche, Hilflosigkeit und Zerfahrenheit seiner Nachbarn. Er überrannte zu wiederholten Malen Kaukasien, Südostfinnland, das Baltikum, Polen, den Nordwestzipfel von Persien, die Mongolei und einen Teil Armeniens. Er brachte es so weit, daß er im August 1920 bis an die deutschen Grenzen vordrang und daß er im Frühsommer 1921 noch Hilfstruppen nach Angora abzweigen konnte. Er zermalmte Koltschak, Judenitsch, Denikin und Wrangel und drängte Semjonoff zurück.

Bei sämtlichen Zusammenbrüchen der Gegenrevolutionäre war Verrat im Spiele. Die englische und die französische Regierung oder vielmehr deren jüdische Drahtzieher haben mit Fleiß jene Unternehmungen zum Scheitern gebracht. Judenitsch war drauf und dran, Petersburg zu nehmen. Da kam unmittelbar vor dem entscheidenden Erfolge der verhängnisvolle Rückschlag. Die Flotte entzog ihre Unterstützung dem General, verließ ihn und dampfte nach Riga, um dort die deutschen Gegenrevolutionäre unter Graf Goltz zu beschießen. Selten ist eine Schwenkung in der Weltgeschichte heimtückischer und rücksichtsloser gewesen. Begründet ist sie denn auch nie worden. Finster war weiterhin die Preisgabe Koltschaks, der im Frühsommer 1920 zu Irkutsk seinen Tod fand. Er fiel tschechoslowakischen Meuterern in die Hände. Meist waren das zaristische Truppen, sie konnten jedoch auch anders. Am meisten Hoffnungen erregte Denikin. Wenn die Franzosen und Engländer gewollt hätten, würden sie leicht einen umfassenden Vorstoß bis zum Falle Moskaus geführt haben. Daß Wrangel von den Franzosen aufs schnödeste verlassen wurde, hat er selbst offen und mit Bitterkeit ausgesprochen. Endlich ist Semjonoff, der schon zum Herrn Sibiriens zu erwachsen schien, kläglich gescheitert. Der Sowjet herrscht wieder bis vor Wladiwostok. Ebenso gebietet er im Süden bis Tiflis und Baku. Es liegt nahe, da sich bei dem Zusammenbruche aller dieser Unternehmungen stets die gleiche Taktik zeigt, an bewußte Berechnung zu glauben. Steht ein Mühlgraben trocken, so wird Wasser dringend gewünscht. Kommt plötzlich eine große Überschwemmung, so kann die ganze Flut die Mühle wegreißen; ist die Fülle des Wassers mäßig, so ist sie gerade willkommen, um die Mühle wieder in Gang zu setzen. Wären Judenitsch und Denikin wie eine brausende Sturmflut dahergefegt, so war es um den Sowjet

geschehen. Unzureichend und zögernd unterstützt, konnten sie nur wenig ausrichten und haben dadurch die Macht des Sowjets gestärkt. Denn dieser verbreitete Aufrufe: Die Heimaterde, das heilige Rußland ist in Gefahr. Auf gegen die eindringenden Feinde, gegen die Plünderer und Mörder! Zugleich war die wiederholte Bedrohung durch jene ententistischen Generäle ein angenehmer Vorwand für Moskau, um beständig zu rüsten, um unaufhörlich die Sowjetheere zu üben und zu vermehren. Das hatten sie auch sehr nötig. Denn, nüchtern betrachtet, waren diese Heere doch nicht sehr leistungsfähig, waren einem in neuzeitlicher Kriegführung erfahrenen Gegner nicht im mindesten gewachsen, waren in der Regel nur tapfer gegen wehrlose Bourgeois und gegen halbwilde Stämme des Urals und des Kaukasus. Eine große Anzahl zaristischer Offiziere wurde eingestellt, darunter der General Brussilow (der freilich früher für einen Demokraten galt); dazu errichtete man ganz neue Formationen, so die Tschekisten, von der „Tscheka" (Tschreswytschaikja) benannt, und die sehr starken und unerschrockenen Abteilungen der Kriegsschüler. Diese Leute, die aufs engste mit dem regierenden System verknüpft waren, die im Falle der Niederlage doppelt den Tod zu fürchten hatten, von seiten der Gegner wie von den eigenen Reihen durch meuterische Regimenter, und die infolgedessen vor nichts zurückschraken, kämpften stets mit äußerster Entschlossenheit. Dagegen haperte es stets noch am Verkehrswesen und an der Intendantur. Im August 1920 hatten die Bolschewiki Polen bereits so gut wie erobert; da aber der Nachschub mangelte, da der lockere Kavallerieschleier, den Budjeny um Polen geworfen hatte, durch nachrückende Infanterie keine Befestigung erfuhr, so mußte die ganze Eroberung wieder aufgegeben werden*).

War schon der ganze Bolschewismus lediglich ein Vorwand und Hilfsmittel zur Bereicherung einer habsüchtigen Räuberbande, so benutzten ebenso wiederum die Gewalthaber und die Vertrauensmänner des Sowjet die neue Lage, um auf mühelosem Wege Millionen zu erwerben. Die Tscheka war ja von Anfang an eine Erwerbsgesellschaft.

Einstens verlangten die Linksparteien stürmisch die Aufhebung der Todesstrafe. Das war vor sechzehn Jahren. Nun sind die Linkesten der Linken am Ruder. Was ist aus ihrer Forderung geworden? Einst sollte die Todesstrafe abgeschafft werden, jedoch nur deshalb, damit die Reihen der Unzufriedenen nicht gelichtet würden. Jetzt wird sogar Engrosbetrieb der Hinrichtungen eingeführt. Nach den eigenen Zahlen der Sowjetregierung, die wohl viel zu niedrig sind, wurden auf ihren Befehl vom 7. September 1914 bis Spätherbst 1921 hingerichtet**):

*) Vgl. Rechberg, Was kostet der Frieden der Entente?

**) Wirtschaftspolitische Aufbaukorrespondenz über Ostfragen und ihre Bedeutung für Deutschland, München 16. 12. 21.

Geistliche	1 215
Bischöfe	28
Professoren und Lehrer	6 775
Ärzte und Assistenten	8 800
Offiziere	54 650
Soldaten	260 000
Gendarmerie- und Polizeioffiziere	10 500
Gendarmen und Schutzleute	48 500
Gutsbesitzer	12 950
Angehörige der Intelligenz	355 250
Arbeiter	192 350
Bauern	815 100
Zusammen	1 766 118 Personen.

Wer waren nun die Scharfrichter bei dieser Henkerei?

Darüber sagt der Rigaer Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ (29. 7. 21):

„In den guten alten Zeiten mußten Henker aus den Verbrechern gesucht werden, denen man nach Erfüllung ihrer Obliegenheiten die Freiheit schenkte. Und doch fiel es damals zuweilen schwer, solche Leute zu finden, denn auch die hartgesottensten Mörder schreckten vor einem „gesetzlichen Morde“ zurück. Heutzutage ist es anders. Man bedient sich nicht mehr einzelner Mörder. Man hat eine ganze Henkergilde geschaffen, der man unbeschränkte Vollmachten über das Leben und Tod jedes einzelnen russischen nichtkommunistischen Bürgers gegeben hat. Das sind die sogenannten „außerordentlichen Kommissionen im Kampfe gegen Konterrevolution und Spekulation.“ Tschreswytschaika heißt sie im Volke, Tscheka in der amtlichen Sprache der bolschewistischen Machthaber. An ihrer Spitze steht der berüchtigte Verbrecher Dsershinsky, der unter Nikolaus II. zwölf Jahre in den Bergwerken Sibiriens in Ketten gehalten wurde.

Als die Russen im vorigen Jahre die Polen hart bedrängten und im eroberten Teil Polens bereits eine Art Sowjetregierung eingerichtet hatte, da wurde Dsershinsky zum Oberbonzen der neuen Regierung ernannt. Er lehnte jedoch diesen Posten bald darauf ab. Späterhin ernannte ihn die Moskauer Regierung zum Diktator des ganzen Verkehrswesens, allein auch dieser Posten behagte ihm nicht, und schon bald befand er sich wieder an der Spitze der Tscheka. Er hat sie gut organisiert, das muß ihm der krasseste Neid lassen. Die Tscheka vereinigte in sich alle Funktionen der Spionage, des Verleumdertums, der Geheimpolizei, der Inquisition und des Henkertums. Sie besteht ausschließlich nur aus Schwerverbrechern. Allerdings jeder Halunke, der für Sowjetmacht ist, ist ein ehrenwerter Proletarier, auch wenn er hundert Morde auf dem Gewissen hat. Diese Tschekas sind über ganz Rußland verbreitet und sind diejenige Einrichtung, die das Volk am meisten bedrücken, denn sie befassen

sich größtenteils mit offenem Raube. Es wird gegebenenfalls eine Persönlichkeit, von der man annehmen kann, daß sie Geld besitzt, einfach verleumdet, darauf eingesperrt, in 99 von 100 Fällen ohne jede weitere Untersuchung erschossen und das Vermögen des „Konterrevolutionärs" beschlagnahmt. Auf diese Weise haben die Tschekas Hunderte von Millionen zusammengeraubt, und mit diesem geraubten Gut wird ein schwunghafter Schleichhandel getrieben. Uhren, Ringe, Ohrgehänge, Zigarettenbehälter, Brillanten, Perlen, kostbare Pelze und dergleichen mehr wandern auf diesem Wege ins Ausland. Die Vermittler zwischen den früheren Besitzern und den heutigen Käufern sind die Tschekas. Das beste Geschäft machen die Käufer; denn sie zahlen kaum die Hälfte des Werts. So wird in Rußland die Gegenrevolution und die Spekulation (das Schiebertum) bekämpft. Flüchtlingen werden an der Grenze, auch wenn sie die Ausreisegenehmigung nach vieler Mühe erhalten haben, von Agenten der Tscheka die letzten Kostbarkeiten abgeknöpft, die gleich darauf den Weg über die Grenze finden. Allerdings jetzt in andere Hände. Ein Tauschgeschäft ohne Ende nur nach marxistischen Grundsätzen."

Diese ganze Schilderung gehört der Vergangenheit an. Sie muß jedoch unbedingt ins Gedächtnis zurückgerufen werden; denn die bolschewistischen Machthaber gebieten noch heute über Rußland. Auf die Normannenherrschaft die Tatartschina, auf die Macht einheimischer Russen die Judenherrschaft! Sie dauert noch in der Gegenwart. Sie stützt sich keineswegs, wie von Edelanarchisten und Bewunderern Dostojewskis behauptet wird, auf innerste Regung des russischen Volkes selber; sie stützt sich auf die Bajonette und Maschinengewehre von Chinesen und Letten, wie auf Fremdenlegionen, die aus anarchistischen Madjaren, Tschechen, Italienern und leider auch Deutschen zusammengesetzt sind, und erst in letzter Linie auf zwangsweise ausgehobenen Russen.

Im Vorfrühling 1922 ist die Tscheka aufgelöst worden und hat, wie es in der „Wirtschaftspolitischen Aufbaukorrespondenz" heißt, deshalb ihre Tätigkeit in verstärktem Maße aufgenommen. Sie hat den Namen abgelegt. Das Kommissariat für Inneres hat ihre Funktionen übernommen. Damit ist wiederum ein Zustand wiederhergestellt, wenigstens äußerlich, der bereits unter dem zaristischen Regime vorhanden war. Damals kannte man die Ochrana, die berüchtigte dritte Abteilung, die dem Ministerium des Innern angegliedert war. Nur eines ist bei dieser Verpuppung oder Verlarvung verhängnisvoll: Die Häupter der Tscheka, darunter der fürchterliche Dsershinski, sind an die Spitze des neugegründeten Kommissariats getreten.

Dagegen erfolgte ein anderer, unbequemerer und nicht durch Schiebungen zu beseitigender Rückschlag. Die reichen Hilfsmittel, die noch aus der Zarenzeit vorhanden waren, der Goldschatz, die Lebens-

mittel, die Rohstoffe, die Fabrikate, wurden in den vier Jahren bolschewistischer Machtstellung allmählich aufgebraucht. Es scheint, daß jetzt der letzte Rest verschwunden sei. Neue Werte wurden aber nicht erzeugt. Zu der grenzenlosen Mißwirtschaft auf ökonomischem Gebiete kam der Terror, der einerseits die Volkskraft lähmte und zum mindesten die Bauern zu gefährlicher Beschränkung der Felderbestellung veranlaßte, und der andrerseits einen ungeheuren Haß gegen die Machthaber von Moskau erweckte. Der Haß verdichtete sich zum passiven Widerstand. Die Arbeiter in den Fabriken machten ihre Sache absichtlich schlecht. Sie stahlen und sabotierten. Die Bauern aber schlugen die Gewalthaufen des Sowjets, die in die Dörfer kamen, um Lebensmittel zu beschlagnahmen, mit Flinten und Maschinengewehren zurück. Aus unzufriedenen Bauern rotteten sich die Räuberbanden von Machnow zusammen, der zwischen Charkow und Kiew sein Wesen trieb, und der zeitweise über 60 000 Mann gebot, und rekrutierten sich die Anhänger des Donkosaken Antonow, wie ferner das Gefolge sibirischer Führer. Machnow ist allerdings zu den Bolschewiki übergegangen. Indessen schien die Bauernschaft dazu ausersehen zu sein, die Grundlagen zum Wiederaufbau Rußlands zu liefern. Von Jahr zu Jahr wurde es aber auch für die Bauernschaft schwieriger, sich zu behaupten, geschweige denn zum Angriff überzugehen. Vor allem hatte sich ihr Vieh- und Pferdebestand empfindlich vermindert. Man rechnet, daß von allen Pferden des ehemaligen Zarenreiches neun Zehntel aufgespeist oder zugrunde gegangen sind. Also wären von beiläufig 20 Millionen nur zwei Millionen übrig. Über Rinder und Schafe habe ich keine Statistiken; in jedem Falle ist auch ihr Hinschwinden trostlos. Dazu kommt der Mangel an Düngerstoffen, an Ackerbaugeräten und Fahrzeugen und sogar von Saatgut. Kein Wunder, daß von Jahr zu Jahr die Ernte spärlicher wurde. Nun trat vollends 1921 die entsetzliche Dürre ein, unter der die halbe Welt, von Sibirien bis Nordamerika, litt. Vor zwei Jahren sprach man noch von einer kommenden Diktatur der Bauern, jetzt aber ist auch die Widerstandskraft der Bauern gebrochen und ist die Lage völlig hoffnungslos geworden.

Eine Völkerwanderung, wie sie die Erde noch nie gesehen hat, wälzt sich, verzweifelt und besinnungslos, nach allen Himmelsrichtungen, wo man nur immer auf noch so kleine Reste von Nahrungsmitteln hoffen kann, vor allen Dingen aber nach Westen. Es wird nicht übertrieben sein, daß völlig sechs Millionen Menschen augenblicklich unterwegs sind.

Die Beschaffung von Hilfe stößt auf erhebliche, wenn nicht gar unüberwindliche Schwierigkeiten. Das Sammeln von Geld und das Aufstapeln und Verfrachten von Lebensmitteln wäre zwar eine Aufgabe, die, namentlich bei dem gegenwärtigen Tonnageüberfluß, nicht allzuschwer zu lösen ist. Um so mißlicher ist die Weiterleitung der

Vorräte in Rußland selber. Gesetzt, die übermittelten Vorräte kämen richtig in Reval oder Kronstadt, Odessa oder Wladiwostok an, so ist in keiner Weise dafür eine Gewähr gegeben, daß sie auch wirklich ihre Bestimmungsplätze erreichen. Erstlich ist schon seit Monaten das Verkehrswesen so ziemlich in ganz Rußland zusammengebrochen. Bloß zwischen Kiew, Moskau und Petersburg verkehren noch regelmäßig die Züge, und auch sie nur für die Truppen und für den engeren Kreis des Sowjets. Die Zahl der Lokomotiven verringert sich von Monat zu Monat. Der Zustand der Schienen und Schwellen ist kläglich, die Bedienung der Züge nicht minder. Vor allem aber wäre eben wiederum ein leistungsfähiges Bahnnetz vonnöten, und das ist nicht vorhanden. Zweitens ist die Autorität in Rußland dermaßen erschüttert, daß kein Mensch sicher ist, ob die Verteilung der sehnlichst erwarteten Nahrungsmittel die Richtigen erreiche. Zur Not könnte man zwar noch die Flüsse benützen, indes auch da hapert es, denn die Dampfschiffe sind durch rohe Behandlung dermaßen verrottet und zuschanden geworden, daß sie kaum noch mehr leistungsfähig sind. Auch der Vorschlag, den Vertretern helfender fremder Mächte unbeschränkte Vollmachten einzuräumen, würde wenig fruchten, besteht doch die wohlbegründete Besorgnis, daß Bahnzüge und Dampfschiffe einfach von hungernden Massen überfallen und in zweckwidriger Weise ausgeraubt oder aber daß sie von Sowjettruppen beschlagnahmt werden. Schon längst herrscht eine solche Zerrüttung in der Sowjetregierung, daß die Tschreswytschaika der einen Stadt sich nicht mehr um die Tscheka einer Nachbarstadt kümmerte und daß sie Empfehlungen und Hinweise des Zentralsowjets einfach mißachtete. Also, in Rußland selbst wird das Hilfswerk mit den größten Hindernissen zu kämpfen haben. Der Lauf der Ereignisse wird keinesfalls durch ein solches Werk aufgehalten.

Und nun beging Berlin die Heirat mit einer Sterbenden, mit der von den Bolschewisten beherrschten Rossija, die schon in den letzten Zügen liegt, und diese Tat wird allerorten als höchste Weisheit gepriesen.

Vom hungernden Rußland ist es stiller geworden, und doch geht das Hungern und das Massensterben weiter. Markow, der Berliner Führer der russischen Zaristen, hat im Frühjahr 1921 die Zahl der bis dahin durch Krieg, Revolution und Bolschewismus Umgebrachten auf 38 Millionen geschätzt. Nun aber hat, seitdem diese Schätzung erfolgte, der eigentliche Zusammenbruch der russischen Bevölkerung erst begonnen. Man hat zwar eine internationale Hilfsleistung ins Werk gesetzt, indes was bedeutet das? Einen Tropfen auf einen heißen Stein! Die Zustände sind jetzt schon schrecklich, und sie werden noch schrecklicher werden. Das Saatgut ist großenteils aufgezehrt. Es sind keine Zugtiere vorhanden. Der nicht gedüngte, vernachlässigte, durch und

durch verunkrautete Äcker wird keine oder nur ganz spärliche Früchte hervorbringen. Es fehlt an allem nötigsten, sogar an Pflügen und Sensen. Die erfahrungsgemäß schlimmste Zeit bei mißlicher Volksernährung, der Frühling und Vorsommer steht für Rußland erst noch bevor. Man schaudert, wenn man die Millionen veranschlagen soll, die sicherlich noch in den nächsten Monaten zugrunde gehen. Was aber von außen noch herangebracht werden kann, genügt nicht entfernt, und wenn es bis zu den Küsten des Baltischen und des Schwarzen Meeres oder an die Landesgrenze im Westen gebracht ist, so kommt es von da nicht viel weiter, es kann höchstens die allernächsten Striche erquicken. Um weiter ins Innere geführt zu werden, dazu fehlt es an Transportmitteln, und selbst wenn die Transportmittel vorhanden, so wollen die Lokomotiven beheizt und die Frachtladungen bedient werden. Um zu heizen, dazu braucht es Kohlen. In den Zechen arbeiten kann aber nur jemand, der ausgiebige Nahrung bekommt. An der aber fehlt es gerade. Die geschwächten, vom Hunger zermürbten Arbeiter können nichts mehr leisten. So ist denn auch tatsächlich die Ausbeute der Kohlenfelder am Don und Donez auf ein Achtel der Friedenszeit gesunken. Und wiederum, wenn die Kohlen gefördert wären, so muß man sie an Ort und Stelle bringen, und da fehlt es abermals an Wagen und Lokomotiven. So haben wir einen sich ewig schließenden Fehlerkreis, einen Circulus vitiosus, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

Einer Schrift des Fürsten Wolkonsky („Les Sovjets", Rome 1922) entnehme ich folgende Zahlen: Von 77 Millionen Desjatinen (etwas über einen Hektar) war 1921 die bebaute Fläche 25 Millionen. Durch die französische Revolution ist umgekehrt die Zahl der bebauten Äcker um einige hunderttausend Hektar gestiegen. Ursprünglich wurden Beschlagnahmungen des Ernteüberschusses verordnet, um daraus 40 Millionen Städter zu speisen. Schon drei Jahre später, am 6. September 1921, beschränkte man die Zahl auf 6 Millionen, die man auch nur zu ernähren versprach, aber nicht wirklich ernährte. Durch den Bolschewismus wurde die russische Getreideernte, die einst 21% der Welternte ergab, auf ein Sechstel herabgedrückt, denn nicht nur die Zahl der bebauten Äcker, sondern auch der Ertrag der Desjatinen hat empfindlich abgenommen. Die Baumwollenernte ist auf ein Neuntel des früher beanspruchten Raumes zurückgegangen, die Zuckerrübe auf ein Achtel. Nach einer Statistik soll die Menge der erzeugten Körner von 4,6 Milliarden Pud auf 2 Milliarden im Jahre 1919 und gar auf 500 000 im Jahre 1921 zurückgegangen sein. Ich möchte jedoch bezweifeln, ob der Sowjet überall in der Lage war, eine auch nur halbwegs zuverlässige Statistik durchzuführen. Die Bauern haben doch jedenfalls versteckt, was sie konnten. Kühe sollen sich nur um 60%, die Schweine nur um 30% verringert haben, Schafe aber um 90%.

Die Zucht des Edelschafes ist vollkommen vernichtet. Die Rinderstatistik scheint mir viel zu günstig. Übrigens muß man obige Ziffern der Flächenabnahme durch die Ertragsziffern ergänzen; so ist Baumwolle von 20 Millionen Pud auf 0,7 zurückgegangen, Hanf von 20 auf 3, ähnlich bei Flachs. Die Zuckerrübe von 700 auf 49,2 Millionen. Das sind lehrreiche Zahlen. Noch viel verheerender hauste jedoch der Bolschewismus in der Industrie, auf dem Gebiete, aus dem der Marxismus hervorging. Im Jahre 1916 gab es 2,4 Millionen Arbeiter, im Jahre 1920 1,063 Millionen, von denen aber nur 400 000 beschäftigt wurden. Die Zahl der Betriebe ist von 1916 in vier Jahren von 152 000 auf 7000 zurückgegangen. Das kann man nicht der Trustbildung zuschreiben, die damals noch nicht eingesetzt hatte. Wenn im Jahre 1921 nicht weniger als 4000 Betriebe von der Regierung verpachtet wurden, so muß man wissen, daß davon 2500 Kleinmühlen waren, zu deren Handhabung kein so besonderes Geschick gehörte.

Kohle ist, immer nach dem Fürsten Wolkonsky, seit Kriegsanfang von 2,2 Milliarden Pud auf nur 24 Millionen, das heißt, beinahe nur 1% im Jahre 1920 gesunken. Ein reizvolles Beispiel, wie die Dame Statistik von dem Sowjetbarbier aufgeputzt und frisiert wird: Plötzlich berühmen sich die Bolschewiki einer Kohlen-Monatsausbeute von 22 Millionen Pud, nämlich im November 1921. Das waren Reste, Vorräte, die noch aus früherer Zeit vorhanden waren. Auch macht der Fürst darauf aufmerksam, daß es bei den Zechen nicht bei dem Minderertrag bleibt: sie verrotten und ersaufen, wenn sie im Stich gelassen werden. Das ist ein Schicksal, das bereits $^4/_5$ von ihnen im Becken des Donez betroffen hat. Vorräte waren ebenfalls von Eisen vorhanden, besonders in dem berühmten Bezirke von Kriwoi-Rog. Sie betrugen dort 40 Millionen Pud. Seit drei Jahren schon sind aber die dortigen Eisenminen ersoffen. Im ganzen Becken gab es schon vor einem Jahre nur noch 2000 Arbeiter und 20 Ingenieure; Salz ist von 117 Millionen Pud bei Kriegsanfang auf 42, Eisen ist von 240 Millionen auf zwei gesunken. Am besten steht es noch mit Erdöl. Es ist nur auf $^1/_3$ herabgegangen, von 549 Millionen auf 176, jedoch im Jahre 1920. Seitdem hat sich die Lage empfindlich verschlechtert. Die Ausrüstung der Werke hat sehr gelitten; die Arbeiter haben sich zerstreut. Es sind so gut wie keine Vorräte mehr vorhanden. Sehr wichtig war früher die Zuckerindustrie. Ihr verdankte Rußland, und namentlich die Ukraine, einen Teil ihres Reichtums. Allein in Kiew wohnten zwei Zuckerkönige. Die Erzeugung ist von 105 Millionen Pud auf nur drei Millionen gesunken. Lokomotiven erstellte man früher 883, im verflossenen Jahre nur noch 42, Eisenbahnwagen früher 20 500, im vergangenen Jahre 637.

Die Folgen dieser traurigen Zustände drücken sich in den Finanzen aus. Man hat wunders geglaubt, welchen Aufschwung das

von der strengsten, tyrannischsten Zwangswirtschaft befreite Rußland nehmen würde. Das Gegenteil ist eingetreten. Das einzige ist, daß etwa 80 oder 90 Truste aus dem Sumpfboden des Sowjets emporsproßten *). Sonst aber ist alles schlimmer denn zuvor. Vor allem sind die Preise der Waren und Lebensmittel, die schon vorher riesenhaft waren, vollends ins Unendliche in die Höhe geschnellt. Es konnte auch gar nicht anders sein: Hunger und Transportnot sind eben beständig im Wachsen! Zu der Teuerung trug die Geldverschlechterung bei, und umgekehrt ist wiederum die Inflation die Ursache der Teuerung. Eine zweite Seeschlange, bei der Kopf und Schwanz nicht recht zu unterscheiden sind! Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß seit September 1921, seitdem die Zwangswirtschaft bedeutende Erleichterungen erfuhr, dreißigmal mehr Papiergeld ausgegeben worden ist als in der gesamten Zeit unter dem Zaren, Kerenski und den Bolschewiki bis zu dem genannten September. Seit Herbst vorigen Jahres bis zum 1. April sind nämlich 69, im ersten Vierteljahr 1922 sind allein 55 Billionen Sowjetrubel gedruckt worden. In der Tat, ein artiger Aprilscherz! Die Ausgabe während des nächsten Vierteljahres kann man gut und gern auf 80 Billionen schätzen, so daß zusammen 150 Billionen erreicht werden. Die Ziffern der Sowjetstatistik sind freilich anders. Die Bolschewiki haben nämlich die Unart der Yankees angenommen, eine Milliarde als Billion zu bezeichnen. Sie gehen aber noch einen Schritt weiter, statt Billion sagen sie Trillion. Wir kommen hier schon in die Hochregion der Zahlen, wo der Atem ausgeht. Die Papierflut des wohltätigen Sowjet, der von Berlin anerkannt wurde und dessen Anerkennung bei den anderen, durch Juden genarrten Staaten bevorsteht, nähert sich einem Betrage, den man als Billiarde bezeichnen könnte. In dem wotkabedürftigen Rußland muß man bereits zwei Millionen aufwenden, um eine einzige Flasche Schnaps zu erwerben. Diesen Zustand werden die Russen wohl nicht sehr lange aushalten.

Die Reichsmark, die noch im November vorigen Jahres nur 400 Sowjetrubel wertete, ist trotz ihrer eigenen Jämmerlichkeit schon im April 1922 auf 10 000 Sowjetrubel gestiegen und wird jetzt 20 000 gelten **).

All das sind Anzeichen, daß der russische Reichswagen von den wildgewordenen Rossen des Sowjets mit rasender Geschwindigkeit dem Abgrunde entgegengerissen wird. Kutscher des Wagens war Lenin, sein Pferdebub war Trotzky, und auf diesen, dem Verderben geweihten Wagen setzt sich zu Rapallo das Deutsche Reich als Fahrgast.

*) Genaueres bei Rosenberg, Die Pest in Rußland.

**) Vgl. Zur wirtschaftlichen Gesamtlage, Rosenberg, Pest in Rußland.

Inzwischen wächst in Rußland Frömmigkeit und Antisemitismus. Als Frühjahr und Sommer 1922 die Schergen des Sowjet zum letzten, verzweifelten Mittel griffen, um sich Geld zu verschaffen, und die Kirchen plünderten, da erschlug das Volk vielfach die jüdischen Kommissare. Andere Pogrome werden folgen.

Die entsetzliche Lage der russischen Kirche hat die Aufmerksamkeit Roms geweckt.

Was ist denn im Grunde urtümlich, was ist eigen in der Entwicklung des russischen Volkes und Staates? Doch nur recht wenig. Der Staat kam von den Normannen und die Kirche von Byzanz. Allerdings ist auch die deutsche Kirche von außen gekommen; sie hat sich aber selbständig fortentwickelt. Die Russen erlebten weder eine Gotik noch eine Reformation. Gewiß, Ansätze zu einer bodenständigen Baukunst und namentlich zu Kirchen nationalen Stils sind auch in Rußland vorhanden; allein der byzantinische Stil blieb doch weitaus im Übergewicht. Genau so war es mit den Anfängen zu einer volkstümlichen Religion, die sich in der Sektenbildung des 17. Jahrhunderts zeigten. Die Sekten dauern bis heute, aber sie haben nur eine schwache Bedeutung gegenüber der Staatskirche. Die Russen haben nie einen Luther hervorgebracht.

Religion wie Wirtschaft der Ostslawen wird durch fremde Hilfe wieder gekräftigt werden. Es handelt sich hier darum, wer in erster Linie helfen und wer infolgedessen den Vorteil von dieser Hilfe einheimsen wird. Das Papsttum bemüht sich sehr um die Ostslawen. Es glaubt die 40 Millionen Ukrainer bereits gewonnen, und hofft die Großrussen ebenfalls gewinnen zu können. Gelingt der Plan, so ist der deutsche Protestantismus von drei Seiten her umklammert: vom Westen, Süden und Osten. Dem Vernehmen nach soll, da die Deutschen schlafen, der amerikanische Protestantismus unter der Führung von Morehead sich zum Gegenstoße aufraffen. Es geht hier um Großes, geht um 100 Millionen russische Seelen und zugleich um die kulturpolitische Zukunft Deutschlands.

Professor J. A. Morehead, der sich über ein Jahr schon in Deutschland aufhält, ist das Haupt des National Lutheran Council in den Vereinigten Staaten. Noch umfassender der Anlage nach ist der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen, dessen Präsident der frühere Direktor bei Siemens, der ehrwürdige D. Spieker, ist*). Der Leipziger Professor D. Paul soll sich ebenfalls der Sache warm annehmen. Man hat aber bei dem Kongresse für ev. Weltmission, der im September 1922 zu München tagte und den der genannte Spieker leitete — einige Wochen nach dem großen Katholikentage ebendort —, kein Wort über diese wichtige Frage gehört, hat überhaupt nicht den Eindruck gehabt, als ob die vielen im Odeon versammelten Männer, unter

*) Geschäftsstelle in Berlin O 17, Fuchsstraße 64. Schriftführer Dr. Sigmund Schultze.

denen der Bischof von Upsala, Söderblöm, der bedeutendste Kopf war, sich über die gefährdete Lage des Protestantismus, der um sein Letztes ringt, im Klaren seien.

Das Grundergebnis unserer Untersuchung ist folgendes: Der Bolschewismus, der nun schon bald fünf Jahre sein Wesen in Rußland treibt, war ein Raubzug der Juden. Er hat mit der marxistischen Philosophie, wenn das überhaupt eine Philosophie genannt werden darf, er hat mit dem Ideal irgedwelcher Weltbeglücker und hat überhaupt mit Idealen von Haut und Haar nichts zu tun. Er ist gar nichts als die schlecht mit Phrasen verbrämte Auswirkung uralter jüdischer Rach- und Herrschsucht. Es ist die Umwandlung des Zarentums in einen Judenstaat, wie die türkische Revolution eine Umwandlung des Sultanats zu einer Herrschaft der Dömne von Saloniki bezweckte, aber nicht dauernd erreichte, wie die österreichische und die deutsche Revolution die Macht von den Kaisern in Judenhände geleitet hat. Und das Furchtbare ist: die Gewalt ist bis heute in diesen Händen geblieben.

Das russische Reich wird sich nie wieder zur früheren Größe erheben. Warum? Weil die Turanier abgefallen sind. Die allasiatische Kolonialpolitik, wie sie ein Fürst Uchtomsky empfahl, ist ein Ding der Vergangenheit. Damals war der Burjatenführer Badmajeff, ein Täufling Alexanders III., und waren 35 000 christliche Burjaten für das Zarentum gewonnen; damals strömte der Überfluß der russischen Kraft nach Sibirien, Turkestan, Mandschurei, Mongolei, Nordpersien, Transkaukasien. Jetzt hat das Russentum 50 Millionen Menschen verloren und wird durch Hungertyphus noch mehr verlieren; jetzt wenden sich Burjaten, Kirgisen, Türken und Kaukasusstämme dem russischen Gedanken ab, wenden sich der aufstrebenden turanischen Macht, Japan, zu. Auch gab es schon ernste und häufige Reibereien zwischen der Sowjetregierung und ihren türkischen Verbündeten. So in Buchara, so in Asherbeidschan, so jetzt in Armenien. Die Turanier, die von der Krim bis über den Baikalsee hinaus einen Querriegel im Süden des einstigen Zarenreiches darstellen, werden für immer für die russische Macht verloren sein. Schon ist Turkestan unter Enver Pascha abgefallen.

In Rußland ist der Bolschewismus tot. Aber die Bolschewiki sind am Ruder geblieben. Die Revolution verschlingt nicht alle ihre Kinder. So hat auch Sieyes, Talleyrand und der Polizeiminister Fouché die Gironde, den Berg, das Direktorium und sogar Napoleon überdauert. Alle drei haben sämtlichen aufeinanderfolgenden Regierungen gedient und haben sie sämtlich verraten. Es genügte ihnen, sich selber in der Macht oder zum mindesten wie Sieyes am Leben zu erhalten. Lautet ja der bekannte Ausspruch dieses wandlungsreichen Abbé, als man ihn fragte, was er wäh-

rend des Konvents getan habe: j'ai vécu. Von den Führern des Sowjets ist bisher nur Uritzky der verdienten Mörderkugel anheimgefallen. Die anderen freuen sich alle noch ihres dreimal verfluchten Daseins. Im Grunde ein sehr wesentlicher Unterschied von der französischen Revolution, die mindestens drei Viertel ihrer Schöpfer in den Abgrund stieß. Man sieht: die Juden wissen besser ihr kostbares Leben zu schützen. Nicht einmal einer ihrer Generäle ist, soweit bekannt, gefallen. Sagt doch schon ein alter Rabbi: Ziehe zuletzt in den Krieg! Dann kannst du als erster wieder zurückkommen. Nur von den Kriegskommissaren, die als Aufpasser den zaristischen Offizieren zugesellt waren, sind bereits recht viele durch die Wut des Volkes oder meuterischer Regimenter vertilgt worden, nicht minder wie zahlreiche Zivilkommissare. Unter ihnen war jedoch kein einziger von den Großjuden. Einstweilen leben die Hochmögenden noch. Auch der Bolschewismus lebt noch und wühlt noch, aber nicht mehr in Rußland. Dort ist er wirklich tot. Er sucht sich jetzt andere Opfer aus, nur in anderen Ländern. Mit klugem Griff hat Lenin das Steuerruder gedreht, um sich und seine Helfershelfer an ihm zu behaupten. Er hat so gut wie sämtliche Grundsätze des bolschewistischen, lies marxistischen Systemes preisgegeben. Die Privatwirtschaft ist wieder eingeführt, annähernd schon im gleichen Umfange wie etwa in Deutschland. Wenn viele Monopole noch bestehen, wenn Zwangswirtschaft und Außenhandelskontrolle noch in beträchtlichem Maße fortdauert, so haben wir die gleiche Erscheinung auch bei uns zu verzeichnen. Nicht minder kennen wir die großen Syndikate und Truste, und zwar nicht erst seit Weltkriegszeiten. Nur sind sie in Sowdepien noch viel ausgeprägter, umfangreicher als anderswo.

Der Bolschewismus hat als eroberungsgierige Gewalt noch lange nicht die Waffen gestreckt. Er dringt in Europa vor, er arbeitet in Amerika, er wühlt in Asien und Afrika. In Frankreich gab es letzthin über 800 000 Syndikalisten. Der Sowjet hatte in seiner glänzendsten Zeit nicht mehr als 660 000 eingeschriebene Anhänger. Die Gefahr ist für Frankreich schon so groß geworden, daß es eine schwarze Armee nicht nur, vielleicht gegenwärtig sogar nicht so sehr gegen Deutschland als gegen die eigenen widerborstigen Landsleute hält, um die Anarchisten in Schranken zu halten. Auch die Vereinigten Staaten haben schon den Bolschewismus zu schmecken bekommen. Es ist nur eine kleine Minderheit, die ihren Willen der Majorität aufzwingen möchte; aber gerade der Sowjet beweist die Gewalttätigkeit und die Macht einer Minderheit. Schon Präsident Wilson wurde von den amerikanischen Zeitungen scharf angegriffen, weil er den radikalen Sozialisten Howe zum Einwanderungskommissar ernannte. Denn während die Regierung bemüht war, der bolschewistischen Gefahr einen Riegel vorzuschieben, war Howe einer großen Anzahl von Bolschewisten behilflich. Auch wurde ihm

vorgeworfen, daß der allmächtige Korruptionsdollar auch bei ihm seine Schuldigkeit getan habe und die Einwanderungsinsel unter seiner Herrschaft eine Sozialistenhalle und ein Debatteklub blutroter Revolutionäre geworden sei. So wurden nach dem „Philadelphia Record" von 697 Bolschewisten, die aus Amerika verwiesen wurden, nur 60 außer Landes gebracht. Zwar ließ Howe einige der gewalttätigsten Anarchisten, wie die berüchtigte Emma Goldmann abschieben, um der Regierung und der Öffentlichkeit Sand in die Augen zu streuen. Allein er mußte schließlich doch wegen seinen krummen Taten das amtliche Feld räumen; hierauf kam denn auch die Deportationsmühle in einen schnelleren und ergiebigeren Gang. Sogar der „Sowjetgesandte" Marten mußte daran glauben; aber das rote Gespenst war nicht zu bannen. Kürzlich wurde eine umstürzlerische Organisation aufgedeckt, die sich folgendes Ziel gesteckt hat: Beschlagnahme aller Produkte und der Mittel ihrer Erzeugung, Befreiung aller politischen Gefangenen, Vernichtung aller Kasernen, Ermordung der Beamten, Verbrennung aller öffentlichen Urkunden und Archive, Zerstörung aller Schuldtitel. Die amerikanische Regierung beginnt daher jetzt eifriger gegen den Bolschewismus vorzugehen. Denn trotz des kläglichen Zusammenbruches, den der Bolschewismus in seiner russischen Heimat erlitten hat, gibt es immer noch eine große Zahl hirnverbrannter Weltverbesserer, darunter auch viele Deutsche, die von der Gewaltpolitik eines Trotzky das Heil der Welt erwarten. Die Yankees halten aber die Augen offen. Sie fragen: Wer hat die Reservefonds der Gewerkschaften zugrunde gerichtet? Die Bolschewisten. Wer hat Streiks durch Waffengewalt und Hinrichtungen unterdrückt? Das waren die Bolschewisten, die die Arbeiterkorporation vernichtet und ihre Läden in kommunale Niederlagen verwandelt hatten. Die Bolschewisten versprachen dem russischen Volke Frieden, Brot und Freiheit; in Wirklichkeit gab es statt des Friedens einen Bürgerkrieg, der alle Gewerbe zerstörte und alles mit Blut befleckte. Anstatt der Freiheit — Gefängnis, Verbannung und Exekution. Anstatt des Brotes — Hungersnot und das Grab. In seinen Kriegserinnerungen aus Ostsibirien bemerkt der Oberst Ward: „In der Heimat (nämlich in Amerika) hält man die Bolschewisten vielfach für parteipolitische und demokratische Idealisten. Wenn man sie näher kennen lernt, so erkennt man bald, daß man eine Bande verabscheuungswürdiger Halsabschneider vor sich hat, deren Lebensaufgabe zu sein scheint, die Bauern und Arbeiter zu terrorisieren und zu berauben, sowie eine ordentliche Regierungsweise unmöglich zu machen."

Über die Stärke der heutigen Sowjetheere gehen die Ansichten schroff auseinander. Die einen Gewährsmänner versichern, daß höchstens noch 30 000 Mann brauchbarer Truppen vorhanden seien; die anderen erklären, es seien beinahe fünfviertel Millionen Mann aufgestellt, wovon 200 000 vortrefflich seien. Der frühere zaristische

Führer, General Brussilow, ist jetzt ausgeschaltet, vielleicht einfach, weil er vom Alter zermürbt ist. Oberfeldherr ist jetzt Tuchatschweski. Ein anderer Befehlshaber von Belang ist Kamenew (nicht mit dem gleichnamigen Juden zu verwechseln). Vielfach hat man zaristische Offiziere wieder angestellt, die man durch bolschewistische Kommissare überwachte und deren Familien man als Geiseln zurückbehielt. Der Vorgang wiederholte sich bei einer anderen zaristischen Schöpfung, der Ochrana, der berüchtigten III. Abteilung. Die Hälfte der mehr oder weniger anrüchigen Persönlichkeiten, die zur Ochrana gehört hatten, wurde von der Tscheka übernommen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln macht sich jedoch im Heer, wie in der Tscheka, allmählich der zaristische Gedanke wieder geltend. Geräuschlos werden Gegner des Zarismus ausgemerzt. Auch die Verurteilung der Sozialrevolutionäre, die zum Teil sogar aus Juden bestanden, im August 1922 ist ein Schritt in der gleichen Richtung. Auch hier frißt die Revolution ihre eigenen Träger und Kinder. So ist alles für einen Umschwung vorbereitet. Nur braucht es kein plötzlicher, dramatischer, jäher Umschwung zu sein, sondern eine allmähliche Umwandlung der im Staate führenden Schichten. Schon treten die Juden im Sowjet weniger hervor. Das Verhältnis von vier Juden zu insgesamt fünf Mitgliedern des Zentralsowjets, wie es noch Rosenberg annahm, besteht seit einigen Monaten nicht mehr. Es ist klar: Die Ratten verlassen das Schiff. Die plündernden Nomaden, die Razzianten haben aus Rußland alles herausgeholt, was nur zu holen war. Nun lohnt es sich nicht mehr, dort länger zu bleiben; es lohnt sich nicht einmal, für die Ausübung der Macht noch viele Opfer zu bringen. Man bringt noch einige Konzessionen in Sicherheit, man gründet noch einige Truste, bei denen man stiller Teilhaber bleiben kann. Sonst aber gibt man Rußland auf. Die Razzianten wenden sich anderen, mehr versprechenden Staaten zu. Sie werfen sich auf Norddeutschland und vielleicht demnächst auf Neuyork, von wo ein großer Teil von ihnen ausgebrochen ist, um das Zarenreich zu plündern und zu verderben.

Nachdem wir so quer durch die russische Gegenwart gewandert sind, wollen wir noch eine Zukunftsfrage erörtern. Sie betrifft die Ukraine. Es war zu rechtfertigen, wenn wir, mit dem Zaren ringend, eine Propaganda entfesselten, um die Eigenart der Ruthenen und ihr Recht auf ein selbständiges Staatswesen zu betonen. Es war einfach eine Kriegsmaßregel. Begründet jedoch in der geschichtlichen Entwicklung ist der Anspruch der Ukrainer nicht*). Sie sind durchaus kein besonderes Volk. Sie haben auch keine eigenen Sprachen, sondern lediglich Mundarten, die sich von dem Großrussischen nicht mehr, sondern weniger unterscheiden als Hoch- und Nieder-

*) Prince Wolkowsky, La vérité historique et la propaganda Ukraino-phile, Rome 1920.

deutsch. Die Ukrainer wollen von Moskau nichts wissen, und doch ist von Kiew die Kolonisierung Großrußlands ausgegangen. Im übrigen sprechen die gebildeten Kreise der Ukraine und selbst deren amtliche Vertreter ein reines Großrussisch, und die Verordnungen, die der Hetman Skoropadsky in einer künstlich zurechtgemachten, angeblich ukrainischen Sprache erließ, wurden vom Volke gar nicht verstanden, so daß man zum großrussischen Muster zurückgriff.

Was im Weltkriege zu verstehen war, daß wir die Macht unserer östlichen Gegner spalten und dadurch zermürben wollten, ist heute nicht mehr am Platze. Gleichwohl gibt es auch heute noch eine bedeutende Gruppe in Deutschland, die an der Eigenart der Ukraine und an einer Randstaatenpolitik festhält. Es sei für uns auch in der Zukunft vorteilhafter, wenn das einstige Zarenreich nicht wieder in alter Kraft erstünde, wenn die Randstaaten abgesplittert blieben. Das ist aus zwei Gründen nicht stichhaltig. Unsere Lage ist dermaßen mißlich und schwer, daß es uns erwünschter sein muß, mit einem starken als mit einem schwachen Rußland zu gehen. Die Bündnisfähigkeit eines etwa wiedererstehenden Zarenreiches wäre auch für uns, vorausgesetzt, daß wir sie richtig auswerteten, ein großer Vorteil. Allein Rußland ist durch den Bolschewismus dermaßen ruiniert, daß es weder ohne noch mit Ukraine uns für absehbare Zeit eine nennenswerte Hilfe gewähren, einen ausschlaggebenden Trumpf im Spiele darstellen kann.

Die Emigranten spielen bei der Wiederherstellung Rußlands keine allzu große Rolle. Allerdings sind ihrer nach den geringsten Angaben in Europa 900 000, nach den größten drei Millionen, worunter jedoch über die Hälfte Juden sein werden. Eine Million oder darüber ist in Amerika und Asien, besonders in Peking und auf Java, wohin sich ein bedeutender Strom von Wladiwostok ergossen hat, zerstreut. Wirklich etwas geleistet haben aber nur die Emigranten in Peking und in der Mongolei, wo Baron Ungern-Sternberg eine Schar zaristischer Truppen, verstärkt durch mongolische, um sich sammelte. Die übrigen begnügen sich damit, durch Wort und Schrift zu wirken und gelegentlich Aufrufe und Proklamationen zu erlassen. In Rußland selbst sind die Emigranten keineswegs angesehen. Man droht ihnen vielfach sogar mit dem Tode oder zum mindesten mit dem Boykott. wenn sie sich einfallen lassen sollten, wieder zurückzukehren. Europäische Mittelpunkte der Emigrantenschaft sind Berlin, Leipzig, München, Prag, Pest, Belgrad, Agram, also vorzugsweise Pläze mit schwacher Valuta, sodann Rom, wo aber letzthin die Kolonie bedeutend abgenommen hat, Genf, Florenz, Paris und London.

Die Zaristen sind in vier Gruppen zerspalten, die sich gegenseitig befehden. Ihre Kandidaten sind Kyrill, ein Sohn Wladimirs und ein Sohn Pauls, also zwei Vettern von Nikolai II., und Andrej,

Sohn des Großfürsten Konstantin. Zwischen Sowjet und Zaristen bewegen sich die Kadetten, die um Gutschkoff und Miljukoff.

Im Frühsommer 1922 zog sich Lenin zurück. Er war schwer erkrankt. Anscheinend Gehirnsyphilis. Kein einziger Mann war zu finden, der allein ausgereicht hätte, ihn zu ersetzen. Für den Tiger ein Rudel von Hyänen und Schakalen! Es ist ähnlich wie in Paris nach der Hinrichtung von Robespierre. Damals löste eine Gruppe von Männern die andere ab. Bald dies Triumvirat, bald jenes Quinquevirat. Genau so geht es jetzt in Moskau. Im Mittelpunkte stehen die drei Männer Kamenew, Trotzky und der christliche Pole Dsershinsky. Die Linien schwanken jedoch und fließen beständig. Neue Gruppenbildungen kann jeder Tag bringen. So haben auch der gescheite, unermüdliche Aktenkenner Tschitscherin, der eine büffelmäßige Arbeitskraft besitzt, und die erfolgreichen Unterhändler Krassin und Litwinow einen starken Einfluß. Der Kommissar Dsershinsky, ein Asket und ein starrer Fanatiker wie Robespierre, wendet sich wie jener gegen den ausschweifenden Marat, wider die verkommenen Genossen. Im Juli 1922 trat er scharf gegen sie auf*) und gab eine Reihe skandalöser Vorfälle zur allgemeinen Kenntnis. Kamenew (Rosenfeld), Lunatscharsky (Mondschein), Semaschko, Kursky, Karachan, Litwinow (Finkelstein, bekanntlich ein Diplomat, der Rußland in Genua vertreten hatte) wurden offen der Bestechung angeklagt. An der Hand von Polizeiberichten wies Dsershinsky ferner nach, daß diese und noch andere Größen an unerhörten Orgien teilgenommen, wegen groben Unfugs auf der Straße mehrmals angehalten werden mußten (Radek-Sobelsohn in Moskau allein viermal), daß sie alle riesige Spekulationen mit Trustbildungen in geschäftlichen Abkommen mit ausländischen Kapitalisten verfolgten; daß die Kooperativgesellschaften ebenfalls als Milchkühe für ihre Geldgier dienten. Von Krassin behauptete Dsershinsky, er betreibe so schmutzige Geschäfte, daß er für die eigentlich hingerichtet werden müßte. Dasselbe verlangte er für den augenblicklichen Londoner Vertreter Salomon, den Delegierten des Volkswirtschaftsrats in Berlin, Lomonossow, und noch einige weitere Heilige aus der Reihe der Sowjetvertretung.

Diese Angriffe Dsershinskys erregten einen ungeheuren Skandal, da die ganze angegriffene Meute sich natürlich einmütig zur Wehr setzte. Kamenew, Karachan und Lunatscharsky behaupteten, die Angaben seien zum Teil unwahr, zum Teil beträfen sie Ausgaben, die sie amtlich hätten betätigen müssen. Andere gingen zum Angriff über und erzählten, Dsershinsky und Podwoisky säßen selbst Nacht für Nacht in einem bestimmten Nachtlokal, in dem sie ungeheure Summen verpraßten und den dortigen Weibern riesige Geschenke

*) Wirtschaftspolitische Aufbaukorrespondenz über Ostfragen und ihre Bedeutung für Deutschland, Herausgeber Dr. M. von Scheubner-Richter, 4. Oktober 1922.

machten. Dsershinsky verteidigte sich und holte aus seiner Mappe immer neue Anklagen nebst Dokumenten heraus. Er wies nach, daß Kamenew-Rosenfeld in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Moskauer Arbeiterrats Befehl gegeben hatte, aus den staatlichen Tresors viele Wertstücke herauszunehmen, angeblich, um sie dem Komitee zur Bekämpfung des Hungers zu übergeben, in Wirklichkeit aber, um diese Kostbarkeiten einer Ballerina des Moskauer Balletts zu Füßen zu legen.

Auf dieser stürmischen Sitzung versuchte Trotzky-Braunstein vermittelnd einzugreifen und bat seine Genossen um die Abgabe einer Erklärung, solche Dinge in Zukunft unterlassen zu wollen. Die ganze Sitzung endete jedoch mit einem Krach, und man ging wütend auseinander.

Von diesen Dingen sickerte einiges allmählich durch, das meiste wurde schließlich bekannt, als ein Brief Dsershinskys an seinen Vertreter in Berlin — in falsche Hände geriet und veröffentlicht wurde. Jedenfalls ist es verständlich, daß dieser empfindliche Stich ins Wespennest eine maßlose Wut in den Herzen der betreffenden Kommissare entflammte. Dsershinskys Freunde rieten ihm, von nun an nur unter starker Bewachung sein Haus zu verlassen, was er auch befolgte. Meist lebte der — nächst Trotzky-Braunstein — gefürchtetste Mann ganz zurückgezogen. Offen war gegen ihn nichts auszurichten, da er über eine Macht und ein Ansehen verfügte, das die von ihm geschaffenen und an ihn gebundenen Kreaturen aus eigenem Lebensinteresse stützen mußten.

Trotzdem erfolgte im August ein Attentat, das aber mißglückte. Daß die entlarvten Gauner, die noch immer unter der Larve der Volksbeglücker durch die Welt laufen, aber nicht aufhören werden, dem gefährlichen Mann nach dem Leben zu trachten, ist selbstverständlich. Ob sich die neue Nachricht von seinem Tode nun bewahrheitet oder nicht — kürzlich wurde aus Schweden gemeldet, dieser Dsershinsky sei erschossen worden —, der Mann, der kaltblütig Millionen Menschen aus Fanatismus und Menschenhaß hat hinmorden lassen, ist nun selbst seines Lebens keine Minute sicher.

Der Fall Dsershinsky ist ein Musterbeispiel dafür, wie es in Wirklichkeit hinter den Kulissen der Bewegung zur „Befreiung" der Arbeiterschaft aussieht!

18. Angora.

Der Grundfehler des „neuen Albanien", an dem die ganze Herrschaft des Fürsten Wied scheitern sollte, ist die Wahl der Hauptstadt gewesen. Statt Berat oder Tirana oder doch wenigstens Skutari zu nehmen, entschied man sich für Durazzo, einem Hafenplatz, der einer jeden Beschießung aus Schiffsgeschützen offen liegt. Ahn-

lich war die Achillesverse des Osmanischen Reiches die Lage seiner Hauptstadt. Seit 1681, da ein französischer Admiral Miene machte, in die Dardanellen einzufahren, und seit den Taten des venezianischen Admirals (später Dogen) Morosinis hat die Türkei die Schwäche ihrer maritimen Stellung oft bitter zu empfinden gehabt. Lagen schon die Jonischen Inseln, die Sporaden, und die Eilande des Ägäischen Meeres jedem Angriffe frei, so konnte auch Konstantinopel zum mindesten von zwei Seiten her zu Wasser bedroht werden. Dazu gesellte sich die Gefahr, daß Heere, die auf Schiffen mühelos und rasch herangefahren wurden, auch zu Lande einen Sturm gegen die im übrigen wohlbefestigte Stadt wagten. Das geschah bereits 609, als die Sassaniden sich am Bosporus festsetzten, geschah 655 und 715, nachdem die Araber eine byzantinische Flotte besiegt hatten, und geschah 1204, als die Kreuzfahrer des Abendlandes, obwohl an Zahl unendlich unterlegen, die Stadt, die eine halbe Million Einwohner barg, in entschlossenem kurzen Anpralle erstürmten. Die Byzantiner und ebenso die Osmanen konnten sich nur so lange ihrer Sicherheit freuen, als ihre Seemacht auf der Höhe stand. Sobald diese sank, wurde ihre Lage sofort mißlich. Die Osmanen hatten 1669 noch einmal einen großen Aufschwung erlebt. Sie hatten Kreta erobert. Schmunzelnd erklärte der Großvezier: „Bei St. Gotthard (a. Raab) habt Ihr uns nur den Bart versengt, aber bei Kandia haben wir Euch den Arm gebrochen." Hierauf jedoch traf die Hohe Pforte Schlag auf Schlag. Die Türken wurden vor Wien abgewiesen. Sie verloren, eben an den genannten Morosini, Dalmatien, Griechenland und die Ägäis, dazu Serbien an Prinz Eugen. Seitdem war der Niedergang der Türkei nicht mehr aufzuhalten. Seltsam genug, daß er über zwei Jahrhunderte dauerte. So zäh ist die Lebenskraft der Osmanen gewesen. Es war ein ähnliches langsames Hinsterben, wie bei dem heiligen römischen Reiche seit dem Tode Wallensteins. Die von den Dömne von Saloniki ausgehende „jungtürkische Bewegung" gab dann dem Sultanate vollends den Todesstoß.

Einer der wärmsten Freunde der Türkei, Colmar von der Goltz, hat schon Ende des 19. Jahrhunderts die Meinung ausgedrückt, es wäre für die Osmanen das beste, wenn sie Konstantinopel preisgäben und ihre Hauptstadt ins Innere von Kleinasien, etwa nach Brussa, wo schon einmal die Residenz der Sultane war, oder gar nach Konia verlegten. Freiwillig tut ein Volk so etwas nicht leicht; nur der Zwang der Ereignisse, nur die Not bringt ein so verzweifeltes Entsagungsstück zustande. Vor einem Jahre haben sich die Männer, die aus den noch brauchbaren Resten der alten Türkei eine junge zusammenschmieden wollten, zu dieser Entsagung entschlossen. Sie griffen aber noch weiter in den massigen Kern Anatoliens hinein, legten den Sitz ihrer Macht noch weiter vom Meere ab, auf daß er allen britischen, französischen, hellenischen Kriegs-

schiffen und selbst ihren Landungsmannschaften ein für allemal entrückt sei, und verlegten ihn nach Angora. Von dort aus konnten sie es wagen, das Abendland in die Schranken zu fordern. Das taten sie denn auch gründlich. Sie banden mit sämtlichen Westmächten, die ihre Augen auf Vorderasien geworfen haben, zugleich an. Und sie hatten Erfolg! Sie besiegten die Franzosen am Taurus und weiter östlich davon, Herbst 1920, und die Griechen in verschiedenen schweren Zusammenstößen, bei denen manchmal über 6000 Tote am Platze blieben, in dem Gebiete zwischen Smyrna, Brussa und Adabazar, vom Sommer 1920 bis zum Sommer 1921. Sie bedrängten die Italiener nördlich von Adalia. Und nun zeigt sich wieder einmal die Schlauheit der Engländer! Sie hatten doch im Grunde das allergrößte Interesse daran, die Regierung von Angora zu dämpfen, überhaupt jede Macht zu unterdrücken, die der Verbindung mit Indien gefährlich werden könnte. Haben sie doch bereits kurz nach 1830 sogar den Kaukasus für ein Vorwerk Indiens erklärt. Folglich hätten sie alles aufbieten müssen, um den gefährlichen Kemal zur Strecke zu bringen. Allein weit gefehlt! Statt zu kämpfen, zogen sie sich sachte und geräuschlos zurück und ließen die anderen ihre Haut zu Markte tragen. Sie beschränkten sich lediglich auf ungefährliche Flottenmanöver, Blockaden und Bombardements von der See aus. Auch aus Kaukasien zogen sie sich zurück. Seit dem 6. Januar 1919, da Tiflis ihnen in die Hand gefallen war, schalteten die Engländer ein halbes Jahr lang als Herren in Transkaukasien. Sehr bald aber merkten sie, daß die Sache mehr Kosten als Nutzen bringe, und überließen die Kaukasier ihren eigenen Katzbalgereien. Ähnlich gereichte es ihnen jetzt offensichtlich zur Genugtuung, daß ihre guten Freunde und Bundesgenossen, die Franzosen, so sehr Haare ließen in Anatolien, und nicht minder in Nordsyrien bedrängt wurden. Die gleiche edle Gemütsbewegung führt die Briten auf die Seite der Italiener, mit denen sie schon in den 1880er und 1890er Jahren ein nicht recht eingestandenes, offiziell unbekanntes, praktisch aber bestehendes Bündnis gegen die Franzosen besaßen. Ausbaden aber müssen es die armen Griechen. Ausbaden, daß sie zu sehr auf die Treue und die Großmut Albions vertraut. Der Hexenmeister Venizelos, der jetzt wieder in London herumscharwenzelt, glaubt schon seine Zeit wieder gekommen. Er intrigiert gegen König Konstantin, der sich ohne sein Verschulden einer recht mißlichen Lage gegenüber befindet, und der leider im Begriffe ist, seinen Ruhm vom Balkankriege her zu verlieren. Allzu hoch allerdings hatten die Hellenen ihre Hoffnungen gespannt. Hielten sie es doch für ein Zeichen der Götter, daß ein Konstantin einst die Stadt am Goldenen Horn neu aufgerichtet habe, und daß ihr jetziger König wiederum Konstantin heiße. In der Tat ward den Hellenen vom Botschafterrate Thrazien zugesprochen, wenngleich ohne Konstantinopel. Allein auch Thrazien wollen die Türken, von denen immerhin noch $1^1/_2$–2 Mill.

in Europa leben, den Griechen nicht zugestehen. Ähnlich ebbt die Flut im Anatolien zurück. Seit rund 1300 ist das Griechentum aus Anatolien verdrängt worden, dergestalt, daß es nur noch einige bedeutende Küstenplätze, wie Smyrna und Trapezunt behielt. Seit rund 1850 dagegen war es wiederum im Vordringen, und zwar schon bis in die Gegend von Sardes hin. Nun aber kommt abermals ein empfindlicher Rückschlag: die Niederlage am Sakkaria, August 1921, und die Vernichtung des Heeres der Griechen, das diese selbst auf 1/4 Million angaben, bei Afiun Karahissar und beim Rückzug nach Smyrna und Brussa, im Frühherbst 1922. Hochgemut haben sich die Osmanen auf ihr Herrentum besonnen und jagen die Griechen, die ihnen militärisch nie gewachsen waren, der Küste zu. König Konstantin aber dankt ab. Über 700 000 Hellenen verlassen Anatolien.

Es gehe wie es wolle, der Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich muß und wird irgend einmal erfolgen. Nicht minder werden die jetzt losgetrennten Teile des alten von Bismarck errichteten Reiches zur Mutter Germania zurückkehren. So wird Deutschland vielleicht in ferner Zukunft größer, als es je zuvor war, wenn es Deutschösterreich an sich heranzieht. Ähnlich sind die Türken drauf und dran, mehr zu gewinnen, als sie durch den Weltkrieg, den Balkankrieg und frühere Abbröckelungen verloren haben. Denn es handelt sich jetzt schon nicht mehr nur um den Teilstamm der großen Türkrasse, die Osmanen, sondern um ein viel weiter ausholendes Gebilde, um ein Alltürkentum. Es leben Türkvölker von dem Ägäischen, ja, von dem Jonischen Meere (wo noch 40 000 Rassegenossen in Albanien hausen) bis ins Herz von China hinein. An die Osmanen schließen sich die Asherbaitschaner in Nordwestpersien, die vier Millionen Tataren Trans- und Ciskaukasiens und die drei Millionen der Krim und Kasans; sodann, weiter entfernt, 9 Millionen Turkestaner, drei Millionen Kirgisen, die Tarantschen am Ili, die Tataren Sibiriens, endlich die Jakuten, die bis an das Eismeer und an den Busen von Ochotsk schweifen, und verschiedene, zum Teil stark gemischte Türkstämme im nördlichen Tarimbecken, in Kansu und Schensi. Alle diese Stämme zusammen erheben sich auf eine Gesamtzahl von gut und gern 28 Millionen, während das alte Osmanenreich nur 10 oder höchstens 12 Millionen türkisch redender Menschen beherbergte. Die Stämme leben unter mehreren Flaggen, sind unter der verschiedensten Herren Länder verteilt; was sie eint, ist die gemeinsame Sprache und Religion. Mit Ausnahme des Jakutischen sind nämlich die einzelnen Sprachen nur dialektisch verschieden; der Glaube vollends ist überall, wiederum nur die Jakuten ausgenommen, der Islam. Durch diese seltene Verschmelzung von Sprach- und Glaubenseinheit wird das Türkentum Eurasiens eine Stoßkraft erlangen wie nicht leicht ein anderes, wenn auch noch so großes und ausgedehntes Volkstum.

Damit aber ist die Bedeutung des Angorastaates noch lange nicht erschöpft. Er bildet nicht nur den Kern für das künftige Alltürkentum, sondern auch den Ausstrahlungspunkt für die Allislamische Propaganda. Sendlinge Angoras erscheinen in den Khanaten von Chiwa und Buchara, in Samarkand und Kabul, an den Höfen indischer Maharadschas und bei dem Nizam von Haiderabad, sowie in Mekka und Kairo. Umgekehrt finden sich mohammedanische Abgeordnete von den Philippinen bis Marokko in Angora ein. Das hat für die Westmächte, für das in Nordafrika interessierte Frankreich, für das mit Tripolitanien belastete Italien, für das größte Mohammedanerreich der Erde, für Weltbritannien, einschneidende Bedeutung. Besonders empfindlich ist für die Engländer die moralische Erschütterung Indiens. Sie wird ohne sonderliche Mühe über Afghanistan, dessen ausgedehnte Grenze nicht so streng und wirksam bewacht werden kann, ins Werk gesetzt. Nach Kabul ward Dschemal Pascha entsandt. Und zwar merkwürdigerweise, wie es scheint, über Indien. Man hat nicht gleich in Erfahrung bringen können, wer von den drei berühmten Dschemal der Gesandte sei, der große (der gefürchtete Feind der Syrer, Feldherr und Organisator), der mittlere oder der kleine Dschemal. Es war der Generalissimus der mesopotamisch-syrischen Armee, der ehemalige Marineminister und spätere Triumvir Dschemal. In Kabul wirkte außerdem ein (seitdem ermordeter) Abgesandter des Sowjet, namens Brawin, ein Jude aus Erzerum. Überhaupt gingen die in der Schule Karachans, eines Armeniers, jetzt Gesandten in Warschau, zu Moskau sorgfältig ausgebildeten Propagandisten des Sowjet für die islamischen Völker überall Hand in Hand mit den Sendlingen Angoras.

1921 hat Moskau seine Verbindung mit Angora noch inniger gestaltet. Die Moskowiter haben größere Truppenmassen dem Feldherrn Kemal zur Verfügung gestellt. Es kann dabei ununtersucht bleiben, inwiefern die Sorge um die Ernährung ihrer Heere die Bolschewisten bei diesem erstaunlichen Unternehmen geleitet habe. Das fruchtbare und landwirtschaftlich durch die vielen Kriegsläufte kaum geschwächte Kleinasien bietet nämlich eine viel reichere Verpflegung als das erschöpfte Rußland. Genug, die Truppen des Sowjets trafen ein und wurden nach drei Himmelsrichtungen hin in Bewegung gesetzt: nach Mesopotamien, gegen Smyrna und gegen Konstantinopel. In der Hauptsache waren es tatarische Truppen, also Rasse- und Glaubensgenossen der Kemalisten. Ein besonders geschickter Schachzug der Sowjetregierung! Durch die Verbindung von Angora und Moskau ist ein Phänomen geschaffen, das schon zweimal in der Weltgeschichte auftauchte, die Zusammenschweißung von Vorderasien, Rußland und Mittelasien. Eine solche haben einmal die Mongolen und hat später Tamerlan bewirkt. Darius hat sie wenigstens versucht. Kemal, der, ein Mann in den besten Jahren, etwa 42jährig, immer offensichtlicher die Hand nach dem Sultans-

throne ausstreckt, handelt im Geiste von Tamerlan und Dschingiskhan. Freilich bleibt nur noch die eine Rätselfrage: wer wird wen zuletzt auffressen? Moskau den Türken Kemal, oder Kemal den Sowjet? Ende 1921 schloß Franklin Bouillon einen Vertrag mit Angora. Frankreich räumte Zilizien, dessen osmanische Bevölkerung zum Teil auswanderte, und wurde aus einem Feind zu einem unterstützenden Freund.

Im neuen Vorderasien sind die Grenzen der einzelnen Staaten noch recht schwimmend und verschwommen. Am bedeutendsten ist das Reich der Angoratürken. Es beträgt schätzungsweise 900000 Quadratkilometer und hat elf Millionen Einwohner. Dazu gehört Anatolien und ein großer Teil von Armenien. Ursprünglich hatte man die Absicht gehabt, aus Armenien mit etwa einer Million von Einwohnern einen eigenen Staat zu machen. Allein der Plan begegnete vielen Schwierigkeiten. Die Amerikaner, denen die Vormundschaft über das zu gründende Staatswesen angetragen wurde, lehnten ab. Außerdem, wer hätte dort regieren sollen, wenn der Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker sich geltend gemacht hätte? Denn die Armenier besitzen das Land durchaus nicht allein. Ebenso ist die Absicht, aus Kurdistan ein selbständiges Gebilde zu schaffen, im Sande verlaufen. Das ist auch ganz gut so. Es wäre kaum etwas anderes herausgekommen als in Albanien. Die Kurden sind ebenso brave, wilde und tüchtige Leute wie die Albaner, auf der Stufe der Germanen des Tacitus, jedoch sind sie ebenso uneinig und zur Selbstverwaltung in größeren Verbänden ungeeignet wie die Germanen des Arminius und die heutigen Skipetaren. Behauptet hat sich dagegen eine Neuschöpfung, die in der Geschichte keine Vorgängerin hat, die Republik Aserbaitschan mit 80000 Quadratkilometern und 2 Millionen Seelen. Hauptstädte der Republik sind Baku und Elisabethpol. Der Name ist eigentlich zu Unrecht dem jungen Freistaate aufgeheftet worden. Es liegt hier eine Schiebung vor wie bei unserem Sachsen, wie bei Kalabrien. Von Rechts wegen ist Aserbaitschan die nordwestlichste Provinz Persiens. Diese ist überwiegend von Türkisch sprechenden Leuten bewohnt. Mit Fleiß haben nun die Brüder und der Schwager Envers, Nuri, Achmed und Halil, die zusammen mit den Tataren die Mogansteppe und Baku 1918 eroberten und, nachdem Baku dreimal den Engländern in die Hände gefallen, unter großem Armeniergemetzel später zurückeroberten, den Namen Aserbaitschan der benachbarten Provinz gestohlen. Der Gedanke war ungefähr der, der auch die Vereinigten Staaten von Amerika leitete. Es wurde nicht beliebt „von Nordamerika", wie mit hartnäckiger Verkennung unsere Politiker und auch die wissenschaftlichen Bücher meist sagen. In dem amtlichen Titel liegt der Anspruch, einst über ganz Amerika zu herrschen. Ebenso besagt die Bezeichnung Aserbaitschan, daß alle Rassen- und Glaubensbrüder der Türken, so vom Ararat und Alwend bis zum

Kaspisee wohnen, unter einen Hut gebracht werden sollen. Die Taufpaten haben absichtlich gewünscht, daß eine Verwechslung einträte. Das ist ihnen denn auch in hohem Grade gelungen, dergestalt, daß im neuesten „Andree" tatsächlich die Verwechslung Platz gegriffen hat. Als Religion ist in dem jungen Freistaat der Islam, und politisch ist das Bündnis mit Angora maßgebend. Nach der Revolution 1917 hatte sich Kaukasien in drei Republiken gespalten: Dagestan, wo die lesgischen Bergvölker herrschten; Aserbaitschan und Georgien. Bis 1921 hat sich der Freistaat Georgien selbständig erhalten; seitdem ist er von Räterußland verschluckt worden. Er legte jedoch in Genua Einspruch dagegen ein, und es scheint, daß die Erhebung der letzten Monate, die sich gegen Moskau richtet, an Raum gewonnen habe. Georgien besaß 75 000 Quadratkilometer und drei Millionen Einwohner.

Gehen wir weiter nach Osten, so ist Persien, wenigstens äußerlich, staatsrechtlich ungefähr so geblieben, wie es vor dem großen Völkerringen war. Man darf zwar vermuten, daß die Engländer nicht nur einen tüchtigen Bissen von Mekran, das sie schon halb verschluckt hatten, und vielleicht auch von Kirman ebenso verspeist haben, wie schon seit einem Menschenalter das benachbarte Belutschistan, und ferner, daß sie in Südwestpersien bis einschließlich Schiras einen starken Einfluß ausüben. Das „Reich des Löwen und der Sonne" hat im Südwesten den weltberühmten Ölgürtel, der sich ununterbrochen auf 600 und mit Unterbrechungen auf sogar 1200 Kilometer ausdehnt. Wenn man ein persisches Sprichwort anwenden will, so würde man sagen, daß es ebenso schwer wäre, einem Maultier einen Bissen Heu aus den Zähnen zu reißen, als den Engländern das Gebiet am Karun. Aus dem übrigen Persien allerdings scheinen sich die Herren Briten zurückgezogen zu haben. Warum eigentlich, ist bis zum heutigen Tage nicht erklärt. Unter dem tüchtigen General Sir Percival Sykes, dem Verfasser von „Zehntausend Meilen in Persien", einem Manne, dem wir unsere volle Achtung nicht versagen können, hatten die Engländer mit nur 10 bis 12 000 Mann 1918, den weichenden bolschewisierten Russen folgend, so ziemlich das ganze Reich des Schah besetzt, und dazu noch ein Viertel von Turkestan, und unter dem General Dyer den nördlichen Kaukasus bis zur georgischen Heerstraße, und waren am 6. Januar 1919 in Tiflis eingezogen. Über die Ereignisse danach hat man nur wenig Nachrichten. Einiges kann man dem lebhaft und geistreich geschriebenen Buche einer linkssozialistischen Agitatorin, der Frau Philip Snowdon: „A political pilgrim in Europe", entnehmen. Es genügt, hier zu berichten, daß nach beiläufig einem Jahre die Engländer Kaukasien verließen, und nach etwa zwei Jahren, nachdem sich der Mißerfolg Denikins vollkommen entschieden hatte, auch den größten Teil Persiens räumten. Als Gründe kann man sich die damalige Überlegenheit der Bolschewisten und die Rücksicht auf die

wachsende Mißstimmung im Islam, endlich die Furcht vor Afghanistan, das 1919 die Engländer aufs Haupt geschlagen hat, denken; hinreichend sind jedoch diese Gründe nicht. Allerdings hat man es schon früher erlebt, daß Weltbritannien, obwohl auf der Höhe seiner Macht, eroberte Länder wieder herausgab, wenn nämlich die Kosten der Besetzung größer geworden wären, als der voraussichtlich aus den Ländern zu ziehende Gewinn. So geschah es 1868 mit Abessinien, so 1904/05 mit Tibet.

Am schwierigsten und undurchsichtigsten sind die Verhältnisse in Syrien und Arabien. Dort gibt es eine ganze Reihe mehr oder weniger unabhängiger Staaten, die alle den letzten Jahren ihr Dasein verdanken. Am meisten hat die Aufmerksamkeit der Welt Palästina gefesselt. Es hat nur 23000 Quadratkilometer, ist also kaum größer als Württemberg, und hat an die 700000 Einwohner. Diesen ist durch das Staatsgrundgesetz völlige Gleichberechtigung der Religionen zugesichert worden. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß die 515000 Mohammedaner mit den 110000 Juden nicht zufrieden waren und sich gegen sie erhoben, was zur Folge hatte, daß Sir Herbert Samuel, der britische Verwalter Palästinas, von London aus abberufen wurde. Von Christen leben 63000 im Heiligen Lande. Die übrigen Staatsgebilde sind ausschließlich moslimisch. Da ist vor allen Dingen das Hedschas mit 1 Million, die wilde Landschaft Asyr, die erst im 18. Jahrhundert den Islam annahm, mit vielleicht einer halben, und das Yemen mit gleichfalls einer Million Seelen. Die Ausdehnung dieser Gebilde ist unmöglich zu bestimmen, da die Grenzen mit dem Sand der Wüste verwehen. Wir merken an, daß das Hedschas 200 und Asyr 450 Kilometer lang ist. Oman oder Maskat hat schätzungsweise 210000 Quadratkilometer und eine halbe Million Einwohner, ebenso viele Bewohner hat das wüstenreiche Nedschd mit der Hauptstadt Erriad. Am volkärmsten ist Dschebel Schammar, das bis nach Mesopotamien hineinragt, mit der Hauptstadt Hail; es hegt nur 200000 Menschen.

In Vorderasien sind fünf fremde Mächte interessiert: England, Frankreich, Italien, Griechenland, Rußland. Der britische Besitz umfaßt Belutschistan, den Süden und Südwesten Persiens, fast ganz Mesopotamien, das kleine Ländchen des Scheichs von Koweit, endlich Aden. Im engeren Sinne hat das Gebiet von Aden 200 Quadratkilometer und 46000 Menschen, im weiteren Sinne 23000 Quadratkilometer und eine halbe Million. Bis ganz vor kurzem gehörte die wichtige Hafenstadt Hodeida dazu; sie ist jedoch unter dem Drucke von Mekkaner Streitkräften von den Engländern geräumt worden. Zu den Schutzbefohlenen Englands gehört Feissal, der König des Hedschas. Der französische Einflußkreis beginnt in Beirut, umspannt den Libanon und zieht sich in schmaler Zunge bis zu einem Punkte am Tigris hin, nicht allzu weit von Mossul. Sie

begreift die Djesira, die blühende Gegend zwischen Südanatolien und Nordsyrien, in sich. Die Italiener haben eine räumlich wenig ausgedehnte Interessensphäre um Adalia und außerdem die Dodekanesos, wozu Rhodos gehört. Die Griechen waren bereits auf Smyrna beschränkt, dessen Gebiet, auf 20 000 Quadratkilometer zu schätzen, entweder neutralisiert oder dem Königreiche Hellas erhalten werden sollte, als die schwere Katastrophe eintrat, kraft deren die Griechen jeden anatolischen Besitz verloren.

Das große Netz, das die Franzosen über den Osten gebreitet haben, bei Polen und Finnland beginnend, erstreckt sich auch auf Vorderasien. In Georgien haben die Franzosen besonders bergbauliche Interessen. Dagegen stellen die politischen Interessen in Vorderasien eine Ellipse dar, mit den zwei Brennpunkten Angora und Erriad. Im Frühling 1922 hat sich die Wahabitendynastie der Saudiden, die zu Erriad seit Jahrhunderten ihre Residenz hat, den Franzosen genähert und hat ihre auswärtigen Angelegenheiten in die Hände von Paris gelegt. Es ist klar, daß dies eine unmittelbare Bedrohung der englischen Interessen bedeute. Denn die Gewalt Abder Raschids, des Saudiden, erstreckt sich bis zum Persischen Golf. Im übrigen beansprucht Frankreich noch immer, die Schutzmacht der Katholiken im ganzen Orient zu sein.

Mustafa Kemal Pascha ist einer von jenen Männern, wie sie bewegte Zeiten und besonders Revolutionen stets gleich in der Mehrzahl hervorbringen. Er ist von der Art der Talaat, Dschemal, Reuf und Enver. Doch unterscheidet er sich in Charakter und Absichten von jedem einzelnen dieser großen Volksgenossen. Es ist nicht ganz leicht, Zuverlässiges über Mustafa Kemal zu erkunden. Das Beste über ihn haben Franzosen geschrieben, die ja am freiesten bei ihm verkehren, besonders eine Französin, die Berichterstatterin Berthe Gaulis; doch verdanken wir auch einiges englischen Korrespondenten, zu denen sich der Besiegte von Kut el Amara, General Townshend, gesellt. Auch er ist, obwohl seine Regierung in peinlichem Gegensatze steht, ein begeisterter Bewunderer des Diktators von Angora geworden *).

Der Held Anatoliens entstammt einer Sippe Ostrumeliens. Es ist ein feiner, gewandter, beweglicher und doch scharfer Typus. Seine Erziehung begann er in der Elementarschule von Saloniki. Sein Vater, ein Zollbeamter, starb früh und hinterließ kein Vermögen. Mustafa, der 1880 geboren wurde, erhielt ein Stipendium. Er setzte seine Studien in Monastir und dann in der Kriegsakademie zu Konstantinopel (Harbie auf arabisch) fort. Seine Spielkameraden erzählten von ihm, daß er ein sehr zuverlässiger Freund, daß er aber äußerst selbständig in Gefühl und Urteil war und keinen Einfluß

*) Jüngst erschien eine einheimische Biographie aus osmanischer Feder: Mustapha Kemal pasha et le nationalisme Turc.

gut oder bös, auf sich gestattete. In Monastir war er mit dem Freund seines Lebens, Fethi, und mit Enver zusammen, laut einem Gewährsmann auch mit Dschemal. Am Tage, da der junge Mann sein Leutnantspatent bekam, wurde er von den Schergen des Jildiz vorgeladen. Warum? Weil er eine freiheitliche Zeitschrift leite. Er wird nach Damaskus verbannt, 1902. Er benutzt die Verbannung, um das asiatische Komitee der Freiheitsliga zu gründen. Dadurch macht er sich abermals unliebsam bemerkbar und verfällt schwerer Ungnade. Er wird nach Jaffa gesandt, vermutlich, um ihn nach Konstantinopel zu bringen und ihm dort den Prozeß zu machen. Er aber entflieht nach Alexandrien. Von da begibt er sich abermals nach Saloniki, um dort acht Monate lang verborgen zu leben. Dank der Vermittlung seiner Freunde wird er jedoch begnadigt und in den Stab von Saloniki aufgenommen. Dort bildet er sich mit einem unermüdlichen Fleiß, der an Bonapartes Jugend erinnert, mit großem Sachverständnis und einer blitzschnellen Erfassung schwieriger Lagen und Persönlichkeiten für seinen Beruf heran. Dafür sieht er sich genötigt, ein anderes Talent zu pflegen. Es gibt ein plattdeutsches Sprichwort: „Stell di domm, dann geit di klauk." Unter den mißlichsten Umständen des hamidischen Systems war nichts gefährlicher, als zu begabt, zu tatkräftig und zu klug zu sein. Überall lauerten ja die Aufpasser, die Spione, die sogar unter eifersüchtigen Kameraden zu finden waren. Mustafa verstand es, vollkommen unscheinbar zu bleiben, sich im Schatten zu halten, seine Vorgesetzten nicht durch Besserwissen zu beleidigen. Er wurde auf diese Weise Stabschef. Nach deutschen Quellen ist er vier Jahre lang in einem Potsdamer Regimente gewesen. Wann freilich, kann ich nicht erfahren. Am wahrscheinlichsten war dies vor der Revolution*). So hörte ich zufällig, daß auch Enver, was wenig bekannt, schon 1907 in Deutschland gewesen ist. Freilich lernte Enver damals nur unvollkommen deutsch, wie ich mich ein Jahr später persönlich überzeugte. Er zog französisch vor. Mustafa Kemal hat dann, man weiß nicht recht, in welcher Weise, mit welchem Nachdruck und in welcher Gesellschaft, an der Vorbereitung der Revolution von 1908 teilgenommen. Vor allen Dingen ist unbekannt, in welchen Beziehungen er zu den Dömne von Saloniki und zu den Vätern des jungtürkischen Komitees gestanden hat. Die erste größere Rolle, die ihm während der Revolution zufällt, ist der Dienst unter Mahmud Schefket Pascha, der nach der Restauration Abdul Hamids im Frühjahr 1909 gegen Konstantinopel rückte. Ein Jahr darauf begab sich Mustafa nach Frankreich, wohnte den großen Manövern in der Pikardie bei und blieb drei Monate in Paris, wo sein Freund Fethi Bei Militärattache war. Dann geht es nach der Cyrenaika, die Italiener zu bekämpfen, und nach Tripolitanien. Mit Enver und dessen Bruder Nuri, ferner mit dem genannten Fethi, endlich mit dem Obersten Aziz, einem Mitgliede des khedivialen Hauses, bildete er

*) Die mohammedanischen Quellen wissen überhaupt nichts von dieser Episode. Kemal verstehe zwar deutsch, habe es jedoch aus Büchern gelernt.

ein Quinquevirat, das den Widerstand der Türken leitete. Genau so wie Aziz, der ein prächtiger und aufrechter Charakter ist, so geriet auch unser Held bald in eine Mißstimmung und eine schlecht verhohlene Spannung gegenüber Enver, den angeblich eine heftige Eifersucht gegen seine Nebenbuhler erfaßt hatte. Das gab den Anlaß zu einer Gehässigkeit, die bis heute andauert. Aus Afrika kehrte Mustafa Kemal ungefähr zu gleicher Zeit wie Enver nach Europa zurück, beide zu spät, um den rasch abwärts rollenden Wagen aufhalten zu können. Das Verhängnis war nicht zu beschwören. Mustafa kämpfte als Korpskommandant bei Gallipoli und hatte als solcher gründlich Gelegenheit, die Befestigung der Dardanellen zu studieren.

Nach den zwei Balkankriegen ging Freund Fethi in den diplomatischen Dienst über und wurde Gesandter in Sofia. Mustafa wurde sein Militärattache. Im Weltkrieg organisiert Kemal, trotz der großen Aufgaben, die ihm gestellt werden, immer noch Oberst, eine Division, die bis dahin nur auf dem Papier stand, bei den Dardanellen. Er gewinnt einen Sieg nach dem andern in der Nähe der beiden Anaforta. Dabei stößt er fortwährend auf gegenteilige Meinungen und Absichten bei unserem deutschen Generalstab und bei Enver. Man findet einiges darüber bei Liman von Sanders. Unser Oberst hatte bereits 60 000 Mann unter sich. Seine Freunde weisen darauf hin, daß der damalige Kriegsbericht ihn niemals erwähnte. Sie glauben ferner, daß abermals Mißgunst seiner Vorgesetzten im Spiele war, als er nach dem Kaukasus geschickt wurde. In jedem Falle wiederum eine herrliche Gelegenheit, auf einem neuen Felde Land und Leute zu studieren. Als Oberbefehlshaber in Diar bekr machte er sich mit Kurdistan und der englischen Politik dort vertraut. Hierauf sehen wir ihn in Palästina. Sodann im Konflikt mit Falkenhayn. Der deutsche General wollte Bagdad angreifen. Mustafa, der allgemein damals als Heißsporn geschildert wird, erhob Einspruch. Er wurde in eine Art von Verbannung nach Aleppo verwiesen. In einer Denkschrift vom September 1917, also noch vor dem Falle Jerusalems, prophezeite er den Sieg der Entente. Er sah zu genau die Desorganisation der deutsch-türkischen Unternehmungen. Mustafa erwärmte sich für ein großes islamisches Reich unter englischer Führung. Er kam in Fühlung mit dem neuen Sultan, Mehemed VI., und begleitete ihn zu einem Besuche in Berlin. Dann ging er neuerdings nach Palästina. Als Haupt einer Heeresgruppe, die Ilderim, Blitz, genannt wurde.

Nun kommt eine Pause. Waffenstillstand. Monate unschlüssigen Zauderns. Da bricht wie ein Donnerschlag die Nachricht von der griechischen Landung in Smyrna herein, am 15. Mai 1919. Mustafa landet in Samsun, um den Widerstand gegen die Griechen in die Wege zu leiten. Dorthin berief er Reuf, den kühnen Seemann, der durch eine verwegene Wikingerfahrt bis zum montenegrinischen Hafen Antivari 1913 die Ehre der osmanischen Flotte gewahrt hatte und nachher Marineminister geworden war, ferner

Ali Fuad Pascha und einen gewissen Raefet, heute ebenfalls Pascha, einen sehr talentvollen Offizier. Mit diesen zusammen warf sich Mustafa Kemal plötzlich nach Osten, zog in Erzerum ein und schleuderte von dort den Aufruf für die nationale Erhebung in die erstaunte Welt. Flugs ward er als Rebell von Konstantinopel geächtet, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch Englands hin, von dem sich in der Zwischenzeit Mustafa abgewandt hatte, da er die Eigennützigkeit der britischen Politik erkannte. Der Nationalkongreß von Erzerum vertagte sich nach Siwas, wo am 15. Juli 1919 ein grundsätzliches Programm für eine neue Regierung entworfen wurde. In der Folge wurde die Regierung nach Angora verlegt.

Den Anlaß zu dieser nationalistischen Erhebung gab der Einbruch der Griechen. Die Mittel, um den Krieg zu führen, gaben zum Teil die großen Munitionslager und Vorräte an Kriegsgerät, die das zurückweichende deutsche Heer zurückgelassen hatte. So haben wir, ohne es zu beabsichtigen, unseren mohammedanischen Freunden noch nach dem Zusammenbruche wesentlich genutzt. Der Busenfreund des anatolischen Nationalhelden, Fethi Bei, wurde nun auch nach Angora entboten, um Minister des Innern zu werden. Als der bedeutendste Diplomat von Angora erwies sich Sami Bekir Bei, der zwei Jahre lang in Paris weilte und jetzt über Rom den kleinasiatischen Fluren zustrebt. In Rom ist der offizielle Gesandte Angoras Dschelaldin Arif, in Paris Ferid.

Mustafa Kemal soll früher von brutaler Härte gewesen sein, er soll sogar seine Offiziere, was man ja auch Nikolai Nikolajewitsch nachsagt, geschlagen haben. Jetzt zeichnet er sich im Gegenteil durch Ruhe und Maßhalten aus. Erstaunliche Besonnenheit hat er bei den Verhandlungen im Herbste 1922 bewiesen. War er nicht am Ende gar zu besonnen? Die Zeit, die er durch Verhandlungen verlor, nutzten die Engländer, um Verstärkungen heranzuschaffen. Von Malta und von Gibraltar aus warfen sie mehrere Regimenter nach Tschanak, dem beherrschenden Forts an den Dardanellen, nach dem Marmarameer und nach Konstantinopel selbst, zugleich um dort die Griechen vor einem türkischen Pogrom zu schützen. Auch schickten sie zehn Einheiten der atlantischen Flotte nach den Meerengen.

Zu Tilsit schloß Napoleon Freundschaft mit Alexander I. und verabredete mit ihm die Teilung der Erde. Als der Zar jedoch Konstantinopel forderte, rief der Korse: Nein, das bedeutet die Herrschaft der Welt ... Auch heute geht es um Konstantinopel, auch heute um die Herrschaft der Welt. Den Anlaß dazu, daß die epochemachende Frage wieder aufgerollt wird, geben die Siege der Kemalisten. Ein Epos, wie es eines Homers, oder vielmehr ein erschütterndes Drama, wie es eines Äschylos würdig wäre. Vor länger denn Jahresfrist standen die erobernden Hellenen vor den Toren Angoras, dann wichen sie und wurden am Sakkaria aufs Haupt geschlagen. Nach mehrmonatigem Waffenstillstande erneute Niederlagen und dann noch gar der Riesenbrand von Smyrna!

Die Hybris spielt hinein, gerade die Eigenschaft, vor der die alten Hellenen am meisten gewarnt haben, die Selbstüberhebung, die den Zorn der Götter herausfordert. Die Ehrgeizigen konnten mit den Errungenschaften zufrieden sein, die sie aus dem Balkankriege und aus dem Weltkriege heimgebracht; allein der Hunger kommt beim Essen, und die Eßlust der Griechen war unersättlich. So ist die Strafe für die Hybris, so ist das Unglück über sie hereingebrochen.

Dennoch kann man nicht umhin, einiges Mitleid mit ihnen zu empfinden. Vor allem wegen des schrecklichen Brandes von Smyrna! Eine halbe Millionenstadt in Flammen und durch das Feuer vom Erdboden vertilgt! Wer aber hat den Brand angelegt? Bereits jetzt schiebt ein Feind ihn dem andern in die Schuhe. Bereits schleudert ein Feind dem andern den Vorwurf der Brandstiftung in das Gesicht. Hat der Grieche, hat der Osmane, hat ein armenischer Anarchist die Untat verübt? Schon jetzt entspinnt sich der Streit über die Urheberschaft, und man kann sicher sein, daß der Streit noch ein Jahrhundert andauern wird. Man erinnere sich an den Brand von Moskau! Er entflammte 1812. Und heute, da wir 1922 schreiben, ist die Frage noch nicht gelöst. Die allgemeine Ansicht ist, daß General Rostopschin, der Gouverneur von Moskau, das Feuer angelegt habe, um die Franzosen zu schädigen. Nationalistische Kreise Rußlands wiederum bezichtigen die Franzosen der Brandstiftung. Karl Bleibtreu aber, der bedeutende Schlachtentheoretiker, ist der Meinung, daß in jeder eroberten Stadt, wo eine übermütige Soldateska sich breit macht und wo die Einwohnerschaft kopfscheu und gleichgültig geworden ist, das Feuer ganz von selber ausbreche und, wenn kein Mensch ernstliche Anstalten mache, es zu unterdrücken, dann auch von selber an Ausdehnung gewinne. Die gleiche Beobachtung trifft wohl auch auf Smyrna zu.

Daß hinter dem kleinen Volke der Griechen, das von günstigen Beurteilern, wie Engel und Heißenberg, auf 10 Millionen, von anderen Gewährsmännern nur auf etwa 6 Millionen insgesamt geschätzt wird — übrigens ein seltsames Schlaglicht auf unsere Statistiken — der Riesenschatten Weltbritanniens sich erhebt, das war schon längst bekannt. Schon vor einem Jahre hat der britische Admiral dem griechischen namens Ipytos die Vollmacht überwiesen, in den östlichen Teilen des Mittelmeeres die Polizeimacht auszuüben. Namentlich um Bannware und die Zufuhr von Kriegsgeräten nach Anatolien fernzuhalten. Nun hat sich der Oberbefehlshaber der noch verbleibenden Reste des griechischen Heeres von Smyrna auf das britische Admiralschiff von Sir Ormond de Beauvoir Brock geflüchtet. Ebenso ist der britische Oberbefehlshaber in Konstantinopel, Harrington, in engster Fühlung mit den griechischen Truppen, die sich bei Rodosto an der Tschataldschalinie aufhalten. Die Engländer wünschten und begünstigten einen Einmarsch der Griechen in Konstantinopel. Sie wissen ganz genau, daß die Griechen dabei nur die Rolle eines Platzhalters spielen würden. Nun entfliehen die Hellenen tausendweise aus Konstantinopel.

Dagegen wichen sie nicht aus Thrazien. Sie befestigten sogar dort ihre Stellungen; General Papulos bemühte sich, die Truppen dort zu reorganisieren. Von Epirus her wurde ein Teil des 5. Armeekorps nach Gumüldschine und Dedeagatsch beordert. Zahlenmäßig haben jedoch die Griechen nur ein geringes Recht auf Thrazien, und wenn Mustafa Kemal eine Volksabstimmung forderte, so konnte er unbesorgt sein. Denn in Thrazien erhebt sich die Zahl der Türken auf 1 155 000 Seelen, die der Griechen nur auf 303 000. Gerade in dem genannten Gumüldschine gibt es nur 22 000 Hellenen gegenüber 238 000 Türken *).

Die anatolische Erschütterung setzte sich auf dem ganzen Balkan fort. Der Sultan wollte abdanken. Putsche und Wirren griffen in Sofia und Belgrad Platz. In Albanien kam es zu einer Erhebung, offenbar zugunsten der Mohammedaner, die dort weit stärker an Zahl sind als die Katholiken und Orthodoxen zusammen. In Athen wurde König Konstantin gestürzt. Er begab sich abermals nach der Schweiz. Nationalistische Revolutionäre, fast lauter Offiziere, rissen die Zügel in Griechenland an sich.

Nicht umsonst spielt 1001 Nacht in Vorderasien. Auch in der Wirklichkeit, selbst in der Geschichte und der Politik, geht es dort fast immer zu wie im Märchen. Was sich aber jetzt in Anatolien und Mittelasien abspielt, ist so romanhaft, daß es nur der Griffel eines Sir John Retcliffe oder Nords, der gerade kürzlich in seinem „Blauen Teppich" das englisch-russische und panislamitische Ränkespiel schildert, an diese malerischen und viel verschlungenen Verhältnisse heranreicht. Enver tritt neuerdings auf die Bühne. Er ist der Sohn eines unteren Palastbeamten vom Jildizkiosk. Als junger Offizier schon trieb er eifrig Propaganda für die Jungtürken, war schon damals ein Imperialist. Verkleidet suchte er die Kasernen Mazedoniens und Anatoliens auf, um als Hausierer an die Soldaten Tabak und Flugschriften zu verkaufen. Als er 1907 zu einer Kur in Deutschland weilte, äußerte er einem Bekannten, der es dem Schreiber dieser Zeilen wiedererzählt hat, er gedenke einst der Diktator der Türkei zu werden. Neben seinem albanischen Freunde Nyazi Bei spielte er die Hauptrolle bei der Umwälzung von 1908. Freilich wurden die Erfolge der Revolution den albanischen Urhebern sehr bald aus der Hand gewunden, und zwar von den Männern Salonikis, den Dömne, so genannt, weil sie „die Kleider wenden", den Halbjuden, Halbmohammedanern, vergleichbar den spanischen Marannen, die hinfort die Leiter der türkischen Geschicke wurden und die sich in dem Klub für Einheit und Freiheit ein Vollzugsorgan schufen. Major Enver wurde als Militärattache nach Berlin geschickt. Er wurde vom Kaiser in Berlin nicht allzu freundlich aufgenommen, als der Vertreter einer revolutionären Regierung. In London, wohin der Major einen Abstecher machte, war man klüger und empfing ihn mit großen Ehren. Als im Frühjahr 1909 Abdul Hamid eine Restauration in die Wege zu leiten suchte, mit Hilfe des

*) Allerdings nach türkischer Quelle: The Muslim Standard, London, 28. September 1922.

verschlagenen Albaners Ismail Kemal Bei, da verließ Enver seinen Berliner Posten und stieß zu dem Revolutionsheere, das unter Schefket Pascha, einem Araber, gegen Konstantinopel heranzog. Ich möchte hier einschalten, daß über die Herkunft Envers die verschiedensten Ansichten verbreitet sind. Namentlich wird ihm oft armenischer Ursprung zugeschrieben. Davon kann gar keine Rede sein. Wie er mir selbst erzählte, stammt sein Großvater mütterlicherseits aus Dibra im westlichen Mittelalbanien; er selbst scheint sich vornehmlich als Albaner zu fühlen. Vater und Großvater waren Türken. Dann rollt aber noch ein drittes Blut in Envers Adern, ein rätselhaftes. Ich wäre geneigt, es für polnisch zu halten. Dazu stimmt sein Aussehen, dazu stimmt, daß er in seinen Anfängen mit polnischen Revolutionären in reger Verbindung stand. Der tapfere Wagemut der Skipetaren, die zähe Nüchternheit und der Wirklichkeitssinn der Türken vermählte sich dergestalt mit der leichtsinnigen Projektemacherei der polnischen Art.

Zwei Jahre später heiratete Enver eine kaiserliche Prinzessin. Als Eidam des Sultans und mit dem Charakter eines Oberstleutnants, jedoch mit dem Titel eines Paschas, ward er 1911 nach Tripolis geschickt, um gegen die Italiener zu kämpfen. Hier offenbarte der ehrgeizige Mann eine neue Eigenschaft seiner vielseitigen Befähigung: das Talent zur Organisation. Er verstand es glänzend, nicht nur Araber und Türken in dauerndem guten Einvernehmen zu erhalten, sondern auch, durch Ausgabe von Gutscheinen und andere Maßregeln, die darniederliegende Wirtschaft zu beleben und den nervus rerum für den Krieg sicherzustellen. Mit blinder Verehrung schauten seine Anhänger zu ihm auf. Er verschmähte, um sich Anhänger zu verschaffen, auch nicht das Mittel der Verstellung. Ein deutscher Abenteurer, der bei seinem Schwager Adjutant war, erzählte mir folgendes: Eines schönen Tages kamen angesehene arabische Häuptlinge, um ihn zu sprechen. Man erklärte ihnen: Wie? Ihr denkt doch nicht daran, persönlich von Mund zu Mund dem Eidam des Padischah zu nahen? Der Erlauchte kann nur durch einen Mittelmann mit Euch verkehren. So berichtete ihm ein Vertrauensmann, nur in türkischer Übersetzung, alles, was die Häuptlinge vorbrachten. Enver tat immer, als ob er vortrefflich arabisch verstünde, und allgemein wurde dies auch in Tripolitanien geglaubt. Tatsächlich verstand er jedoch kaum ein Wort. Durch die geschilderte Unnahbarkeit aber wußte er die Meinung von seiner Sprachkenntnis aufrechtzuerhalten. Immerhin hat der Mann in Nordafrika Beträchtliches geleistet. Über ein Jahr lang hat er gegen eine vierfache Übermacht und die überlegene Finanzkraft Italiens sich behauptet, und hat eine Organisation geschaffen, die auch nach seinem Weggang bis zum Frieden von Ouchy, ja bis in den Weltkrieg hinein sich siegreich hielt. Seine diplomatischen Talente konnte er unterdessen bei den Verhandlungen mit der Senussia betätigen, die in Zarabub residiert, jener geistlichen Ordensbrüderschaft, die sich des größten Ansehens in ganz Nordafrika erfreut. Januar 1913 reiste Enver, nicht ohne Fährlichkeiten, nach Konstantinopel und riß sofort die

Zügel an sich. Er drang in das Kriegsministerium ein, und einer seiner Genossen erschoß den Seraskier, Nasim Pascha. Enver selbst, noch immer Oberstleutnant, bekam eine Division und rückte mit ihr und einer anderen Division, die der bayerische General von Lossow befehligte — der erste deutsche Offizier, dem ein so hohes Kommando anvertraut wurde, da frühere Instrukteure und selbst ein v. d. Goltz Pascha nur als Theoretiker zugelassen waren, aber noch keine zehn Mann über den Rinnstein führen durften — gegen Adrianopel und eroberte es für die Türken zurück. Das war im Juli 1913, als die Bulgaren, die Herren Adrianopels, durch die vereinte Macht der Griechen, Serben und Rumänen zermalmt wurden. Hierauf wurde Enver Kriegsminister. Als solcher trat er in den Weltkrieg ein. Durchaus deutschfreundlich, hat er selbst viel dazu beigetragen, daß die Hohe Pforte sich endlich entschloß, für uns Partei zu ergreifen. Nun aber zeigte sich die Kehrseite seiner Projektemacherei. Als glühender Panislamist und Pantürkist wollte er den Kaukasus gewinnen. An und für sich lag das durchaus nahe; denn in Kaukasien wohnen beinahe 6½ Millionen Mohammedaner. Darunter sind beinahe die Hälfte nicht nur Glaubens-, sondern auch Rassegenossen der Osmanen. Allein günstige Vorbedingungen für den Feldzug waren in keiner Weise gegeben. Auf russischer Seite führen zwei große und zwei kleine Eisenbahnlinien unmittelbar auf den Kriegsschauplatz, während die nächsten türkischen Bahnstationen, die eine an der Bagdadlinie, die andere an der anatolischen, teils 400, teils 600 Kilometer entfernt waren und der Aufmarsch von diesen Stationen, noch dazu in der Winterszeit, durch unwirtliches hochalpines Gelände erfolgen mußte. Auch befanden sich die russischen Soldaten bei Freunden, unter Zehntausenden von russischen Siedlern. Das osmanische Heer dagegen unter Feinden, nämlich der armenischen und der immerhin zweifelhaften kurdischen Bevölkerung. Außerdem waren die Osmanen gewaltig in der Minderheit gegen die Russen. So kam denn, was die deutschen Berater vollkommen vorausgesagt hatten: der Feldzug gegen den Kaukasus ist gänzlich gescheitert. Auch ließ sich Enver politisch die Zügel aus der Hand winden. Nicht er ist der Vater der armenischen Metzeleien gewesen. Überhaupt geriet jetzt seine Stellung ins Wanken. Namentlich wurde ihm Dschemal, der Generalissimus in Syrien und Mesopotamien, aufsässig. Zunächst wurde, ähnlich wie in den cäsarisch-pompejanischen Kämpfen, der Gegensatz durch ein Triumvirat ausgeglichen, das aus Enver, Dschemal und Talaat bestand. Nachgerade jedoch wurde Enver ausgeschaltet, und an seine Stelle trat Dschawid Pascha, ein Dömne. Die letzte Handlung von Belang, die Enver während des Weltkrieges ausführte, war eine äußerst kurze Inspektionsreise in Mesopotamien. Mit seinem Auto hat er damals die Strecke von Mossul bis Haidar Pascha in fünf Tagen zurückgelegt, bei der Schlechtigkeit dortiger Straßen ein erstaunlicher Rekord. Nach dem Kriege wurde er nebst Talaat von der Entente zum Tode verurteilt. Er entwich nach Moskau, wo er durch den Armenier Karachan, den Leiter der asiatischen Abteilung (jetzigen Gesandten in Warschau) eine Zuflucht

fand. Mit Mustapha Kemal und den Nationalisten, die zu Angora ihr Haupt erhoben, war Enver in enger Verbindung. Auch wurden Angehörige seiner Sippe mit bedeutenden Aufgaben betraut. Drei Männer kamen hier in Betracht: Sein junger Bruder Nuri, der ihn bei Tripolis im Oberbefehl abgelöst hatte, ein zweiter Bruder Achmet, der ebenfalls lange in Tripolitanien gewesen war, und sein Schwager Halil, der die Übergabe von Kut el Amara erzwungen hatte und dem man zur Last legen muß, daß er den englischen General Townshend, der dort kapitulierte, viel zu milde behandelte und ihm in Konstantinopel die Möglichkeit gab (natürlich ohne daß das Halil beabsichtigt hätte), Würdenträger der Hohen Pforte in das Interesse der Entente zu verstricken. Die genannten drei, Nuri, Achmet und Halil, zogen mit 400 osmanischen Reitern nach der Mugansteppe in Südkaukasien, vereinigten sich dort mit Tausenden von Tataren und eroberten Baku. Schon sprach man von einer kommenden Dynastie Enver. Er selbst, der Sultan in spe, hielt sich inzwischen in Moskau auf. Von dort ist er dreimal in Berlin gewesen, um ein Bündnis zwischen Deutschland, dem Sowjet und Angora in die Wege zu leiten. Zurück reiste er einmal auf einem Flugzeug, das im Baltikum niederbrach. Dort kam er mit englischen Offizieren in Berührung, die ihn jedoch nicht erkannten, und hatte andere Abenteuer. Angeblich — genauere Nachrichten sind begreiflicherweise schwer zu erlangen — soll Enver auch selbst in Kaukasien, vielleicht zu dem allmohammedanischen Kongresse im September 1920 und in Turkestan gewesen sein. Im Jahre 1921 kam es zum Bruche mit Angora. Die Gründe dafür liegen völlig im Dunkeln. Ob es rein persönliche Eifersucht zwischen Mustapha Kemal und seinem ehrgeizigen Nebenbuhler, ob es die allzu große Innigkeit Envers mit Lenin war, wer kann das wissen? Jedenfalls wurden mehrere Anhänger Envers in Angora aufgehängt. Er rächte sich dafür in seiner Weise. Er ließ Dschemal Pascha, der als Gesandter Angoras nach Kabul und von da vor einigen Monaten nach Berlin und Paris geschickt worden war, ermorden, und zwar, falls die Nachricht richtig ist, in Tiflis durch einen Armenier. Es dürfte kaum allgemein bekannt sein, daß auch Dschemal Anlehnung an Berlin suchte, jedoch hier wenig Gegenliebe fand und sich hierauf den Franzosen zuwandte. Aus der dunklen und verschlungenen Geschichte kann man einen Gegensatz Envers zu Paris herauskristallisieren. Es scheint jedoch, daß Enver sich nicht nur die Franzosen, sondern alle Welt zu Feinden gemacht hat. Denn letzthin ist er aus Moskau geflohen und hat Turkestan zum Aufstand gegen den Sowjet gebracht. Wir brauchen deshalb nicht geringer von ihm zu denken. Wie sagt Goethe: Wen alle hassen, der muß was sein! Der Aufstand hatte beträchtlichen Erfolg. Es ist zwar kaum glaublich, daß, wie jüngste Nachrichten melden, Enver sich sogar in Kraßnowodsk, dem Ausgange der turkestanischen Eisenbahn am Kaspisee und in der salzreichen, aber gänzlich menschenleeren Halbinsel Mangyschlak an dem Nordwestufer des Kaspisees festgesetzt habe, wohl aber scheint er im Besitz von Buchara zu sein, einer heiligen Stadt

des Islams und einer der orientalischsten Städte des ganzen Orients. Wieweit sich von hier Envers Einfluß nach Osten und Norden erstrecke, kann zurzeit nicht überblickt werden. Möglicherweise bis nach Kirgisistan, das nach Sibirien hineinragt, und bis ins Tarimbecken, das zu China gehört.

Damit wäre ein neuer Tamerlan erstanden. Als solchen begrüßt denn auch den alten Revolutionshelden und neuen Nationalistenvorkämpfer die dem Ruf seiner Taten hoch aufhorchende Welt des Islams. Außerdem soll Enver mit Afghanistan in enger Fühlung stehen, dessen Emir seinerseits ein Verbündeter Angoras ist. Wenn man jedoch den Orient kennt, wird man es durchaus nicht für ausgeschlossen halten, daß trotz aller Unstimmigkeiten und trennender Mordtaten dennoch Angora, wie mit dem Padischah so mit Enver, durch geheime Kanäle in Verbindung sei.

Der Argwohn ist allgemein, daß Enver von England unterstützt werde. In der Tat hätten die Briten den größten Nutzen davon, wenn die Türken sich selber entzweiten, wenn sie nicht nur Mitteleuropa, sondern auch Vorderasien in beständiger Aufregung und Uneinigkeit erhielten. Die Vermutung ist möglich, ist jedoch keineswegs bewiesen. Erstlich von vornherein ist eine greifbare Unterstützung des Usurpators in Turkestan von Indien her überaus schwierig; zum mindesten, wie sollten durch die Hochpässe des Pamir und Hindukusch Kriegsgeräte und Munition nach Fergana oder dem Issikul geschickt werden? Sodann, Enver hat die Briten gar nicht nötig. Allgemein gilt er als der Mann, als der Soldat und der Feldherr des Islams. Sein Ruhm ist so groß, daß vor ihm selbst der Mustapha Kemals verblaßt. Nur bleibt stets die eine Frage berechtigt: Wird die verhängnisvolle Lust an Projekten, wird das polnische Blut ihn nicht doch zuletzt zugrunde richten?

Nach den letzten Nachrichten soll Enver (dessen Name übrigens auf den Siegfried der Araber, den Helden Anvar, zurückgeht) vom Sowjet aufs Haupt geschlagen sein. Der Emir von Buchara, wie sich angeblich schon Enver nannte, sei nach Kabul entflohen.

Die Nachrichten stimmen nicht. Emir Enver hat Turkestan in der Hand und ist daran, ganz Mittelasien zu gewinnen. Die Führer des Islams haben sich geeinigt. Sie haben eine zweckmäßige Arbeitsteilung beschlossen. Einem jeden ist sein eigenes Feld zugewiesen, ein ungeheures Feld, Kemal Vorderasien, Enver Turkestan, Indien, Tarimbecken und Südsibirien. So kamen sich die beiden Nebenbuhler nicht ins Gehege. Ein jeder wirkt, getrennt vom andern, in seiner Weise für die Gesamtzwecke des Islams.

Enver ist der Organisator und zugleich der kühne Draufgänger. Er hat viel vom Fanatiker und Asketen. Aber er ist kein sonderlicher Feldherr. Kemal ist ebenfalls ein tatkräftiger und erfolgreicher Organisator; er ist ein tüchtiger Feldherr und ein besonnener Staatsmann. Er ist der Mann dauernder Eroberung und der Ordnung, Enver der Mann der Abenteuer.

---

19. Weltölpolitik.

Die jüngsten Kämpfe in Vorderasien sind aufs engste mit dem Streite um das Erdöl verknüpft. Im Brennpunkt standen namentlich die Quellen von Mossul. Sie erstrebten die Franzosen, als sie noch von einem großen syrischen Reiche bis zum Tigris träumten. Dann fielen die Quellen den Briten anheim. Mustafa Kemal aber begünstigt deren Nebenbuhler, die Amerikaner. Ein ähnlicher Kampf um das Petroleum wogt im Norden Vorderasiens, in Kaukasien und am Urmiasee.

Weil Briten und Yankees in Mexiko sich einander die unerschöpflichen Ölfelder abjagen wollten, deshalb wäre es 1913/14 schon beinahe zu einem Weltkriege gekommen, nur hätte dann Deutschland auf amerikanischer Seite gestanden. Um die Augen der Welt abzulenken (wie es während des Burenkrieges und durch die Boxerunruhen getan hat), schürte England die europäischen Gegensätze. Ein Weltkrieg ist tatsächlich ausgebrochen, aber nicht in Amerika, sondern in Europa, nicht unter den angelsächsischen Vettern, sondern zwischen ihrer vereinigten Front und dem nichtsahnenden wilhelminischen Deutschland.

Zeigen schon diese beiden Schlaglichter aufs klarste die Bedeutung des Erdöls für die Politik der Gegenwart, so erhellt sie mit nicht geringerer Deutlichkeit aus einer technischen Erwägung. Man braucht Petroleum und seine Nebenprodukte, Benzin und Benzol, für jeden Krieg. Bereits werden 90% der britischen Kriegsschiffe mit Öl geheizt, die Marinen der anderen Staaten stellen sich ebenfalls darauf ein. Außerdem braucht man Öl oder Benzin oder beides für Tauchboote, für Kraftwagen, für Flugzeuge. Auch Lokomotiven können durch Öl fortkommen, wenn die Kohle mangeln sollte. Seit Jahrzehnten wird der Betrieb der kaukasischen und turkestanischen Bahnen durch Masut, den trüben Rest guten Petroleums, gesichert. Die Folge hieraus? Eine Weltmacht kann heutzutage nur darstellen, wer über genügend Erdöl verfügt. Weil das Japan nicht tut, deshalb ist es so scheu und vorsichtig, sobald ein Bruch mit Amerika in Betracht kommen könnte. Weil selbst Großbritannien noch zur Hälfte auf nordamerikanisches Öl angewiesen ist, kann es den Onkel Jonathan nicht so unsanft behandeln, wie es häufig gern möchte.

Die Erzeugung berechnete man früher mit Faß, von denen eines 1,9 Hektoliter umspannte. In jüngster Zeit hat die Rechnung nach Tonnen das Übergewicht erlangt. Die Welterzeugung von Öl hat 1921 die ungeheure Zahl von 106 Millionen Tonnen erreicht. Davon erbohrten die Vereinigten Staaten 65, Mexiko etwas über 27 Millionen Tonnen. Dabei ist einzuschalten, daß noch vor 15 Jahren Mexiko so gut wie gar keinen Ertrag aufzuweisen hatte, daß es also in kürzester Frist zur zweiten Stelle auf dem ganzen Globus emporgestiegen ist. Kenner prophezeien, daß es in absehbarer Zeit zum ersten Rang aufblühen werde. Um die Wende des Jahrhunderts hatte diesen Rußland eingenommen. Durch den Weltkrieg aber ist es abwärts gerutscht, erlitt eine relative und absolute Abnahme. Es

steht jetzt an dritter Stelle. Es folgen Insulinde, wie poetisch die indischen Kolonien der Niederlande genannt werden, Britisch Indien, Galizien, das jähe Schwankungen aufweist, Persien, Rumänien und andere Länder. Auch in Afrika, und unmittelbar anschließend am Sinai, auch am Marmarameere, in Mazedonien und in Albanien, was auf die Balkanpolitik einwirken mag; auch in Venezuela, Bolivia und Argentinien gibt es Ölgruben.

In Zukunft wird sich der Weltölkrieg zwischen drei Ländern abspielen: Nordamerika, Mexiko und Vorderasien. Der eine Schlüssel zum Geheimnis ist der, daß die Vereinigten Staaten sich zusehends erschöpfen, mehr im Osten, in der Heimat der Standard Co., als im neuerschlossenen Westen. Ist einmal die Erschöpfung zu einem gewissen Grade gediehen, was in etwa 20 Jahren der Fall sein wird, so triumphiert Vorderasien über Amerika. Und dann hofft Weltbritannien über die Yankees triumphieren zu können — wenn nicht Angora dazwischengetreten wäre.

Das aussichtsreichste Ölgebiet der Zukunft ist die 1200 km große Strecke, die sich vom Persischen Golf nach dem Urmiasee hinzieht. Einstweilen ergibt die Strecke nur wenig über zwei Millionen Tonnen im Jahre, die Erzeugung ist aber mit schwindelerregender Schnelligkeit im Anwachsen. Ein Australier, D' Arcy, hat die ersten Bohrungen am Karun, einem Nebenflusse des Schatt el Arab, ausgeführt und hat zusammen mit seinem Freund Lord Strathcona, dem Gouverneur von Kanada, die Anglo-Persian Oil Co. 1907 gegründet. Da Strathcona zugleich Präsident der Burmah Oil Co. ist, so war es leicht, eine Fusion zwischen den beiden mächtigen Gesellschaften zuwege zu bringen. Dieser Konzern vereinigte sich nun weiter mit zwei Riesentrusten, deren Ausgangspunkt Holländisch Indien gewesen ist, mit der Royal Dutch Co. und der Shell Co. Diese beiden Kompagnien, von denen die Shell Co. allein 120 Tochtergesellschaften gebar, haben auch bereits in anderen Erdteilen, haben auch in Mexiko, Kalifornien und Wyoming Fuß gefaßt. Das ganze ungeheure Gebilde kontrolliert insgesamt vielleicht zehn bis elf Milliarden Dollars. Ihm gegenüber steht als einzig zu beachtender Gegner der Standard Trust, dem 12—14 Milliarden Dollars zugeschrieben werden und der anscheinend auch den russischen Nobeltrust, mit dem Hauptsitze in Baku, verschluckt hat. Es ist ungemein reizvoll, einmal den diplomatischen Verhandlungen und Vereinbarungen nachzugehen, die der Kampf der beiden Elephanten mit sich gebracht hat, und zweitens den Anteil zu verfolgen, den der Ölkampf an der Weltpolitik gehabt hat. So haben die Briten nicht weniger als dreimal Baku erobert und wieder verloren. Der erste Riß in dem Turm angelsächsischer Freundschaft griff Platz, als Washington wegen des vorderasiatischen Öls eine scharfe Note an London richtete: Der Krieg sei gemeinsam geführt worden, so müsse auch die Ölbeute gemeinsam verteilt werden. Und jetzt droht Mustafa Kemal, sich zum Oberrichter über Ölkonzessionen in ganz Vorderasien aufzuwerfen. Kann es doch kein Zweifel sein, daß die Türken demnächst danach

trachten werden, die Briten aus Mesopotamien und Südwestpersien hinauszuwerfen.

Im Jahre 1876 erwarb Lord Beaconsfield 4 Millionen Pfund an Suezaktien. Das war der Anfang der britischen Besetzung Ägyptens. Ähnlich hat die britische Regierung, wobei Churchill sich wie so oft als Anwalt der Geldinteressen zeigte, 2 Millionen Pfund an Aktien der Anglo Persian Co. erworben. Das war der Anfang des britischen Vordringens in Südwestiran.

Die Erwerbung geschah einige Jahre nach dem englisch-russischen Teilungsvertrag über Asien, der 1907 abgeschlossen wurde. Sie wurde im Namen der britischen Admiralität ausgeführt. Dadurch hat sich England politisch festgelegt. Es hat aber nicht minder bedeutende Vorkommen, allerdings durch Privatkapitalisten, im Kaukasus, namentlich in Baku, bei Maikop und bei Anapa am Schwarzen Meere ergattert. Die Konzessionen von Maikop wurden Herbst 1922 vom Sowjet bestätigt.

Die Führer des Standardtrustes sind die Erben Rockefellers, seine Söhne und verschiedene besonders gewandte und erfolgreiche Vertrauensmänner. Die Führer der englisch-holländischen Gesellschaften sind Samuel, Sir Henry Wilhelm Augustus Deterding und die genannten D'Arcy und Strathcona. Die Seele des ganzen Riesenkonzerns ist Sir Markus Samuel, dessen Bruder Sir Herbert, Lordmayor von London und High Commissioner von Palästina gewesen ist. Beide Samuel spielten bei der Marconiangelegenheit, in die auch Lloyd George verwickelt worden ist, eine erhebliche Rolle. Sie sind Freunde des britischen Erstministers.

Stinnes ist mit seinen gewaltigen Unternehmungen der Judenschaft ein Dorn im Auge. Der Argwohn liegt nahe, daß auch Rockefeller den amerikanischen und englischen Juden unangenehm ist. Als die bedeutendste Größe des arischen Kapitals soll Rockefeller gestürzt werden. Dies die Nebenbedeutung des Weltölkrieges. Wie aber Stinnes mit der A.E.G. und deren Freunden, den Kuhn-Löb und Co. verknüpft ist, so geht auch der Standard Trust gelegentlich mit der Shell Co. Die Frage ist auch hier: Wer frißt wen?

---

20. Schwarze Gefahr.

In drei Großreichen wohnen Millionen von Schwarzen: in Weltbritannien, den Vereinigten Staaten von Amerika und dem französischen Kolonialreiche. Dieser Zustand besteht schon seit Jahrzehnten und teilweise seit Jahrhunderten; durch den Weltkrieg und seine Folgen ist er neuerdings zu einer Quelle militärischer Vorsorge und politischer Sorge geworden. Neuerdings zerbricht man sich in den genannten Staaten den Kopf darüber, wie man die Frage behandeln solle, und es wird gemeinsames Vorgehen angeregt. Alle drei Staaten haben es über sich vermocht, zur Unterstützung der weißen Heere schwarze Soldaten heranzuziehen. Die Yankees haben das allerdings schon auf

Kuba 1898 getan; die Engländer haben 1916 sogar pechschwarze Australier bewaffnet, nur mit einem großen Messer, bestimmt dazu, den Feinden den Kopf abzuschneiden. Da man nicht annehmen kann, daß ein kräftiger und gesunder Mann sich das ohne weiters gefallen läßt, so liegt der Argwohn nahe, daß die Köpfung nur an Hilflosen, an Verwundeten, geschehen konnte. Ausdrücklich waren ja auf französischer Seite zu diesem Zwecke die Nettoyeurs berufen. Nun hat man schon im Ausgange des Altertums die Erfahrung gemacht, daß, sobald man in höchster Not die Sklaven bewaffnete, der Staat sich in die Notwendigkeit versetzt sah, den aus der Schlacht siegreich zurückkehrenden Sklaven die Freiheit zu verleihen. Von ähnlichen Gefühlen ist man jetzt in Paris bewegt. Man beginnt die Senegaler und andere Farbige noch mehr als Helfer und Brüder anzusehen, als dies schon im Kriege geschah. Daher wird in Kreisen farbiger Intellektueller Frankreich bereits als Musterland, als Hort der Freiheit gepriesen. Jedenfalls besteht bei den Machthabern in Paris kein Zweifel darüber, daß in Zukunft lediglich durch Afrikaner die Kriegsmacht Frankreichs aufrechterhalten werden könne. Die Ansätze zu dieser wahrhaft umwälzenden Ansicht liegen schon mindestens zehn Jahre zurück. Marokko gab den Anlaß, auf den Nutzen afrikanischer Hilfstruppen für europäische Kriege hinzuweisen. In meiner 1911 erschienenen Streitschrift „Die Entscheidung über Marokko" habe ich denn auch ausdrücklich auf solche Möglichkeiten aufmerksam gemacht und habe die Zahl von farbigen Soldaten, die aus Nordwestafrika herausgeholt werden könnten, auf eine Million beziffert. Das erschien sehr hoch, allein ein Franzose, Moulieras, hat einige Jahre früher in seinem Maroc inconnu, sogar an zwei Millionen gedacht. Staatssekretär von Kiderlen, der nur höhnische Worte für das Problem hatte, wollte nicht an die Möglichkeit der Verwendung von Schwarzen, geschweige denn an solche Ziffern glauben. Nun gehen allmählich den Deutschen schreckhaft die Augen auf. Ich habe ausdrücklich damals schon prophezeit, daß die Afrikaner an den Vogesen stehen würden, und wehe den deutschen Gretchen!

Die Gefahr richtet sich aber auch gegen die Auftraggeber, gegen die weißen Befehlshaber selber. Was könnte leichter geschehen, als daß sich in Paris eine schwarze Prätorianerhorde bildete? Es gibt zwar Übernationalisten, die das gar nicht so fürchterlich finden. Sie sind selbst mit einem farbigen Frankreich zufrieden, wenn anders Deutschland am Boden bleibt.

Kaum minder groß ist die Mißlichkeit in Nordamerika. Durch die siegreiche Mithilfe ihrer Rassegenossen gegen weiße Europäer sind die Neger der Union in ihrem Selbstgefühl gewaltig gestärkt worden. Es sind deren zwölf Millionen, gewiß keine zu verachtende Menge. Und sie trotzen nicht nur auf ihre Zahl! Sie haben auf gar manchem Gebiete von ihren weißen Lehrmeistern gelernt. Sie tun sich geschäftlich und auch bereits in freien Berufen hervor. Es gibt eine ganze Reihe von farbigen Hochschulen und Kolleges. Gar manche Niggers sind Millionäre, und die Kunst, Ringe, Syndikate und Truste zu bilden, ist ihnen vertraut geworden.

Ebenso hat sich das Selbstgefühl der mittelafrikanischen und sudanesischen Neger, die zu den Untertanen König Georgs gehören, gewaltig gehoben. Man begnügt sich schon nicht mehr mit kulturlichen Ansprüchen; man hungert schon nach ganz anderen Lorbeeren. Einst nämlich war eine kirchliche und kulturliche Bewegung entstanden. Die äthiopische Gefahr! Sie bedeutete ursprünglich das Bestreben christlicher Neger, sich zusammenzuschließen und eine von den Weißen unabhängige Kirche zu errichten. Ein Gelehrter aus Haiti, den man sich aber nicht nackt tanzend bei dem wilden Feste der Papaloi und Mamaloi, sondern mit Zylinderhut und Handschuhen vorstellen muß, veröffentlichte auf französisch ein dickes und tatsächlich ganz geistreiches Buch über den Gang der Weltkultur. Mit solchen theoretischen Revolutionen begnügt man sich aber heutzutage nicht mehr. Man will greifbare, sichtbare äußere Erfolge sehen. Das geschwollene Selbstgefühl der Schwarzen fragt, warum nicht auch bei ihnen ein Napoleon entstehen könne. Hat doch Haiti einen Toussaint erzeugt. Ein Napoleon aber, das ist klar, würde auch Europäer unterjochen.

Die kulturellen Ansprüche werden daneben noch immer weiter verfochten. Die Bewegung der Geister, die Booker T. Washington und der Farbige Dubois in den Vereinigten Staaten entfesselt haben und die mit Briefen, Interviews, Aufrufen, Vorträgen und organisierten Kampfreden der Washington Correspondence Club eifrigst fördert, ist neuerdings wieder im Anwachsen begriffen. Ähnliche Ziele verficht die epochemachende Schrift „La France Negre“.

Das Problem stellt sich in doppelter Gestalt dar und auf zwei örtlich getrennten Gebieten. Der eine Akt des Problems spielt in Afrika, der andere im Abendlande, in Westeuropa und in Amerika. In Afrika haben die Yankees längst einen Versuchsballon fliegen lassen in der Richtung auf eine offene Tür zwischen Sahara und Sambesi. Für Handel und sonstige Erwerbsunternehmungen soll Mittelafrika allen Unternehmervölkern geöffnet sein. Was hingegen die Schwarzen in den Westländern anbetrifft, so schlug der englische Schriftsteller Wells vor, man soll sämtlichen weißen Staaten verbieten, afrikanische Soldaten zu verwenden. Man solle jedoch von seiten eines vergrößerten Völkerbundes aus die Afrikaner erziehen und zivilisieren. Der letzte Vorschlag führt unweigerlich wiederum zu dem, was man eigentlich vermeiden will, zu einer unliebsamen geistigen Erstarkung des farbigen Elementes, das sich nur deshalb der Waffen der Zivilisation bedient, um die Schöpfer der Zivilisation, die Weißen, zu bekämpfen. Das Verbot aber, schwarze Soldaten für europäische Kriege zu gebrauchen, wird ebenso versagen, wie das Verbot von Gasen und Tauchbooten.

Vor dem Krieg war in Afrika die Lage beinahe ideal. Unter den drei Hauptmächten, die im schwarzen Erdteil Besitz hatten, England, Frankreich und Deutschland, waltete eine Art Gleichgewicht. Dieses wurde durch den Frieden von Versailles gestört. Von den deutschen Kolonien erhielt England den Löwenanteil mit 1,9 Mill.

qkm, es bekam Ostafrika mit Ausnahme eines Striches, der den Belgiern zufiel, ganz Südwest und Teile von Kamerun und Togo. Außerdem verleibte es sich Ägypten endgültig ein. Insgesamt beherrscht es jetzt vom schwarzen Erdteil 11,6 Millionen qkm und 58 Millionen Menschen. Frankreich dagegen, das den Rest von Togo und Kamerun einsackte, verfügt über 10,3 Millionen qkm und schätzungsweise 40 Millionen Menschen. Allerdings darf man nicht vergessen, daß ein sehr enges Einvernehmen zwischen Frankreich und Belgien besteht. Dadurch wird auch das ungeheure Kongogebiet französischer Einflußkreis. So haben die feindlichen Mächte gut für sich gesorgt. Die Gebiete, die zur Beherrschung Südasiens und zugleich als Durchgangsstraße nach Südafrika dienen, die westlichen Randländer des Indischen Ozeans hat Großbritannien geschluckt. Frankreich dagegen hat sich ein mächtiges Reich in dem gegenüberliegenden Nordwestafrika geschaffen. Es hat seine Pläne, die rund 1880 begannen, vollkommen durchgeführt. Brazza de Savorgnan errichtete einen französischen Kongostaat, dessen Ausdehnung bis Wadai beabsichtigt war. Am Roten Meere gewannen die Franzosen ebenfalls Stützpunkte. Das war die Grundlegung einer westöstlichen Linie quer durch das nördliche Mittelafrika, die 1898 Marchand durch einen Zug nach Faschoda zu erweitern und zu befestigen suchte. Gleichzeitig dehnten die Franzosen ihren Besitz in Senegambien aus und strebten von Südalgerien durch die Sahara dem Westsudan zu. Das Gebiet, wo diese beiden Linien, die eine vom Atlantischen Ozean, die andere vom Mittelmeer ausgehend, zusammenstießen, war der Tschadsee. Es galt nunmehr, das nordwestafrikanische Reich mit dem mittelafrikanischen territoriell zu verbinden. Das ist zum Teile gelungen. Nur im Becken des Nils traten ihnen die Engländer entgegen und durchkreuzten ihre Pläne. Beide Weltstaaten haben in Afrika sich ein gewaltiges Menschenreservoir verschafft, haben die Möglichkeit, Millionen von Söldnern von dort zu beziehen.

Durch den Weltkrieg ist das Selbstgefühl aller Farbigen heftig gesteigert worden. Nicht nur der Soldaten, sondern auch der Arbeiter. Das macht sich vor allem in Südafrika geltend, auf den Diamantenfeldern von Kimberley und auf den Goldgruben am Witwatersrand. Der Roman von Petrus Matampa, den Grautoff in seinem „Seestern“ entwarf, ist Wirklichkeit geworden. Die Farbigen Südafrikas fordern politische Rechte: sie verlangen Förderung ihrer Schulen durch die Regierung. Zunächst allerdings ist auf den Goldfeldern ein Aufstand nicht der Dunkelhäutigen, sondern der weißen Arbeiter ausgebrochen. Die Buren unter Smuts haben es jedoch verstanden, den Aufstand, der bolschewistische Züge aufwies, Anfang 1922 zwar blutig, aber rasch zu beenden. In Gambia, Sierra Leone, der Goldküste von Nigeria, den nördlichen Randländern des Busens von Guinea, haben die Neger durchaus das Übergewicht über die Weißen. Die Briten befolgten eine kluge Politik. Wohlhabende Neger der Küstenorte wurden in ihren Rechten und in ihrer Schulung den Europäern gleichgestellt. Auch im Hinter-

land hat eine langsame, zielbewußte Weiterbildung der Eingeborenen begonnen. Diese Entwicklung wurde durch den Krieg jäh unterbrochen. Wilsons Schlagwort von der Selbstbestimmung aller Völker ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Ein Nationalkongreß von Britisch-Westafrika konstituierte sich 1920 als eine Versammlung mittelafrikanischer Neger zur Erkämpfung dieses Rechts. Man zielt auf eine Lockerung der britischen Herrschaft *). Auch am oberen Nile wurden die Schwarzen unangenehm. Hier aber sind die Briten immer sehr empfindlich gewesen. Sie haben einheimische Mahdis mit Gewalt unterdrückt, haben 1903 einen mohammedanischen Propheten hängen lassen. So haben sie auch kürzlich einen Führer der Schwarzen in Kordofan, Bhugga, hingerichtet.

Die Franzosen verfolgen eine recht lockere Politik gegen die Schwarzen. Sie wissen kaum etwas von Schranken der Rasse. Sie leben und lassen leben. Dies Verfahren, das als liberal gerühmt wird, hat viel zur Entartung und Bastardierung der Franzosen beigetragen. In viel weiterem Maße als ihre kolonialen Nebenbuhler haben die Franzosen die Eingeborenen zur Verwaltung herangezogen. Dadurch schon ist das Selbstgefühl der Farbigen mächtig angeschwollen. Nun kam der Krieg. Nicht weniger als 845 000 farbige Soldaten und Arbeiter wurden in Afrika und Asien ausgehoben. Bei allen Gelegenheiten wurden und werden noch die Schwarzen als die Helden gefeiert, die da Frankreich retten halfen. Wer in die afrikanische oder asiatische Heimat zurückkehrte, sollte voller Stolz die Taten der Grande Nation rühmen und die Anhänglichkeit an sie vermehren. Manchmal ist allerdings das Gegenteil eingetreten. Wirksamer war inzwischen die Ausbreitung der französischen Sprache, von Gabun bis Madagaskar. Zielbewußt hat die französische Kolonialverwaltung auf die Einführung dieser Sprache, auf Hebung des Unterrichtes und nicht zuletzt auf die militärische Ertüchtigung der Eingeborenen hingearbeitet. Was in angelsächsischen Parlamenten bisher als ungeheuerlich galt, ist in der Pariser Deputiertenkammer Tatsache geworden. Dort sitzen Neger als Vertreter ihrer Heimat und als Symbol einer Rassenauffassung, die der der Angelsachsen durchaus entgegengesetzt ist.

Eine allafrikanische Bewegung der Farbigen ward entfesselt. Ihre radikalste Form fand sie in dem Wirken des schwarzen Apostels Garvey in Amerika. Von der Neuen Welt wirkt Garvey mit steigender Heftigkeit nach Afrika zurück. Er will die Weißen verächtlich machen. Er übertreibt bis zum Wahnwitz die Leistungsfähigkeit der Schwarzen. Auch von den Kulturtaten der Neger ist wiederholt die Rede. Vor Jahrzehnten hat schon dies Gerede begonnen. Konnte man sich ja doch auf Gobineau stützen, der die Anfänge von Tanz und Musik und überhaupt die Anfänge der Kunst bei den Schwarzen suchte. Jenes dicke Buch eines geschniegelten Negers aus Haiti, Finot — es erschien, wenn ich nicht irre, 1896 — weist darauf hin, daß die Bildung der Menschheit von Ägypten ausgehe, und sucht

*) Dr. Rudolf Asmis, Preußische Jahrbücher, November 1921.

darzutun, daß die Ägypter ihrerseits auf den Schwarzen fußten; folglich seien die Neger die Schöpfer der Urkultur. Ein weniger radikales Programm hatte sich der Negerkongreß, der August 1921 in London, Paris und Brüssel tagte, als Ziel gesetzt. Das eigentlich Bedeutsame an diesen Verhandlungen waren weniger die ungegorenen Gedanken und Anschauungen der Teilnehmer, sondern vor allem ihre Eindrücke, die sie von den Hauptstädten der drei Kolonialmächte empfingen. Sie sprachen in erster Linie Frankreich ihre volle Anerkennung aus. Es sei das einzige Land, das seine schwarzen Mitbürger in gesetzlicher und gesellschaftlicher Beziehung auf die gleiche Stufe stelle wie die Weißen. Folglich ist Frankreich für aufgeklärte Neger das Musterland. Die französische Propaganda bedient sich dieser weitverbreiteten Gesinnung. Sie versteht es auch, im Gegensatz dazu, die Rassenklüfte in den englischen Kolonien zu vertiefen. Ein Faschoda wäre jetzt nicht mehr wahrscheinlich. Kenner halten es bereits für möglich, daß Franzosen und Afrikaner zu einer fanatischen Masse von 80 Millionen Menschen verschmelzen *).

So ist die afrikanische Gefahr zwiespältig. In jedem Falle aber bedeutet sie ein böses Menetekel für Europa.

---

21. Deutsche Möglichkeiten.

Es gibt zwei Arten, auf die eine deutsche Erhebung sich verwirklichen kann. Die eine, die weitaus rühmlichste wäre, wenn wir aus eigener Kraft wieder gesundeten und erstarkten, durch eigenes Verdienst uns erhöben und wieder Herren im eigenen Hause würden. Dazu besteht vor der Hand nur sehr geringe oder keine Aussicht. Der Parteihader beherrscht alle Sinne. Invidia et odium sui kennzeichnet uns laut Tacitus. Der zweite Weg, der beschritten werden kann, ist ein Bündnis mit einer auswärtigen Macht oder mit einem ganzen Mächtekonzern. Dagegen führt ein dritter Weg, der meistens empfohlen wird, sicher nicht zum Ziele, nämlich der des wirtschaftlichen Wiederaufbaus und der treufleißigen Arbeit. Hier verraten sich eben jene materiellen Gedankengänge, die wir bei unseren Feinden verabscheuen. Lediglich Arbeit? Man kann auch zu viel arbeiten. Die nackte Tätigkeit bloßen Arbeitens allein ist nicht schöpferisch, erzeugt keine Ewigkeitswerte. Arbeit kann auch verdüstern und verbiestern. Ist es nicht verdächtig, daß gerade auch von Feinden des deutschen Volkstums, inneren wie äußeren, geduldige, unermüdliche Arbeit uns unaufhörlich und eindringlich empfohlen wird? Haben wir nicht in dem Übermaß der Bureaukratie, die nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch im privaten und in der Gesamtwirtschaft immer mehr um sich greift, ein erschreckendes Beispiel davon, wozu geistlose Arbeit führt? Natürlich, schuften sollen wir, nämlich für die Reparationen, als Sklaven der Entente! Deutsche Hundetreue, deutscher Arbeitsfanatismus, das wäre gerade nach dem Sinne derer, die auf ewig unser Volk verknechten wollen. Gearbeitet wird genug in unserem Vaterland, mehr als in irgendeinem anderen Lande der Erde, es sei

*) Asmis a. O.

denn in einigen Fabrikstädten Nordamerikas. Aber ein Zuviel, besonders bei mechanischer Tätigkeit, ist vom Übel und wirkt zuletzt tödlich. Beweis: die infernalische Tretmühle unserer Schulen. Sie erzieht Beamte, aber keine Staatsmänner.

Welche Möglichkeiten bieten sich uns für Bündnisse? Eine größere Reihe, als gewöhnlich angenommen wird. In der Regel fassen nämlich unsere Politiker, wie auch die Massen, nur zwei Möglichkeiten ins Auge: die einen schwören auf Rußland, die anderen erklären, wir könnten nur mit England gehen. Am volkstümlichsten ist ein Zusammengehen mit Rußland. Allein eine volkstümliche Politik ist nur selten eine richtige Politik. Bismarck war in seiner ersten Zeit alles andere als beliebt. Wenn alle Welt auf etwas schwört, so ist es gewöhnlich ein Irrtum. So wähnte das ganze Mittelalter und noch die Neuzeit bis auf Galilei, die Sonne drehe sich um die Erde. Im übrigen, was heißt das, mit Rußland gehen? Mit dem Sowjet? Mit den Zaristen? Mit den ententefreundlichen Demokraten um Miljukoff? Gegenwärtig und leider Gottes noch auf längere Zeit hinaus kann nur von einem Sowjet-Rußland die Rede sein. Die Intelligenz ist in Osteuropa ausgemordet oder ist ausgewandert. Wer überlebte, hat sich irgendwie mit der neuen Ordnung der Dinge abgefunden. Die Massen aber sind, wie überall und ganz besonders bei den Russen, träge, beinahe fühllos, schwerfällig, unternehmungsunlustig, eines großen Gedankens, eines erhebenden Aufschwunges unfähig. Man muß es den Sowjetleuten lassen, daß sie außerordentlich klug und gewandt sind und dabei von einer rührigen Unermüdlichkeit und von unerschöpflicher Tatkraft. Das ist ja überhaupt der Vorteil der Juden: sie handeln und die anderen schauen zu, und danach leiden sie unter den Handlungen. Selbst mit einem zaristischen Rußland wäre uns nicht viel geholfen. Würde denn der künftige Zar deutschfreundlich sein?

Unsere Konservativen sind für England. Anscheinend auch solche, die früher nicht genug gegen die Treulosigkeit Englands wettern konnten. Vestigia terrent. Die ganze Geschichte der britischen Diplomatie ist nur ein Verdammungsurteil über sie. Sie besteht aus nichts als Bündnissen, die für England vorteilhaft, für die Verbündeten verhängnisvoll waren. Großbritannien hat Friedrich den Großen im Augenblicke seiner höchsten Gefahr im Stiche gelassen, es hat die Hilfe der Preußen bei Waterloo dazu verwendet, um beim Wiener Kongreß Preußen zu schädigen, es hat die Japaner lediglich ausgenutzt, um die Russen zu schwächen. Seine Freundschaft für Rußland während des Weltkrieges hat Rußland in den Abgrund gestürzt. Es unterstützte Judenitsch, Koltschak, Denikin lediglich, um sie zu verderben. Es hat die Griechen gegen die Türken gehetzt und hat dann die Griechen preisgegeben. Wenn wir die Söldner Englands bei einem künftigen Kontinentalkriege würden, so hätte Mitteleuropa alle Lasten des Krieges zu tragen und alle seine Zerstörungen zu dulden. Wenn England in jüngster Zeit uns Erleichterungen gewährt oder versprochen hat, so gilt die alte Warnung: Timeo danaos et dona ferentes!

Auch mit Amerika ist vorläufig nichts zu machen. Die Yankees kümmern sich nur noch insoweit um Europa, als sie Geld von ihm herauszuschlagen hoffen. Es sind kalte, nüchterne, herzlose Rechner. Was könnte ihnen Deutschland auch bieten? Für den Handel allerlei, aber für die große Politik vorläufig nichts. Die Yankees denken an ihre Truste, an die Ölpolitik, an die Ausdehnung ihrer Einflußkreise auf Lateinisch Amerika, auf Australien und China, auf Kanada. Sie schickten zwar unter dem Admiral Bristol eine kleine Flotte nach den Dardanellen, allein nur, um ihre Handelsinteressen und ihre Konzessionen an den Uferländern des Schwarzen Meeres zu schützen. Sonst aber, für Kontinentaleuropa als einen politischen Begriff, haben sie wenig übrig. Auch die Hilfe der Deutsch-Amerikaner fällt nicht viel ins Gewicht, so dankenswert sie schon ist. Wir begrüßen es, wenn sich Deutsch-Amerikaner in steigender Zahl in der alten Heimat wieder seßhaft machen, und wir verlangen, daß sie von unserer Polizei besser behandelt werden, als dies bisher der Fall war. In allem andern können wir nur wenig von ihnen erwarten, am wenigsten einen entscheidenden Einfluß auf die hohe Politik. Im übrigen ist die wirtschaftliche Gebarung unserer Brüder, die unter fremder Flagge leben, und ihre Stellung zu uns nicht immer einwandfrei gewesen. So haben deutsch-schweizerische Versicherungsgesellschaften reichsdeutschen Hausbesitzern, auf deren Besitz sie eine Goldhypothek hatten, durch die Forderung von Goldzinsen einfach die Kehle zugeschnürt und haben so Häuser und Anwesen für die Hypothek, also, da inzwischen die Preise ungeheuerlich gestiegen sind und die deutsche Gesetzgebung noch immer keinen Unterschied zwischen Gold- und Papiermark anerkennt, beinahe für nichts erhalten.

Besser wäre eine Linie über das romanische Südeuropa nach dem Lateinischen Amerika. Wir können uns auf Italien und Spanien stützen, auf Mexiko und Argentinien. Hier eröffnen sich zukunftsreiche Möglichkeiten, zumal in allen Ländern lateinischer Zunge die Bevölkerung stark und ständig zunimmt. Über Mexiko könnte außerdem ein Verhältnis zu Japan angebahnt werden, nur müßte das mit mehr Geschick geschehen, als seinerzeit der Staatssekretär Zimmermann entfaltet hat.

Am wichtigsten ist uns jetzt und noch auf lange Zeit hinaus unser nächster Nachbar, Italien. Wenn die Treulosigkeit Englands die Konservativen nicht hindert, nach englischer Hilfe zu rufen, so brauchte auch die notorische Treulosigkeit Italiens nicht im Wege zu stehen, um sich mit dem Quirinal zu befreunden. Auch mit den Faszisten könnte man, trotz ihres jüngsten Angriffes auf Bozen, sich abfinden. Mit einem Kabinett Nitti würden wir gut zusammenarbeiten. Gespannt würde freilich sofort die Lage, sobald Italien seine Entwürfe auf die Reste des Habsburgerreiches zu verwirklichen trachtete. Zu wiederholten Malen, zweimal als Kaiser Karl nach Ungarn zurückkehrte, ein drittes Mal im Frühjahr 1922, ein viertes Mal bei der Balkankrise im Herbst haben die Staaten der Kleinen Entente davon gesprochen oder es geradezu versucht, die Hand auf Ungarn zu legen, und nicht minder haben sie es auf Österreich abgesehen. Geht doch

der Traum der Slawen dahin, ein zusammenhängendes Reich von Cattaro und Triest bis nach Danzig aufzurichten. Das ganze frühere Habsburgerreich soll, vergrößert, wiedererstehen, jedoch unter slawischer Vorherrschaft, ja, Alleinherrschaft. Auch Deutschland in seiner jetzigen verkürzten Gestalt bleibt von solchen Wünschen nicht verschont. Die Polen möchten den Rest Schlesiens haben und möchten bis Stettin vordringen; die Tschechen wollen aus Dresden eine tschechische Stadt machen. Im Laufe der Zeit sollen die deutschen Enklaven, die zwischen Ostsee und Adria sich noch erhalten, allmählich verslawt werden. Ein ähnliches Los ist den Magyaren zugedacht. Durch solche Entwürfe fühlt sich aber nicht nur das Deutschtum, sondern auch Italien bedroht, weniger in seiner volklichen Kraft als in seiner Großmachtstellung. Daher denken die Italiener ernstlich daran, ihrerseits als die Erben der Habsburger aufzutreten und in irgendeiner Weise, sei es territoriell, sei es, wie jüngst durch Anleihen, also durch Hypotheken, oder durch politische Bevormundung die Gewalt über Deutschösterreich und Ungarn an sich zu reißen. Da kein Zweifel daran ist, daß Nordtirol nicht lebensfähig ist, so sagen die Italiener: wir wollen dies arme, verkümmerte Staatsgebilde betreuen. Dadurch würden die Italiener die unmittelbaren Angrenzer des Deutschen Reiches. Uns kann eine solche Lösung unmöglich erwünscht sein. Auch deshalb nicht, weil dadurch der sehnsüchtig erhoffte Anschluß auf unabsehbare Zeit vereitelt würde, ebenso vereitelt, als wenn Österreich unter die slawische Fuchtel geriete. Die einzige Art, diesen Plänen, die durchaus keine Spinneweben, sondern greifbare Wirklichkeit sind, entgegenzutreten, besteht in einem Zusammenschlusse zwischen Deutschösterreich und Bayern. Ihn erfordert die volkliche Gerechtigkeit, denn Bayern, Tiroler, Salzburger, Steiermärker und Kärntner, Ober- und Niederösterreicher sind eines und desselben Stammes.

Eine entfernte Möglichkeit wäre ein Bündnis mit dem großen Konzern, der sich in ganz Osteuropa auf der Linie Helsingfors—Athen anbahnt. Wie in dem Abschnitte über Napoleonische Politik nachgewiesen wurde, hat sich ein Netz von Bündnissen über alle die Gebiete gebreitet, die sich von Finnland bis zum Ägäischen Meere erstrecken. Durch die jüngsten Balkanereignisse ist auch Griechenland schon halbwegs in das Gewebe hineingezogen worden. Bestand schon früher eine durch dynastische Heiraten gefestigte Verständigung zwischen Bukarest und Athen, so hat im Oktober 1922 die südslawische Regierung Schritte getan, um den gebrochenen Griechen zu helfen. Allerdings würde die Hilfe teuer erkauft werden. Wie einst Louis Napoleon die Italiener unterstützte und als Preis Savoyen nahm, so beanspruchen die Serben Saloniki. Es wäre denkbar, daß ein großer Bund aller kleineren oder geradezu schwachen Völker, wie der baltischen, entstünde, der sich ebensowohl gegen Rußland als gegen die wieder erstarkenden Türken zu behaupten vermöchte. Ein Zollverein mag aufkommen, der sich vom Weißen Meere bis zur Ägäis erstreckt. Politik ist hart und grausam. Sie kümmert sich nicht um verflossene Verträge, nicht um frühere Siege und Niederlagen, nicht um zerschmetternde Katastrophen, sie kümmert sich auch nicht um ver-

gangene Bündnisse; das ist längst geschmolzener Schnee des letzten Winters. Es wäre durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch Deutschland einst an dem osteuropäischen Konzern der Zukunft teilnähme. Durch das Vorhandensein nichtslawischer Völker, der Finnen, der Esten, der Letten, der Litauer, der Magyaren, der Rumänen, der Albaner, der Griechen, die an Gesamtzahl nicht viel unter der Gesamtmenge der Polen, Tschechoslowaken, Serbokroaten und Bulgaren stehen, würde ein Vorwalten slawischen Einflusses hintangehalten werden. Immerhin ist die furchtbare Gefahr nicht zu verkennen, die von diesem Einflusse droht. Der Panslawismus nämlich, der früher in Rußland seinen Schutz und Hort besaß, hat nach dem Zusammenbruche des Zarenreiches seinen Schwerpunkt nach dem Westen verlegt. Die Träger des Panslawismus sind gegenwärtig und in Zukunft die Polen, die Tschechen, die balkanischen Vettern.

Ein anderer, kleinerer Bund scheint in Nordeuropa zu entstehen. Holland und die skandinavischen Staaten bekunden den Willen, sich zusammenzuschließen, zunächst handelspolitisch. Unter dem Zeichen dieser Bestrebungen stand der Besuch, den die Königin von Holland dem norwegischen König in Christiania im September abstattete. Ohnehin ist der ganze Norden, einschließlich Englands, das wohl den Bund begönnern würde, monarchisch.

Wir träumten einst von der Linie Berlin—Moskau—Tokio. Aus der Reihe ist Moskau herausgefallen. Zeitgemäßer ist heute eine Linie Deutschland—Angora—Kabul—Tokio.

Das Altaiertum ist in deutlichem Aufstieg begriffen. Zu ihm gehören die Finnen, die ein finnisches Großreich von Archangel bis zum mittleren Ural erstreben, die Türken, die Mongolen, die Japaner. Die Türkvölker, deren Zahl im ehemaligen Zarenreiche sich auf 19 Millionen erhob, werden von Rußland abfallen. Daß die Schwester Lenins einen Tartaren heiratete, daß Moskau und Angora gegenwärtig verbündet sind, kommt da nicht in Betracht. Schon ist Turkestan selbständig, und Südsibirien mag leicht seinem Beispiel folgen. Auch neigt Aserbeidschan, die unrussischste der 27 Sowjetrepubliken, naturgemäß nach Angora. Die Entwicklung drängt darauf hin, daß die beiden stärksten Schutzmächte des Orients, Anatolien und Japan, sich verbünden. Wir aber könnten uns diesen Mächten unbefangen anschließen. Uns trennt keine unüberwindbare Abneigung, kein unheilbares Unrecht, keine unvergeßliche, nie wieder gutzumachende Beleidigung.

Ich würde keinen Augenblick davor zurückschrecken, wenn es nutzbringend scheint und namentlich, wenn neue Männer in London am Ruder sind, ein Zusammengehen mit England zu empfehlen. Es gibt, außer Spanien, keine Macht in Europa und kein Volk, gegen das nicht die stärksten Bedenken vorlägen. Schnödigkeit, Gewalttat, Übergriffe, unerträgliche Anmaßung hier wie dort. Allein Politik ist eben Politik. Nur vor einem muß man Halt machen, vor einem Bündnis mit den Juden oder mit einem offensichtlich von den Juden beherrschten Staate. Augenblicklich ist daher weder England noch Amerika empfehlenswert. Lloyd George ist der Freund der beiden Samuel, der Freund von

Earl Reading, dem Vizekönig Indiens, der Freund von Sassoon und von Sir Alfred Monds, einem der größten Deutschenhasser, obwohl er seine Tochter dem Sohn eines Deutschen, eines Hamburgers, Said Ruete, gab. Er ist überhaupt aufs engste mit dem internationalen Großkapital verknüpft. So ist er auch der Freund des Sowjetgesandten Krassin und begünstigte dessen Monopolvertrag mit Urquhart, ist der Freund des griechischen Russen Sachareff, dessen Vermögen auf eine Viertelmilliarde Pfund geschätzt wird (5 Billionen Papiermark) und der im Einklang mit London den griechischen Feldzug gegen die Türken finanzierte. Mit solchen Freundschaften, mit einer solchen Umwelt darf ein wiedergeborenes Deutschland nichts zu tun haben. Gegen den jugendfrischen Nationalismus der Osmanen haben Sachareff und Lloyd George verspielt. Mögen wir uns von solchen Gönnern und Freunden fernhalten!

Manche Kreise erachten ein Bündnis mit Frankreich für das gegebene. Wirtschaftsgrößen wie Stinnes und Rechberg arbeiten in dem Sinne. Die Kurie würde es gleichfalls nicht ungern sehen. Ein Kontinentalblock gegen die angelsächsischen Mächte hat vieles für sich. Ein solcher könnte ohne oder mit Rußland bestehen. Napoleons Dichten und Trachten ging bereits auf einen solchen Block, und Poincaré möchte den alten Plan neuerdings verwirklichen. Er möchte, woran Napoleon gescheitert, auch Rußland mit herüberziehen, wozu das Bündnis zwischen Angora und Moskau die beste Handhabe böte. Genau aber, wie der korsische Eroberer seinen Lieblingsgedanken dadurch zunichte machte, daß er mit roher Gewalt die Völker in dessen Rahmen zwang, daß er insbesondere Deutschland aufs schnödeste behandelte: genau so verbieten es die satanischen Unterdrückungsmethoden der heutigen Franzmänner, verbietet es die Anwesenheit von Schwarzen am Rheine einem jeden deutschen Vaterlandsfreunde, an ein solches Bündnis zu denken. Wenigstens solange, bis die Franzosen ihre Methoden nicht geändert haben, ihre sadistischen Neigungen nicht verleugnen, wozu bislang wenig Aussicht vorhanden ist.

Inzwischen geht Deutschland seinen Leidensweg weiter. Er begann zu Compiègne und Spaa; er setzte sich fort über Versailles, Genf und London; er führte zu dem Aufstande unter Liebknecht und verschiedenen Kommunistenputschen danach. Zwar schien es eine geraume Zeit lang, als ob wieder Ruhe und Ordnung bei uns einkehrte. Das Zutrauen kam schmeichelnd zurück, und die Wirtschaft lebte wieder auf. Inzwischen aber hob die Schraube ohne Ende, die Reparation und der durch sie hervorgerufene Steuerdruck das langsame Zermalmungswerk an. Es ward abermals trüber und schlimmer. Im August 1920 fehlte es nur um ein Haar, da hätten wir uns bereits mit dem Sowjet verbündet. Nun mehrten sich die Anzeichen wachsenden Zerfalls. Wir gleiten abwärts, gleiten in die Kerenski-Epoche der Revolution. Während aber Kerensky und seine Mannen sich als Chauvinisten aufspielten, ähnlich wie einst die Girondisten, zeigen unsere Linksradikalen der Entente verborgene Waffen an, um Deutschland durch völlige Wehrlosigkeit reifer dem Bolsche-

wismus zu machen. Die Arbeiter des Ruhrgebietes senden zwei Millionen Mark als brüderlichen Gruß den Grubenarbeitern in England. Radek tobt in Mitteldeutschland herum, einen neuen Aufstand vorzubereiten. Zweck: Errichtung einer Räterepublik! Deutsche, von Gott und jedem Volksgefühl verlassene Kommunisten wühlen sogar in Schlesien. Die Reichsregierung selbst befehdet die wackeren Bayern, die nach Oberschlesien zogen, um es gegen polnische Raubgelüste zu retten. Sie verteidigt umgekehrt die Linksradikalen in München, wendet sich gegen die Nationalsozialisten und beschuldigt Pittinger des Hochverrats. Die Franzosen fordern Kriegstrophäen aus den Jahren 1813/17 und 70/71 zurück, Trophäen, auf die sie einheimische Angeber aufmerksam machten. Das Reichsgericht zu Leipzig verurteilt angebliche Kriegsverbrecher, ein Gericht zu Berlin begnadigt Hölz, den Todeswürdigen, zu Zuchthaus, dem er sicher bald entrinnen wird. Ein anderes spricht den Mörder Talaats frei, den Armenier Teilirian und entfesselt dadurch einen Sturm der Entrüstung in der Welt des Islams und sogar bei den Bulgaren.

Unterdessen klammern sich die Kriegsgesellschaften verzweifelt an ihre Posten und gebären neue Gesellschaften zur Abwicklung der alten, muffigen Geschäfte. Eine Stadtgemeinde nach der anderen meldet einen ungeheueren Fehlbetrag an, den sie infolge der Zwangswirtschaft erlitten hat. Getreide wird noch nicht freigegeben, sondern einem Umlageverfahren ausgesetzt. Die Sachlieferungen und die Zahlungen in Goldmark an die Entente gehen lustig weiter, und die Regierung verkündet es frohlockend aller Welt, wenn es dem ohnmächtigen, ausgepumpten Deutschland gelungen war, einige Tage früher, als die Feinde es erwarteten, deren Forderungen nachzukommen. Die Papiermark aber sinkt und sinkt. Dagegen steigt die Zahl der Konkurse, der Bankbrüche und steigt der Fehlbetrag bei den verschiedenen Reichsämtern. Auch, trotz der außerordentlich hohen Beförderungssätze, im Verkehrswesen. Eine neue Teuerungswelle, bereits die fünfte, droht uns zu überfluten. Die Folge davon? Die Arbeiter verlangen zur Abwechslung einmal wieder höhere Löhne. Sie aber, die zur Annahme des letzten Ultimatums ihr redlich Teil beitrugen, weigern sich lange, wenn gleich zuletzt ohne Erfolg, bei der geldlichen Erfüllung des Ultimatums mitzuwirken, sträuben sich gegen Lohnabzüge von seiten der Steuerbehörde. Die Ablieferung der Waffen ist so gut wie vollendet. Unter anderem zerstörten wir 13 000 Flugzeuge. Der letzte Zeppelin wurde an Italien abgeliefert. Mehrere Torpedoboote fielen den Polen anheim. Ein Zeppelin ging nach Amerika.

Nicht erquicklicher ist das Bild in der auswärtigen Politik. Die schlesische Wunde bleibt offen und brennt. Wir werfen uns dem Sowjet in die bluttriefenden Arme. Wir schweifwedeln vor London und Washington. Wir beugen uns vor Prag und Rom. Wir finden nur kraftlose, beschwichtigende Worte, um den Übergriffen Warschaus entgegenzutreten. Am peinlichsten ist das Versagen Berlins in der österreichischen Frage. Nicht genug damit, daß die einmütig bekundete Willensäußerung Tirols, Salzburgs und Steiermarks keinen greifbaren Erfolg gezeitigt und im deutschen Mutterlande so wenig

Verständnis und noch weniger Entgegenkommen gefunden hat, fühlt sich der Reichskanzler noch bemüßigt, in Wien gegen die Abstimmung, die dem eigensten Gedanken des Völkerbundes genau entspricht, die eine Selbstbestimmung der Völker herbeiführen möchte, zu warnen. Der Vorgang ist zwar abgeleugnet worden, jedoch in einer so matten und lahmen Weise, daß man erst recht zu der Überzeugung gelangte, die Warnung sei tatsächlich ergangen.

Nun kam im Sommer noch das Gesetz zum Schutze der Republik. Der Schutz richtet sich nur gegen innere, nicht gegen äußere Feinde, richtet sich nur gegen Deutsche, nicht gegen Polen oder Franzosen.

Wir wollen einen Schleier auf die üble Entwicklung der letzten Monate werfen, zumal sie jedermann sattsam bekannt ist. Nur mit der Wirtschaftskrisis wollen wir uns befassen. Sie ist so vordringlich geworden, daß sie alle anderen Gedanken und Wünsche, auch die Teilnahme an auswärtigen Dingen, beinahe vollkommen erstickt. Der Bolschewismus entdeckte, daß er uns weder „moralisch" noch militärisch zu erobern imstande ist; da versucht er es mit Geld. In seinen Händen ist das die furchtbarste Waffe geworden. In dem erfinderischen, überaus arbeitsamen, von Kriegsschäden so ziemlich verschont gebliebenen Deutschland ist die Währung *) auf $^1/_{1000}$ der Friedenswährung gesunken. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Das ist klare Mache. Eine große Schuld tragen allerdings die Reparationen und eine nicht kleine die Überproduktion an Beamten, und zwar minderwertigen Beamten, wie auch an Arbeitern, besonders solchen des Verkehrswesens. In keinem Falle aber ist der Kredit des Deutschen Reiches so erschüttert, daß sich eine Verringerung unseres Geldwertes um das Tausendfache rechtfertigen ließe. Die Folgen aber der Entwertung und der auf uns hereinbrechenden Papierflut sind unermeßlich. Sie sind gerade die, die der bolschewistische Feind wünscht. Der eigentliche Feind ist das jüdische Großkapital, das sich des Bolschewismus als einer handsamen Waffe für die Zermürbung der Völker bedient. Die abenteuerliche Entwertung unserer Mark hat uns denn auch, trotz der ebenso abenteuerlichen Börsenhausse, die unsere Augen von wichtigeren Dingen ablenken soll, bereits die Kolik gebracht. Wir sind von der akuten Krankheit einer grundstürzenden Wirtschaftskrise bedroht. Schon hat die Aussperrung von Arbeitern begonnen, besonders in Webereien. Die Fabriken können eben die Rohstoffe nicht mehr zu lohnenden Preisen hereinbringen. Andere Aussperrungen werden folgen. Schon über viertausend Zeitungen sind gestorben, weil die Setzerlöhne und die Papierpreise zu hoch geworden sind. Warum aber sind sie so hoch? Weil die Lebensmittel, Kleider und Schuhe und die Verkehrsmittel, Tram und Eisenbahn und Fahrräder unerschwinglich geworden sind. Es ist auch gar kein Absehen, wann und wo das Hinauftreiben der Preise enden soll. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Geldentwertungs- und

*) Umrechnungen und Valuta-Angaben in früheren Abschnitten dieser Schrift, namentlich solche des Balkans, müssen im Lichte des neuesten Kurssturzes — der Dollar 4000—4400 Mark — verändert werden.

infolgedessen die Teuerungswelle immer höher und immer rascher anschwellen und wird schwerlich schon um Weihnachten den höchsten Stand erreicht haben. Im Frühjahr 1923 aber wird sie schon wie eine verheerende Springflut dahinwogen. Dabei spielt der Kohlenmangel eine wesentliche Rolle. Werke ohne genügende Kohlenvorräte müssen eben aussetzen oder ganz zumachen. Noch eine wichtige Begleiterscheinung erzeugt der sinkende Wert des Geldes und die dadurch bedingte Verbesserung des Betriebskapitals. Große und kleine Werke müssen notgedrungen ihr Kapital vermehren. Das geschieht durch Ausgabe neuer Aktien. Banken übernehmen die Emission. Dadurch gewinnt die Hochfinanz erneuten verstärkten Einfluß auf das Großgewerbe. Selbst bei Krupp soll jetzt jüdisches Geld arbeiten. Die leihenden und emittierenden Banken fordern regelmäßig eine Vertretung im Aufsichtsrat. So kommt allmählich die Fabrik, die Zeche, die Glas- und Eisenhütte in die Klauen der Geldgeber.

Wir haben jetzt bald 470 Milliarden schwebende Schuld, vornehmlich an Schatzscheinen; wir haben außerdem 360 Milliarden Papiergeld. Letzteres hinderte nicht, daß, zumal durch einen Streik der Reichsdruckerei gefördert, im September und Oktober ein empfindlicher Mangel an Zahlungsmitteln eintrat. Vom Oktober an soll die Reichsdruckerei, unterstützt durch die sächsische und bayerische Notenpresse, täglich 7 Milliarden Papiergeld herstellen, das macht zweieinhalb Billionen im Jahre. Das österreichische und das russische Vorbild zeigt, wohin das führe. Auch die Devalvation, die zwangsweise Hinaufwertung von Banknoten, wie sie in Rußland seit einem Vierteljahr gehandhabt und in Österreich vorgeschlagen wird, kann nichts ändern. Dem Sowjet ist sein Experiment bereits gescheitert. Er hat einen neuen Rubel dekretiert, der 10 000 alte Sowjetrubel gelten soll. Was aber sehen wir? Mitte September brauchte man bereits 700 neue Rubel statt der erwarteten zehn oder schlimmstenfalls zwanzig, um einen Dollar zu kaufen. Durch künstliche Maßregeln ist die berühmte Stabilisierung der Valuta, von der andauernd so viel geschwafelt wird, nie zu erreichen. Auch nicht, wenn das von Rathenau gelobte Privatsyndikat, das die „Weltregelung“ unternehmen will, mit zweieinhalb Milliarden Dollar Kapital sich noch so breitspurig und gebietend auftäte. Auch unsere Mark sinkt ins Uferlose. Und zwar mit wachsender Geschwindigkeit. Es ist wie bei den Fallgesetzen, je länger der Fall dauert, je mehr er sich seinem Endziele nähert, um so rascher wird, im Quadrate der Zeit wachsend, der Fall. Und das Ende ist Krach und Schrecken. Wo aber den Napoleon und seinen klugen Finanzminister hernehmen, die zusammen, der eine durch kriegerische Taten, der andere durch weise Organisation, der heillosen Assignatenwirtschaft ein Ende machten?

Zu den Valutaschwierigkeiten und zu der Finanznot gesellt sich die wachsende Mißlichkeit in der Nahrungsbeschaffung. Die Ernte von 1922 war ausnehmend schlecht. Allerdings wurde durch ein hundselendes Wetter, einen Regen von beispielloser Dauer, das Ergebnis besonders ungünstig beeinflußt. Die Ernte in Körnern hat

noch nicht einmal die Hälfte von der des Jahres 1913 gebracht. Wir müssen bis zum nächsten Herbst $^2/_5$ unseres Nahrungsbedarfes vom Auslande einführen. Das bedeutet einen Aufwand von mehreren hundert Milliarden Papiermark. Nimmt man dazu die 190 Milliarden (die Schätzung ist aber schon ein Vierteljahr alt), die wir für Kohlen an das Ausland entrichten, ferner die Zahlungen für Reparationen, Besatzungen und Kommissionen, die Entschädigungen an Auslandsdeutsche, endlich die unaufhörliche Steigerung in den Beamtengehältern, so wird der Fehlbetrag 1923 nicht weiter unter einer Billion Mark bleiben.

Das wirtschaftlich zermürbte Deutschland steht auch vor einer industriellen Krisis. Die Geldentwertung brachte zunächst eine Scheinblüte, führt aber in der Folge, da die Beschaffung der nötigen Rohstoffe immer schwieriger wird, dennoch zum Zusammenbruch. Deutschland, das gänzlich entwaffnet ist, das weder Generalstab noch Flotte, weder Kanonen noch Flugzeuge besitzt, das vom Parteihader zerrissen wird, das in einer bösen Klemme zwischen Frankreich und der Kleinen Entente sitzt, es wird außerdem noch von der Gefahr bedroht, dem von Moskau geheim heranschleichenden und offen heranbrausenden Bolschewismus zu verfallen. Schon suchen die Ausschüsse der Gewerkschaften die Zügel an sich zu reißen. Die Anzeichen des russischen Absturzes wiederholen sich. Wir gleiten aus der Kerenski-Epoche in das Zeitalter Lenins. Wolfszeit, wie die Edda sagt. Allem Ermessen nach wird zum mindesten Norddeutschland kaum in der Lage sein, sich des Bolschewismus zu erwehren. Die wildgewordenen Pferde der Revolution reißen auf schiefer Ebene mit wachsender Geschwindigkeit den Reichswagen abwärts. Vielleicht hält sich Mecklenburg und Pommern und der eine oder andere Strich Ostpreußens. Das wird aber dadurch wettgemacht, daß höchstwahrscheinlich Hunderttausende von Sowjetsoldaten nach Ostdeutschland hereinströmen werden. In Süddeutschland steht Baden zu Berlin, dagegen werden Württemberg und Bayern einen gegenbolschewistischen Block bilden. Hoffentlich werden sie zusammen der Fels sein, an dem der Ansturm der Feinde scheitert, das Idarfeld der Edda, wo nach Ragnarök sich eine neue Welt aufbaut.

Wie soll der Aufbau vor sich gehen? Wer soll ihn bewerkstelligen? Die Einstellung auf Stinnes allein ist ungenügend. Da gehört noch etwas anderes, wertvolleres dazu. Auch wirtschaftliche Macht reicht nicht dazu aus, um uns wieder auf die Höhe zu bringen.

In jüngster Zeit wird mit steigender Häufigkeit von den Rechtsparteien der Gedanke einer Diktatur erörtert. Vielfach wird in ihr die einzige Möglichkeit erblickt, um zu Ordnung und Überlieferung zurückzukehren, um eine glücklichere Zukunft für uns zu erringen. Sinn und Anlage der Deutschen sind allerdings einer Diktatur nicht sonderlich günstig, sind ihr geradezu abhold. Das spricht sich schon darin aus, daß vor alters ein Herzog lediglich für einen bestimmten Feldzug — und die Kriege waren damals von recht kurzer Dauer — erkoren wurde, daß er aber sofort nach der Rückkehr aus dem

Feldzuge sein Amt niederlegen mußte, ergibt sich nicht minder aus der ganzen Stellung der Fürsten in der Völkerwanderung und des mittelalterlichen Königtums. Wann eigentlich haben wir jemals in unserer ganzen Geschichte einen Diktator gehabt? Höchstens einen fremden, nämlich Napoleon, und in der Frühzeit etwa noch den Attila. Arminius dagegen scheiterte an seiner Aufgabe, wiewohl ohne weiters zugestanden werden mag, daß gerade er als Diktator unendlich segensreich hätte wirken können. Die Merowinger und Karl der Große spielten sich wohl als Diktatoren auf, allein sie mußten gleichwohl mit dem Thing, mit dem Maifeld und mit den Stammesherzögen, die bereits, namentlich in Bayern und wahrscheinlich auch in Sachsen, seit Jahrhunderten erblich waren, rechnen. Außerdem fanden die Kaiser eine wesentliche Einengung ihrer Gewalt, die staatsrechtlich niemals als unumschränkt anerkannt war, in der Kirche und der Wirksamkeit der römischen Kurie. Ebenso ist später immer die Religionspolitik dazwischengetreten, wenn irgendein Kaiser wie Karl V. und Ferdinand II. das ganze Reich bedingungslos zu seinen Füßen sah. Gerade unter Ferdinand II. schien es tatsächlich zu einer Diktatur kommen zu sollen; der Träger der Diktatur wäre jedoch kein Deutscher, sondern ein Vollbluttscheche gewesen, Wallenstein. So bietet die deutsche Vergangenheit eigentlich keine Handhabe, um den Diktaturgedanken zu empfehlen. Gleichwohl ist er seit der Kriegszeit geradezu volkstümlich geworden. Man sprach gern von einem Diktator der Wirtschaft, einem Diktator des Wohnungswesens, der Kohlenversorgung, und man kann nicht leugnen, daß der Klang des Titels in weiten Kreisen etwas Einschmeichelndes hatte und sogar dazu beigetragen haben mag, die unerträglichen Härten der wirklichen Einrichtungen durch den Glanz jenes Namens erträglicher zu machen. Der Boden also wäre im allgemeinen nicht schlecht vorbereitet. Offenbar ist eine Zeit, die gern jenem Klange lauscht, jenen Titel hört, der Einrichtung selbst nicht abgeneigt.

Blicken wir auf andere germanische Völker, so können wir nirgends einen Anlauf zu der geschilderten Unumschränktheit erblicken. Denn der flandrische Ruewart und ebenso der skandinavische König war nichts weniger als allmächtig und wurde, wenn er sich eine ungesetzmäßige Gewalt anmaßen wollte, kurzerhand verjagt oder ermordet. Einzig und allein in England haben wir ein Beispiel einer richtigen Diktatur, nämlich Cromwell. Sie hat alle Bedingungen erfüllt, die an den Begriff geknüpft sind und, was die Hauptsache, sie ist erfolgreich gewesen. Man kann jedoch schwerlich behaupten, daß die einzigartige Stellung Cromwells dem englischen Empfinden entspreche. Auch können aus einer so vereinzelten Erscheinung keine grundlegenden, allgemein gültigen Folgerungen gezogen werden. Daß der zweite Protektor schon gestürzt wurde, spielt dabei keine Rolle. Es handelt sich vielmehr darum, ob geschichtliche Einzelereignisse ebenso Gesetzen unterliegen wie der Werdegang eines Volkes, wie das Wachsen und Welken der Kulturen. Das Glück fällt vom Himmel, und auch das Genie, der schöpferische Staats-

mann, ist ein Geschenk des Himmels, das man nicht abwarten soll und das man unbedingt nicht erzwingen kann.

Es ist nicht unbedenklich, auf die Diktatur als das Alleinmittel aller heutigen Schäden zu hoffen, denn, bleibt sie aus, so wird die Hoffnung bedrückt und die Verzweiflung wird noch größer. Auch ist es mißlich, alles auf eine Karte zu setzen. Wird der neue Gewalthaber ermordet, was nur zu leicht geschehen kann, man denke an Caesar, denke — ut parva magnis — an Eisner und an Rathenau, was dann? Dann ist der Himmel erst recht mit schwarzen Wolken verhangen.

Napoleon konnte leichter aufsteigen, weil Frankreich von jeher ein zentralisierter Staat gewesen ist, was sich schon in der alles beherrschenden Stellung von Paris ausdrückt. Bei uns dagegen waltete von jeher die Mittelpunktsflucht, die Dezentralisation, dergestalt, daß Berlin in Dresden, München, Wien, Düsseldorf, Essen, Stuttgart, Leipzig und Hamburg ein Gegengewicht findet.

Wir reden hier rein akademisch. Wenn wir demgemäß die Möglichkeit erörtern, die sich für die Hoffnungen der Rechtsparteien bieten, und wenn wir Umschau auch bei anderen Völkern halten, um Beispiele, um Muster für unsere Handlungsweise zu finden, so dürfen unsere Blicke recht weit schweifen, bis nach Amerika und Japan. Die Revolution, die zu der Loslösung der englischen Kolonien und zur Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika führte, wurde nicht von einem einzigen Manne durchgesetzt, obwohl Washington in seinem Kreise die hervorragendste Persönlichkeit war, sondern von einem ganzen Ring. Unter den entschlossenen und schöpferischen Männern, die Washington umgaben und bereitwillig unterstützten, befand sich noch ein Politiker, der ihm durchaus gewachsen war und ihn an Genie noch übertraf, Alexander Hamilton. Nachdem die Gründung nach langen Kämpfen zum Erfolg geführt hatte, hat diese Gruppe gleichgesinnter Männer, die sich nach Bedürfnis allmählich noch andere geeignete Mitkämpfer suchten, das Staatsschifflein geschickt und glücklich durch mannigfache Wirbel noch jahrzehntelang gesteuert. Einen ganz ähnlichen Fall treffen wir in Japan. Seit 1854, seit Admiral Perry in See gestochen war, um die verschlossenen Pforten des Shogunates, zunächst für einen Handelsvertrag, zu sprengen, erlebte das Inselreich stürmische Zeiten. Um dem wachsenden Drucke des Abendlandes widerstehen zu können, um Japan im neuzeitlichen Sinne umzugestalten, aber es zugleich mit nationalistischem Geiste zu erfüllen, erschien auch damals ein Diktator notwendig. Es zeigte sich jedoch keiner. Da hat wiederum eine ganze Reihe von Vaterlandsfreunden, Militärs und Zivilisten, wie Ito, Inouye, Yamagata, Oyama, Okuma, denen später sich Katsura beigesellte, die schwierige Aufgabe in Angriff genommen und hat sie in befriedigender Weise gelöst. Unter allen diesen japanischen Politikern befand sich kein einziges Genie. Es waren lauter Talente, die wohl etwas über das Mittelmaß hinausragten, von denen aber kein einziges die Sache allein hätte darstellen können. Und trotzdem hatten es diese Männer geschafft! Die Überlieferung

hat sich dann erhalten und hat sich in dem Genro, dem Rate der alten Staatsmänner, wozu auch Exminister und pensionierte Marschälle gehören, ein durchaus zureichendes Organ geschaffen. Es hat nicht an Attentaten gefehlt, die gegen Mitglieder dieses japanischen Ringes gerichtet wurden; andere Mitglieder sind im Kriege oder sonst untergegangen. Allein die Gruppe der Steuermänner, die am Ruder sitzen und die sich ihre Nachfolger selbst erkiesen, leitet das Schiff noch heute weiter, und zwar zum Segen des Staates.

Wie das Genro, eine sehr empfehlenswerte Einrichtung — nicht zuletzt auch für Deutschland, das vom Parteihader zerklüftete, das von gemeinsamer Arbeit gegen außen keine Ahnung hat, dessen außenpolitische Tatkraft sich in der Gründung von Handelskontrollen und jüdisch geleiteten Monopolen erschöpft — so ist die Round Table in England beschaffen, das die Geschicke des Weltreiches leitet, nur daß dort die Juden das große Wort führen.

Die Hindu sprechen von dem trügerischen Schaum, von der falschen Spiegelung, von dem Schleier der Maja. Und in der Tat, was künden die Zeichen der Zeit? Einen unermeßlichen Riß. Ein unheilbarer Zwiespalt besteht zwischen Wollen und Können, zwischen Worten und Tat, zwischen Hoffnung und Leistung. Ein Zwiespalt auch der Ziele, ein Zwiespalt der Weltanschauungen. Es gibt zwei Deutschlande, ein wahres und ein unwahres. Eine Welt des Seins und eine Welt des Scheins. Es gibt Verzagte und Mutige, Hoffende und Pessimisten, Entsagende und Aktivisten. Es gibt Fromme und Unfromme, Kinder der Welt und Kinder des Geistes. Es gibt Weltbürger und Staatsbürger, Kosmopoliten und Nationale. Was ist nun das wahre Deutschland? Man muß weit zurück in die Tiefen der Zeiten steigen, um das Rätsel zu lösen. Wir haben uns allzusehr in dem Wahne gewiegt, daß wir germanischen Blutes seien. Als Eroberer kamen die Germanen in die Welt und zwangen der besiegten, der einheimischen Bevölkerung ihre Art, Sitte und Sprache auf. Jetzt tun sich Urweltschlünde wieder auf. Die Menschen grauer Vorzeit, die gorillaartigen Urrassen vom Neandertal und von Krapina, die einstigen Renntiermenschen, Samojeden und Finnen und weiße Neger steigen wieder herauf, der atavistische Typus der Zuhälter und Verbrecher. Es gilt, eine neue Eroberung Deutschlands durchzuführen. Es gilt, die zügellos schweifenden Scharen der Vorzeit, die sich wieder ans Tageslicht wagen, zu unterdrücken. Es gilt, dem indogermanischen Ordnungs- und Herrschergeiste wieder die gebührende Geltung zu verschaffen. Dazu kommt noch eine neue Not der Gegenwart. Es gilt, die Orientalen, die sich bei uns eingenistet haben, bei uns zurückzudrängen. Das ist das Fürchterliche, das unsäglich Verschlungene, das unermeßlich Schwierige an der heutigen Lage, daß wir einen Krieg nach zwei Fronten führen müssen, einen diplomatischen, der nichts hilft, solange die Berliner Sowjetfreunde ihn führen, nach außen, einen rassenhaft kulturellen Krieg nach innen, kurz, daß wir unseres eigenen Volkes nicht sicher sind. Schon aber bricht die Morgenröte an und der arische Geist erstarkt. Er wird und muß zuletzt den Sieg davontragen.

22. Freiheit.

Wohlfahrtsausschuß — so nannte sich der Konvent, der den Schrecken über Frankreich brachte. Lucus a non lucendo. Die Klerikalen Brüssels nannten sich 1884 les independants, um dann zwanzig Jahre lang die Geschicke Belgiens in Abhängigkeit von der Kurie zu lenken. Mit Humanitätsphrasen warfen so Wilson wie Bolschewiki um sich. Schlagwörter, nichts als irreführende Schlagwörter! Wer sie ausstreut, tut nur zu oft das Gegenteil von dem, was die Wörter versprechen. So ist es auch mit der Freiheit. Alle loben und preisen sie, alle seufzen nach ihr oder jauchzen über sie, wenn sie in deren Besitz zu sein wähnen, und doch, wie weit sind sie von dem Ideal entfernt! Die Männer vom November 1918 glaubten wunders was zu tun, wenn sie die schöne Kuppel von dem mächtigen Gebäude des Deutschen Reiches abbrachen. Sind sie deshalb freier oder glücklicher geworden? Im Gegenteil! Die Not des Lebens, der Stacheldraht der Verbote, die Dornhecke spitziger Gesetze, die Bureaukratie und die Vertrustung des Daseins ist schlimmer denn je zuvor. Und auf die Beseitigung jener Kuppel hin bröckelte von selber, da Regen und Wind ungehindert eindrangen, das vermorschende Gebäude ab und die Flügel des Gebäudes zersplitterten.

Unter der Herrschaft des Zaren lebte man hundertmal freier als unter der Tschreswytschaika. Sibirien galt als das rückständigste Land der Erde, als ein einziges großes Gefängnis, und doch schaltete man nirgends ungebundener, nirgends unbeschränkter als in Sibirien. Jeder Bauer war ein kleiner König auf seinem Gute, und wenn ein Tschinownik erschien, so ging er gern nach wenigen Minuten, denn der Bauer machte ihm deutlich, daß er lieber seinen Rücken sähe als sein Gesicht. Ja, es ist vorgekommen, daß eine Siedelung von mehreren tausend Seelen, irgendwo südwestlich vom Baikalsee, jahrelang ohne jede Regierung lebte und glücklich war. Man war so vorsichtig, keinen Postdienst zu verlangen und keinen Briefkasten anzubringen; wem auch sollten die mit ihrem Zustand so zufriedenen Menschen schreiben? So hat Jahre hindurch nicht einmal ein Steuerbote den Weg zu der Siedelung gefunden. Ähnlicher Freiheit konnte man sich im weiten endlosen Oriente erfreuen. Kein Mensch kümmerte sich im Herzen der Türkei oder in Persien um einen fremden Reisenden, er konnte gehen und kommen, wie er wollte. So waren manche Despotien tatsächlich für ein sorgenloses, fessselloses Dasein geeigneter als die meisten Republiken des Abendlandes, als Frankreich, Argentinien oder die Vereinigten Staaten. Wehe dem, der in der Union öffentlich Alkohol trinken will! Nicht einmal das Zigarettenrauchen wollten die Yankees den Kubanern am Sonntag verstatten, und es kam darüber zu einem beträchtlichen Krawall und beinahe zu einem Aufstand.

Die Vorstellungen von schrankenloser Freiheit sind meist ein Wahn. Wieviele meinen, der Mohammedaner könne heiraten wie er wolle und wen er wolle. Die Gewohnheitsgesetze sind im Gegenteil so streng, daß der Sultan, wenn er eine seiner Frauen besuchen

will, sich schriftlich vorher anmeldet. In jedem Falle aber ist es ein Irrtum, zu denken, Freiheit sei am Ende der Entwicklung, sei die Höhe und der vollkommenste Abschluß der Zivilisation. Die Sache verhält sich gerade umgekehrt. Der Wilde kann tun und lassen, was er will. Es gibt Stämme, wie die Kubu auf Sumatra, wie die Wedda auf Ceylon, wie die Buschmänner in Südafrika, wie die Melanesier auf Formosa, die nicht einmal ein Haus, eine bestimmte Wohnstätte haben; sie schweifen regellos umher und nächtigen womöglich jeden Abend unter einem anderen Baum oder Strauch, an einer anderen Wasserstelle. Der Wilde schläft, solange er will, und er geht, wohin er will. Steht sein Gelüste auf Fische, so begibt er sich ans Wasser und widmet sich der Angelrute; hat er Lust auf Wildbret, so rüstet er sich zur Jagd. Gefällt ihm eine Gegend nicht, so sucht er eine andere auf. Gefällt ihm ein Nachbar nicht, so verläßt er ihn oder er schlägt ihn tot. Die Freiheit ist nicht am Ende, sondern am Anfang. Am Schluß der Entwicklung ist alles durch zehntausend Gesetze behindert und eingeengt. Überall steht: Verbotener Weg! Du kannst nicht gehen und fahren, nicht einmal bauen, wie du willst. Der englischen Gesellschaft ist nicht nur das Kleid, sondern sogar die Art vorgeschrieben, wie man Äpfel und Kirschen ißt, und wer gegen die ungeschriebene Gewohnheit oder die gerade herrschende Mode verstößt, verfällt dem gesellschaftlichen Boykott. Übrigens, so ganz frei sind auch die Wilden nicht. Gerade bei den untersten Horden gibt es sehr strenge Heiratsgesetze, so in Australien, bei den Samojeden, bei gewissen Indianern. Man vergleiche darüber das Buch des Schotten Morgan*), das von deutschen Sozialdemokraten für einen bekannten sozialistischen Verlag übersetzt wurde. Oft darf der Heiratslustige nicht einmal innerhalb seines eigenen Stammes sein Weib wählen; er muß sich an einen fremden Stamm wenden. Der ganze Stamm gilt in sich als verwandt, und die Verwandtenheirat ist verflucht. Auch sonst gibt es eine lange Reihe von Verordnungen, die der Wilde gewissenhaft einhalten muß, bei der Begrüßung, bei der Jagd, bei allen möglichen Zeremonien. Man denke an die mannigfaltigen, peinigenden Proben, die der junge Indianer vor der Mannbarerklärung ablegen muß. Und vor allem ist der Wilde der Sklave seiner eigenen Einbildung, seiner finsteren Vorstellungen, seines Aberglaubens. Alles das wird aber von der einen herrlichen Freiheit aufgewogen: er braucht keine Steuern zu bezahlen. Freilich schützt ihn das nicht davor, jederzeit beraubt und erschlagen zu werden.

Die Gegenwart und gerade die marxistische Gegenwart ist die unfreieste von allen. Nur waren die lästigen Daseinsbeschränkungen, die uns wie Stacheldrähte ringsum einzäunen, schon vor Marx da. Der Staatssozialismus hat schon mit der Bureaukratie begonnen, und diese ist im Abendlande ein Vierteljahrtausend alt.

*) Die Urgesellschaft. Untersuchungen von Lewis Morgan. Aus dem Englischen übertragen von W. Eichhoff, unter Mitwirkung von Karl Kautsky, Stuttgart, Dietz 1891.

Die heutigen Zustände sind aber die zugespitztesten, unerträglichsten, die man je erlebt hat, mit Ausnahme der sinkenden römischen Kaiserzeit, da es den Bauern nicht erlaubt war, in die Stadt zu ziehen, und den Städtern nicht, auf das Land zu gehen. Eine Vorahnung heutiger Zustände hatte schon vor achtzig Jahren Proudhon. Er ist der Vater des weltberühmten Wortes: Eigentum ist Diebstahl! „Wer regiert wird," sagt Proudhon *), „der wird bei jeder Handlung, jedem Geschäft, jeder Bewegung aufnotiert, einregistriert, nachgezählt, bestempelt, nachgemessen, rubriziert, abgeschätzt, besteuert, veranlagt, autorisiert, visiert, ermahnt, behindert, verbessert, eingerenkt und korrigiert und unter dem Vorwande des öffentlichen Nutzens oder des Allgemeinwohls wird er gebrandschatzt, geschuhriegelt, eingesperrt, ausgebeutet, monopolisiert, konzessioniert, ausgesogen, mystifiziert und bestohlen; bei dem geringsten Widerstand, bei der ersten Klage unterdrückt, bestraft, begeifert, geärgert, gehetzt, angeschnauzt, totgeschlagen, entwaffnet, geknebelt, eingekerkert, erschossen, in Stücke gerissen, abgeurteilt, verurteilt, deportiert, geopfert, verkauft und verraten; und damit auch nichts fehle, wird er betölpelt, genasführt, beschimpft, geschmäht und entehrt. Das ist die Regierung, das ist ihre Gerechtigkeit und ihre Moral."

Man kann es sehr gut verstehen, wie unter dem Zentnerdrucke staatlicher Allgewalt, wie in den spanischen Stiefeln aller dieser Drangsalierungen früher jemand als Mönch sich abschloß und jetzt ein Wandervogel, ein Theosoph wird oder das Mitglied einer freien Gemeinschaft, um ein Leben ganz nach eigenem Sinne zu führen; kann es auch verstehen, weshalb die Arbeiter das tödliche Einerlei eines Zehn- oder gar Elfstundentages fürchten; kann endlich begreifen, warum der Bolschewismus so viele Anhänger fand. Aber auch einsehen, weshalb wirklich freiheitsliebende Geister den wirklichen Bolschewismus, der das Gegenteil vom theoretischen ist, das sozialistische Zuchthaus in schlimmster Form, aus innerster Seele hassen. Allein es wäre falsch, solchen Gefühlen und Anwandlungen nachzugeben. Es wäre feig, der Welt und ihren Anforderungen einfach zu entfliehen! Es wäre verrucht und verräterisch, gerade in einem Augenblick, da das Vaterland in Gefahr ist, sich zurückzuziehen und mit bequemer Gelassenheit zu erklären: ich mache nicht mehr mit. Solon bedrohte durch Gesetz jeden mit Todesstrafe, der bei einem Bürgerkrieg nicht Partei ergreife. So muß es auch jetzt sein. Das deutsche Schiff ist in höchster Seenot. Wer es verläßt, ist des Hochverrats schuldig.

*) Gide und Rist, Die Geschichte der volkswirtschaftl. Meinungen (französisch), übersetzt von Dr. Horn, S. 843.

Untenstehende Preise sind Grundpreise und entsprechen ungefähr dem Goldmarkwert. Sie werden mit einer veränderlichen Teuerungszahl multipliziert, die im Oktober 1922 110 betrug.

Pest in Rußland.

Der Bolschewismus, seine Häupter, Handlanger und Opfer mit 75 Lichtbildern aus Sowjetrußland.

Preis Mk. 2.—

„Rosenberg führt uns das Wirken der Henker der Welt unter Anführung sicherster Beweise vor Augen. Nach Sinowjew-Apfelbaum hat die Sowjetregierung die Aufgabe, die Brandfackel der Weltrevolution zu entzünden. Der zweite Teil bringt auf 48 Seiten eine Bilderfolge der berühmtesten Häupter des Bolschewismus. Aus diesem muß auch ein Blinder erkennen, wer die Henker der Welt sind.“ (Deutsche Zeitung, Berlin).

Totengräber Rußlands.

Zeichnungen von Otto v. Kursell, Verse von Dietrich Eckart. 100. Tausend.

Preis Mk. —.40. Russ. Ausg. Mk. —.45. Engl. Ausg. Mk. —.50

Bei Abnahme größerer Partien verlange man Sonderpreise. Andere fremdsprachliche Übersetzungen sind in Vorbereitung.

„Ein Bilderbuch von schauerlicher Groteskheit, die Abbildungen von 32 jüdischen Bolschewistenführern, die Rußland und sein Volk an den Rand des Grabes gebracht haben, enthaltend. Alfred Rosenberg aus Reval hat eine kurze Einleitung dazu geschrieben, in der er die Geschichte des russischen Bolschewismus behandelt und den Anteil des internationalen Judentums daran ins rechte Licht setzt. (Alpenland, Innsbruck).

Rasse?

Roman von Erich Kühn.

Preis geh. Mk. 1.80, geb. Mk. 3.10

Houston Stewart Chamberlain schreibt: „Ich habe jetzt Kühn's „Rasse“ gelesen und zwar durchwegs mit lebhaftester Teilnahme. Die Analyse des allmählichen Verderbens des gutgearteten Mädchens, durch die jüdische Kunst des Verführens, dünkt mich sehr fein durchgeführt. Jede Gestalt steht plastisch da und bleibt unvergeßlich .... Sehr bewundere ich das Maßhalten, wodurch die Wirkung des Buches nur an Kraft gewinnt.“

Die Angeseilten.

Ein Zeitroman von Erich Kühn.

Preis geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.60.

Diesen großen politischen Roman läßt der Dichter scheinbar ohne Zeit und Ort spielen. Trotzdem drängt sich dem Kenner die Gewißheit auf, daß die überaus wichtigen Ereignisse, Intrigen, Verwicklungen die im Laufe des letzten Jahres in einer großen süddeutschen ehemaligen Residenzstadt sich abgespielt haben, hier dargestellt werden. Parallelen zu den Fragen „Geheimbündelei, Donaubund, Hochverratsprozeß eines jungen verblendeten und verführten Aristokraten, Separationsbestrebungen, Nationalsozialistische Arbeiterpartei“ usw. drängen sich dem Leser auf und machen das ganze beziehungsreich und reizvoll. Der zeitgenössische Neureiche, der Schieber und politische Geschäftemacher, der Drahtzieher, der alle an seinen Seilen hält und mit diesen „Angeseilten“ sein schlimmes Spiel spielt, tritt ebenso auf, wie der Typus des schwärmerischen Idealisten, der untergehen muß, weil er die Tat scheut, des Mitläufers, der voll guten Willens aber ohne Entschlußkraft ist, des Tatmenschen, dem die Ehre seines Landes über alles geht und der letzten Endes das Gute zum Siege führt.

Deutscher Volksverlag, Dr. E. Boepple, München, Adelheidstraße 36

